

**Zeitschrift:** Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden  
**Herausgeber:** Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden  
**Band:** 104 (1974)  
  
**Artikel:** Geschichte der Stadt Chur, 1. Teil : von den Anfängen bis ca. 1400  
**Autor:** Simonett, Christoph  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-595692>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Geschichte der Stadt Chur

## 1. Teil

Von den Anfängen bis ca. 1400

Mit 29 Abbildungen auf Tafeln und 17 Figuren im Text

*Christoph Simonett*





## VORWORT

Eine leicht fassliche Geschichte der Stadt Chur bis 1400 liess sich deshalb nicht schreiben, weil zu viele Probleme noch kaum untersucht, geschweige denn einigermaßen gelöst waren. Wir beanspruchen keineswegs, in jeder Beziehung Klarheit erlangt zu haben, zögern aber nicht, neue Hypothesen und Schlüsse in die Diskussion zu werfen. Nur so wird man der Wahrheit allmählich näherkommen. Mit einigen bisher falschen Interpretationen musste aufgeräumt werden. Im wesentlichen dürfte z. B. die Geschichte des römischen Chur jetzt bekannt sein, und auch für das frühe Mittelalter ergaben sich zwingende neue Resultate. Dank dem Bündner Urkundenbuch liess sich eine grosse Anzahl von Einzelfragen zumindest überprüfen, oft auch mit Gewissheit beantworten, und sogar persönliche Erforschung des Geländes erbrachte zusätzliche Ergebnisse. Wenige kurze Wiederholungen in einzelnen Abschnitten waren notwendig, um den Leser ohne Umschweife mit der Sachlage vertraut zu machen. Für wohlwollende Mitarbeit danken wir den beiden Leitern der in den letzten Jahren durchgeführten Ausgrabungen, Konservator Dr. H. Erb und Kantonsarchäologe Chr. Zindel. Für freundliche Beratung geht unser Dank ferner an den bischöflichen Archivar Dr. B. Hübscher, an Frau Dr. E. Meyer-Marthaler, Dr. Dr. h. c. A. Schorta und Prof. Lic. iur. R. Staubli. Abgefasst wurde diese Arbeit im Auftrag der Stadt Chur.

Zillis, Ende Dezember 1974

Christoph Simonett



# INHALTSANGABE

Vorwort	
Verzeichnis der Abkürzungen	
Nachweis der Photographien	
<b>Geschichte der Stadt Chur</b>	
	Seite
Chur in vorgeschichtlicher Zeit (ca. 2500–15 v. Chr.) .....	11
Chur unter der Herrschaft der Römer (15 v. Chr.–ca. 400) .....	18
Die geschichtliche Überlieferung .....	18
Der Ausgrabungsbefund .....	23
Welschdörfli .....	23
Hof .....	42
Stadtflur .....	43
Chur im frühesten Mittelalter (ca. 400–600) .....	48
Die erste Kathedrale auf dem Hof .....	48
Das Mausoleum der Bischöfe von Chur .....	53
Chur im oströmisch-byzantinischen Reich .....	57
Chur, das ist Theodoricopolis .....	59
Chur zur Zeit der Viktoriden und ihrer unmittelbaren Nachfolger (ca. 600–800) .....	78
Die karolingische Kirche St. Lucius .....	85
Die karolingische Kathedrale .....	92
Die Trennung von Bistum und Grafschaft (frühes 9. Jahrhundert)...	103
Die königlichen Schenkungen (10./11. Jahrhundert) .....	110
Klöster, Hospize und Spitäler (ca. 1100–1400) .....	120
Der Neubau der Kirche St. Lucius .....	125
Die Bischöfe von Chur auf der Höhe ihrer Macht (ca. 1100–1350)...	136
Das Wappen und die Patrone des Bistums .....	142
Die bauliche Entwicklung und die Einteilung der Stadt (ca. 1100–1400)	147
Die Wehrbauten und die bischöfliche Wohnung auf dem Hoffelsen	147
Der Neubau und die Ausstattung der Kathedrale .....	153
Die grosse Ummauerung der Stadt .....	159
Die Quartiere und Marktplätze .....	163
Erwachen und Aufstieg des Bürgertums (ca. 1200–1400) .....	172
Bischof und Bürgergemeinde im 14. Jahrhundert .....	181
Bürgerliche Berufe und Gewerbebetriebe .....	186
Das Haus der Minnesänger (erwähnt 1383) .....	195
Ortsregister zum Stadtgebiet von Chur .....	198

## VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

BMB	Bündner Monatsblatt
BU	E. Meyer-Marthaler und F. A. Perret, Bündner Urkundenbuch
CD	Th. und C. von Mohr, Corpus Diplomaticus
Fontes	F. A. Perret, Fontes ad historiam regionis in Planis, Zürich 1936
Heuberger	R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter
Howald und Meyer	E. Howald und E. Meyer, Die römische Schweiz
JB HAGG	Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Chur
Kdm. Grb.	E. Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden
Necrol. Cur.	W. von Juvalt, Necrologium Curiense
SRZ	F. Staehelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 1948, 3. Auflage
Verona	Verona e il suo territorio, 2 Bände, 1960 und 1964
ZAK	Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte
ZSG	Zeitschrift für schweizerische Geschichte
ZSKG	Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte

### Nachweis der Photographien

Archäologischer Dienst Graubünden, Chur, Abb. 1; Kantonale Denkmalpflege, Chur, Abb. 12; Erhard Meier, Chur, Abb. 27; Clemens Räber, Chur, Abb. 7–9, 11, 20, 29; Rätisches Museum, Chur, Abb. 2–6, 13–17, 21–26, 28; Reinhardt, Chur, Abb. 10; Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, Abb. 18; Franz Tomamichel, Zürich, Abb. 19.

# Geschichte der Stadt Chur



Fig. 1. Chur um 1640. Der Knillenburg Prospekt. Umzeichnung von Arch. M. Risch. Legende von Erhard Meier.

- |  |                                     |                                   |
|--|-------------------------------------|-----------------------------------|
| 1 Klosterkirche St. Luzi               | 11 Regulakirche und Haus Planaterra | 21 Schelmenturm (Hanikel)         |
| 2 Ruine St. Stephan                    | 12 Kloster St. Nicolai              | 22 Keichenturm mit Totentörli     |
| 3 Kathedrale                           | 13 Untere Gasse                     | 23 Scalettafriedhof (Stadtgarten) |
| 4 Bezirk des Hofes                     | 14 Obere Gasse                      | 24 Pulverturm                     |
| 5 Marsölturm und bischöfliches Schloss | 15 Schanfiggertörli                 | 25 Obertor                        |
| 6 Torturm des Hofes                    | 16 Sennhofturm                      | 26 Metzgerstörli                  |
| 7 Kirche St. Martin                    | 17 Hegisturm                        |                                   |
| 8 Rathaus                              | 18 Schmiedenturm                    |                                   |
| 9 Obere Mühle                          | 19 Untertor                         |                                   |
| 10 Reichsgasse (Freieck)               | 20 Hexenturm                        | 27 Welschdörfli                   |

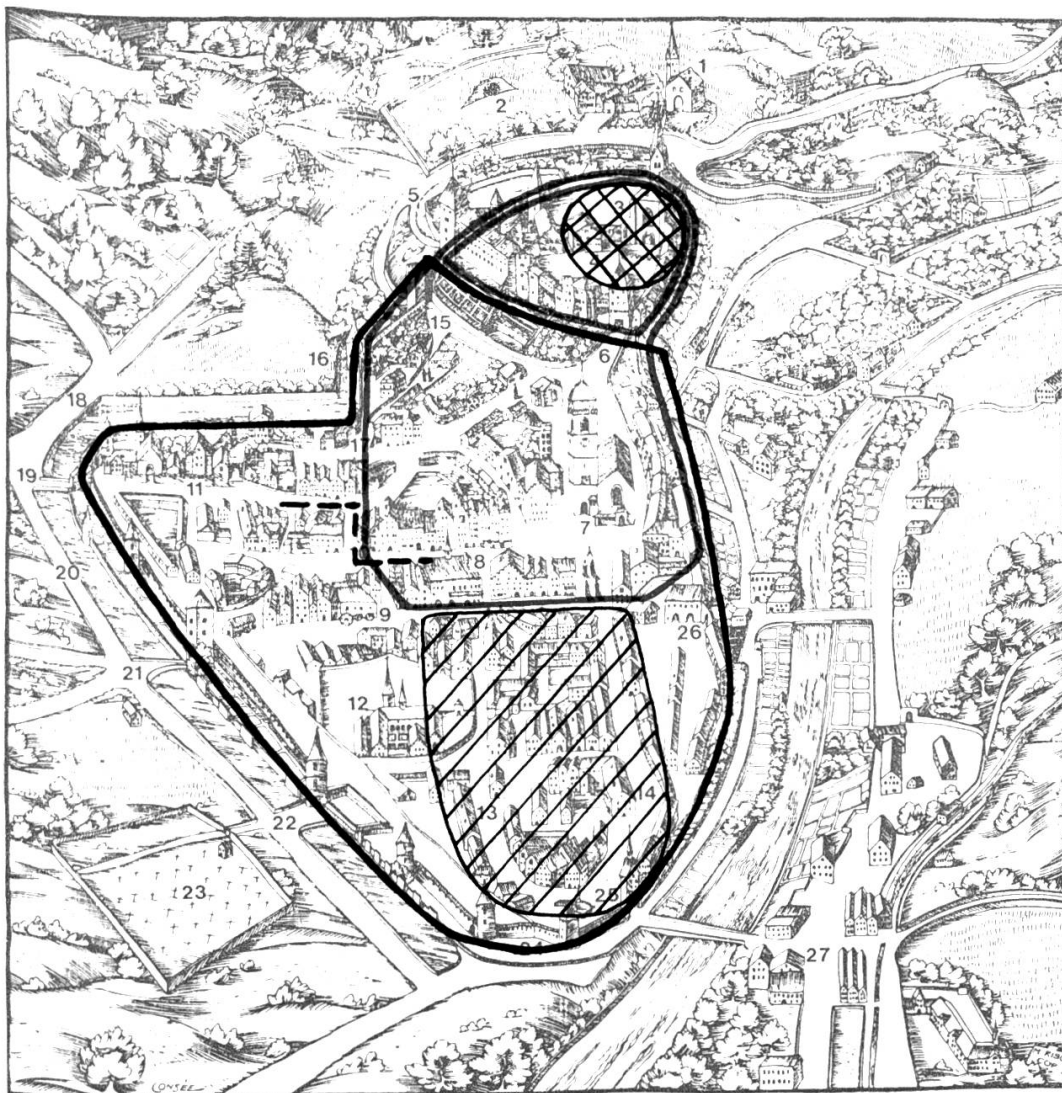


Fig. 2. Chur. Die Entwicklungsphasen der Stadt, ohne das links der Plessur liegende Welschdörfli.



Der frühromische Hof, um Christi Geburt



Der spätrömische Hof, um 370



Die Theoderichstadt, um 500



Die karolingische Erweiterung, 8. bis 10. Jahrhundert



Die Hofbefestigung, 12./13. Jh., und die Stadtmauer, 13./14. Jh.



Die Knickung der Reichsgasse beim Freieck





## **Chur in vorgeschichtlicher Zeit**

(ca. 2500–15 v. Chr.)

Ein einziges, allerdings umfangreiches und mühsam zu handhabendes Buch gibt uns zuverlässige Kunde über früheste Geschehnisse: die Erde. Schichtweise werden die Seiten aufgeschlagen, so, wie die mannigfaltigen Kulturen sie gelagert haben. Das sinnvolle Lesen der verstreuten, oft kaum wahrnehmbaren Zeichen ist schwierig wie ein kompliziertes Zusammenspiel. Das Gespanntsein auf das Gelingen aber ist beglückend, jedes noch so kleine Resultat als Teil des Ganzen wichtig. Gleichsam tastend stösst man von Erkenntnis zu Erkenntnis vor.

Was das vorgeschichtliche Chur anbelangt, war bis 1963 nichts konkret Fassbares bekannt. Sporadische Einzelfunde sind kein Indiz für Besiedlung. Von namhaften Gelehrten wurde angenommen, dass mit grösster Wahrscheinlichkeit der Felshügel des «Hofes» bewohnt gewesen sei,<sup>1</sup> entsprechend den im übrigen Graubünden entdeckten Höhensiedlungen. Bis 1972 wurde der Beweis für diese Hypothese nicht erbracht. Zwei im Innern der Kathedrale freigelegte Feuerstellen<sup>2</sup> sind zeitlich und ihrer Bedeutung nach einstweilen nicht einzuordnen.

Wer der immer wieder propagierten Annahme folgte, die Urbevölkerung unserer Täler habe ausschliesslich geländemässig befestigte Plätze bewohnt, konnte die sensationelle Meldung von der Entdeckung vorgeschichtlicher Wohnplätze im Churer Welschdörfli kaum fassen. 1963 förderten Sondierungen auf dem denkbar ebenen Markthallenareal nicht nur Siedlungsspuren der Hallstattzeit (800–400) und der La-Tène-Zeit (400–15), sondern auch typische steinzeitliche Gegenstände zutage. Im Herbst 1967 wurde im gleichen Areal, nordwestlich der Markthalle, dann auch die steinzeitliche Siedlung angeschnitten, d. h. der Westrand einer solchen. Die Fortsetzung verläuft in Richtung Markthalle. Die 30 bis 40 cm dicke Kulturschicht lag in 2,50 m Tiefe direkt auf dem Plessurschotter. Im Osten des Grabungsfeldes zeigte eine stark gerötete Schicht die unmittelbare Nähe einer Feuerstelle an. Leider liegt der steinzeitliche Herd unter der Markthallenstrasse. Er konnte daher nicht freigelegt werden. Einige rundliche Vertiefungen im anstehenden Schotter könnten von einstigen Hüttenpfosten herrühren.

Einer glücklichen Fügung ist es zu verdanken, dass die Grabungen seit 1967 vom gleichen Fachmann, dem gegenwärtigen Kantonsarchäologen Christian Zindel, durchgeführt werden konnten. Dank seinem Entgegenkommen dürfen wir hier die vorläufigen Ergebnisse der Forschung mitteilen und auswerten.<sup>3</sup>

Die Churer Siedlung gehört der Jungsteinzeit, dem Neolithikum an (3000–1800). Wie Vergleiche der vorliegenden Gefässscherben mit solchen anderer Fundplätze ergeben, kommt für eine genauere Datierung die Zeit 3000–2500 in Frage. Die in Graubünden bisher einzige bekannte neolithische Siedlung, der «Petrushügel» bei Cazis, stammt aus der Zeit um 2000. Der neu entdeckte Wohnplatz in Chur ist gegenwärtig, 1973, also der älteste von ganz Graubünden, womit ein für alle Mal die Wichtigkeit der geographischen Lage in hervorragender Art und Weise dokumentiert wird. Chur war schon damals die Drehscheibe zu allen Bündner Pässen.

Unter den vielen in der neolithischen Kulturschicht aufgefundenen Objekten ragen einige hundert Bergkristall-Absplisse hervor. Eine wahre Überraschung! Statt des sonst üblichen importierten Feuersteines hat man in Chur das wundervolle einheimische Material gewählt. Das Verhältnis Bergkristall- zu Feuersteinstücken ist etwa 10:1. Sehr sorgfältig bearbeitete Pfeilspitzen aus durchsichtigem glitzerndem Kristall sind nicht nur zweckmässig erstrangig, sondern auch in ästhetischer, künstlerischer Hinsicht. Graubünden darf auf diese früheste Eigenleistung stolz sein. Neben den Objekten aus Bergkristall sind aber auch einige Pfeilspitzen, Schaber und Klingen aus rotem, grauem oder honiggelbem Feuerstein bemerkenswert (T. 1,1). Die Steinaxt ist durch Bohrkerne aus Schaftlöchern und durch ein bearbeitetes Fragment vertreten. Den Nachweis für Getreidebau liefern ein Reibstein und das Bruchstück eines Mühlsteines. Diese beiden Relikte vor allem beweisen die Sesshaftigkeit der ältesten Bevölkerung im Raume Chur. Im Gegensatz zu früheren Perioden – Alt- und Mittelsteinzeit –, wo die Menschen von Jagd und gesammelten wilden Früchten lebten, organisierte sich in der Jungsteinzeit das Dorf, und die Wirtschaftsweise war die des ackerbautreibenden und viehzüchtenden Bauern. Eine erste Durchsicht der aus dem Fundplatz Chur vorliegenden Tierknochen ergab, dass als Haustiere Rind, Schaf, Ziege und Schwein gehalten wurden. Die Jagd spielte nur noch eine sehr untergeordnete Rolle.

An die Stelle der Pelze und Felle traten Textilien, zu denen auch Schmuck gehörte. Aus der neuentdeckten Siedlung stammen zwei verzierte Knochenplättchen.

Ein Wunder! In einer Grabungsfläche von nur  $10 \times 18$  m hat die neueste Bodenforschung das rund 4500 Jahre alte bäuerliche Chur schon weitgehend erschlossen. Neufunde werden das Bild in wünschenswerter Weise ergänzen können, vor allem was Ausdehnung und Dichte der Siedlung anbelangt. Wichtig wären ferner Nachweise für Beziehungen zu andern und ferner Siedlungen, als nur solchen im Vorarlberg, wo zum Teil ähnliche Keramikreste wie in Chur zutage traten. Solche Beziehungen dürften umso eher möglich gewesen sein, als die auf Friedenszeiten deutende offene Lage der Ansiedlung und ein naher günstiger Übergang über die Plessur den Durchgangsverkehr und Warenaustausch erleichterten. Der Flussübergang wird überhaupt bei der Wahl des Siedlungsplatzes massgebend gewesen sein.

Als nächste, über der neolithischen liegende Kulturschicht wäre logischerweise eine solche der Bronzezeit (1800–800) zu erwarten gewesen. Sie blieb aber aus, und Chr. Zindel bezweifelte eine bewusste Siedlungskontinuität an diesem Platze. Dafür liess sich 1973 eine solche aber am Rosenhügel nachweisen. Hier trat über der steinzeitlichen Schicht eine ziemlich grosse Siedlung als Hangterrassierung der späten Bronzezeit zutage, die von Chr. Zindel auf Grund von Scherben und einer Nadel um 1000 datiert wurde. Bronzezeitliche Streufunde waren in Chur ja schon früher gehoben worden: Je ein Bronzebeil im Lürlibad, in Masans und beim Rheinfels, eine Lanzenspitze im «Sonnenberg», eine Pfeilspitze beim Rigahaus, eine Schlangenfibel am Mittenberg und eine Nadel bei der Ziegelei.

Statt der bronzezeitlichen Kulturschicht bei der Markthalle kam eine solche der Eisenzeit (800–15) zum Vorschein, genauer gesagt, der späten Hallstattzeit (um 500) und der frühen La-Tène-Zeit (400–300). Für eine Siedlung der Hallstattzeit sprechen Feuerstellen und zum Teil parallel verlaufende, bisweilen sich überkreuzende schnurgerade Gräbchen von ca. 40 cm Breite und ähnlicher Tiefe, die durchwegs mit Bruch- und Flussteinen aufgefüllt waren.<sup>4</sup> Sie dürfen vielleicht als Unterlagen für Holzkonstruktionen gedeutet werden, umso mehr, als bei ihnen auch grössere und kleinere

Lehmbröcken gefunden wurden. Da Pfostenlöcher fehlen, könnte es sich bei den mutmasslichen Hütten um Ständerbauten, möglicherweise mit Fachwerk, gehandelt haben. Was aber höchst problematisch bleibt, ist, dass die Gräbchen sich in der Nord-Süd-Richtung über die abgedeckte Länge von 33 m hinaus fortsetzen. Ob man an eine ganze Reihe nebeneinanderliegender Hütten denken darf, an ein fast modernes Barackendorf? Von einer weiteren ähnlichen Anlage in Chur wird weiter unten noch die Rede sein. Die eben gestellte Frage ist auch deshalb wichtig, weil bei Grabungen im Areal der Garage Dosch verkohlte Holzbalken einer Eckkonstruktion gefunden wurden, vermutlich von einem massiven Blockbau ebenfalls der Zeit um 500. Sind aber verschiedene Konstruktionsarten am gleichen Ort so früh möglich? Wie präsentierten sich die entsprechenden Bauten nach aussen? Wie hat man sich das Gesamtbild von Chur in dieser Zeit vorzustellen?

Die Aufarbeitung des umfangreichen Fundmaterials wird noch erhebliche Zeit in Anspruch nehmen. Bei der Keramik handelt es sich vorwiegend um vielfach verzierte, handgeformte Ware einheimischer, aber keltisch beeinflusster Produktion. Einige Gefässe liessen sich rekonstruieren. In diesem Zusammenhang mag auch darauf hingewiesen werden, dass so ein «Churertopf» sogar in Quinto südlich von Airolo gefunden wurde; ein Beweis für vorgeschichtlichen Verkehr über die Alpen hinweg. Andererseits liegen in Chur mehrere Scherben eines schwarzen Gefässes vor, das ohne Zweifel aus Italien importiert worden ist, sehr wahrscheinlich als Handelsware.<sup>5</sup> Von den zahlreichen Bronzeobjekten seien verschiedene Fibelarten hervorgehoben. Vertreten sind ferner die auch anderwärts bekannten mysteriösen dreieckigen Klapperbleche. Das Glanzstück aber bildet eine prächtige, aus einem kantigen Draht gerollte Spirale, deren äusserste Windung mit einem dicken Draht umwickelt ist und in einen Haken ausläuft. Welchem Zweck diese im Durchmesser 10,2 cm messende und 446 g schwere Zierstück diente, ist ungewiss. Vielleicht war es eine Votivgabe an eine Gottheit (T. 1,2).

Aus der späten La-Tène-Zeit stammen aus dem Welschdörfli zahlreiche Fragmente keltischer Gefässe, die reizvoll mit rot-weissen Streifen und darauf gesetzten geometrischen Mustern in Violett oder Schwarz bemalt sind. Einige entsprechende Scherben kann man im Rätischen Museum bewundern. Die Gattung blieb im all-

gemeinen bis über die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus hinaus im Gebrauch. Die Töpfereien befanden sich ursprünglich wohl in der Gegend um Basel, später dann auch in Vindonissa.<sup>6</sup>

Im Zusammenhang mit dem schon erwähnten frühen Import von Keramik aus Italien ist noch eine 1962/63 im Welschdörfli gefundene römische Bronzemünze der Zeit 100–80 v. Chr. anzuführen.<sup>7</sup>

Anlässlich der durchgreifenden Restaurierung der St. Regula-Kirche, 1966–1968, wurden auch archäologische Ausgrabungen vorgenommen, die besonders für Chur in vorgeschichtlicher Zeit überraschende Resultate erbrachten.<sup>8</sup> In der anliegenden Schotter-schicht kamen, genau wie im Welschdörfli, gerade verlaufende, mit Steinen aufgefüllte Gräbchen zum Vorschein. Hier wie dort standen also um 500 v. Chr. die gleichen, noch problematischen Holzbauten, und auch hier, in der «Planaterra», kamen in der zugehörigen Kulturschicht Scherben der späten Hallstatt- und der frühen La-Tène-Zeit zum Vorschein.

Nach einer Überprüfung der vorgeschichtlichen, im Welschdörfli und in der «Planaterra» zutagegetretenen Bodenfunde kann heute zusammenfassend etwa das Folgende ausgesagt werden:

1. Um 2500 entstand auf der linken Flussseite ein Bauerndorf, das wohl infolge kriegerischer Ereignisse um 1500 herum verlassen wurde. Im Alpenraum lösten sich Kulturepochen immer verspätet ab.

2. Einige Jahrhunderte später, etwa um 1000, entstand am Rosenhügel, in einer besseren Verteidigungslage, abermals ein Dorf, das scheinbar um 800 aufgegeben wurde.

3. Eine Wiederbesiedlung des Welschdörfli fand erst etwa um 500 statt, und gleichzeitig entstand jenseits der breiten, offenbar vom wilden Fluss immer wieder überfluteten Geschiebezone ein weiteres Dorf. Diese beiden Siedlungen scheinen gegen 300 wieder aufgegeben worden zu sein. Reste eines eisenzeitlichen Gebäudes wurden 1972 auch auf dem Hof festgestellt.

4. Wenige Anhaltspunkte deuten darauf hin, dass sich im Welschdörfli wohl noch vor 50 v. Chr. abermals Siedler einfanden, jene Leute, die die Römer auf ihrem Feldzug 15 v. Chr. antrafen.

5. Die im Welschdörfli und in der «Planaterra» gefundene Keramik lässt den Schluss zu, dass die Churer der späten Hallstatt- und der La-Tène-Zeit sich eindeutig aus einheimischen keltisierten Rä-



tern und aus Kelten zusammensetzten. Illyrische Einflüsse, die man bisher annahm,<sup>9</sup> sind nicht festzustellen. Eine Überwanderung aus dem Osten ist ausgeschlossen.<sup>10</sup>

Die Ergebnisse der Ausgrabungen werden durch jene der neueren Sprachforschung vollauf bestätigt. Trotz einzelner Einwände hat man den Namen «Chur» lange Zeit vom lateinischen Wort «curia», Rathaus, abgeleitet und damit die Gründung der Stadt auf die Römer zurückführen wollen. Das Vorhandensein eines Rathauses setzt aber die allmähliche Entwicklung eines Ortes zur Stadtgemeinde voraus. Der Ort an sich muss jedoch schon viel früher irgendwie benannt gewesen sein. Auf Grund von Vergleichen der rätoromanischen, italienischen und französischen Namen für Chur mit keltischen Orts- und Sachbezeichnungen zeigte es sich, dass das Wort «curia» vorrömischen Ursprungs ist und dass es vom altkeltischen «kora», «korja» herkommt, was «Stamm», «Sippe» bedeutet.<sup>11</sup> Der keltische Name haftete ohne Zweifel schon um 500 an der Siedlung im Welschdörfli, wie die spätere Geschichte dieses Platzes lehrt. Die Bezeichnung der weniger bedeutenden Siedlung in der «Planaterra» dürfte aber wohl anders gelautet haben.

So viel zu sagen erlaubt die jetzige Sachlage. Mit dem Fortschreiten der Forschung wird sich vielleicht noch manches ändern. Bei der Bedeutung der Verkehrslage von Chur sind wir der Überzeugung, dass es mit der Zeit doch möglich sein wird, eine Kontinuität der Besiedlung von der Steinzeit bis zur römischen Invasion nachzuweisen. Wenn der gleiche Platz immer wieder von Siedlern aufgesucht wurde, beweist das unseres Erachtens, dass man sich seiner Vorteile aus Tradition bewusst war.

Anmerkungen zum Kapitel «Chur in vorgeschichtlicher Zeit»

- <sup>1</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 4; Heuberger, S. 106.
- <sup>2</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 38.
- <sup>3</sup> Wir berufen uns auf die Rezension eines von Chr. Zindel gehaltenen Vortrages, Neue Bündner Zeitung, 18. März 1968, und auf mündliche Mitteilungen.
- <sup>4</sup> Chr. Zindel, Prähistorische Siedlungsreste auf dem Markthallenplatz in Chur, Ur-Schweiz 1966, S. 15 ff.
- <sup>5</sup> Briefliche Mitteilung von Frau Dr. E. Ettlinger, 21. März 1969.
- <sup>6</sup> E. Ettlinger und C. Simonett, Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vin-donissa, 1952, S. 8 ff.
- <sup>7</sup> H. Cahn und H. Erb, Schweizer Münzblätter 1967, Heft 65.
- <sup>8</sup> Rezension eines von H. R. Sennhauser gehaltenen Vortrages, Neue Bündner Zei-tung, 19., 20. und 21. März 1968.
- <sup>9</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 4.
- <sup>10</sup> Briefliche Mitteilung von Prof. Dr. E. Vogt, 9. April 1969; E. Risch, Die Räter als sprachliches Problem, Jahrbuch Schweiz. Ges. für Ur- und Frühgeschichte 1970, S. 128 f.
- <sup>11</sup> J. U. Hubschmied, Chur und Churwalden, Festschrift Jakob Jud, 1943, S. 111 ff.



## **Chur unter der Herrschaft der Römer**

(15 v. Chr. – ca. 400)

### Die geschichtliche Überlieferung

Jedes grössere Unternehmen an den wichtigsten Pässen unseres Gebietes musste naturgemäss den strategischen Mittelpunkt, Chur, berühren oder anvisieren, auch ein solches vom Flüela her durch das Prättigau. Von italischen Funden in Chur aus der Zeit vor der römischen Besetzung war schon die Rede. Auch die einzige diesseits der Alpen entdeckte, in einem nordetruskischen Alphabet geschriebene Inschrift lag ja nur etwa drei Wegstunden von Chur entfernt, am äussern Heinzenberg.<sup>1</sup> Dass das Bergell schon 25 v. Chr. der römischen Stadtgemeinde Como angegliedert und dass auch das nördliche Tessin zu gleicher Zeit erobert wurde,<sup>2</sup> war in Chur ohne Zweifel ebenso bekannt, wie die Raubzüge der Räter in südlich der Alpen gelegene Gebiete. Im Plan der Römer, mit der Zeit bis an die Donau und an den Rhein vorzustossen, war selbstverständlich auch die Unterwerfung der unruhigen Alpenvölker vorgesehen. Der entscheidende Feldzug gegen sie fand im Auftrag des Kaisers Augustus im Jahre 15 v. Chr. statt. Heerführer waren seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius. Bezwungen wurden nicht nur die Räter, sondern auch die nördlich des Bodensees ansässigen keltischen Vindeliher. Bis vor kurzem hatte man allgemein angenommen, Drusus sei vom Etsch- und Lechtal her an den Bodensee vorgedrungen, Tiberius aber von Gallien aus über Augusta Raurica und Vindonissa. Sicher ist, dass Tiberius auf einer Insel des Bodensees eine Flotte zimmern liess und dass er in einer Seeschlacht die Vindeliker besiegte. Von der Rheinmündung ausgehend hätten die beiden Heerführer dann gemeinsam die rätischen Bergtäler eingenommen. Dieser Annahme ist 1941 Ernst Meyer mit vollem Recht, wie uns scheint, entgegengetreten.<sup>3</sup> Der römische Schriftsteller Plinius d. Ä. zählt in einer geographischen Überschau (um 70 n. Chr.) die von Kaiser Augustus unterworfenen Alpenvölker der Reihe nach auf, so, wie sie am Siegesdenkmal in La Turbie bei Monaco zu lesen waren. Ein Teil dieses Denkmals ist erhalten geblieben, und durch Ausgrabungen konnten wertvolle Fragmente auch der Inschrift gesichert werden.<sup>5</sup> Sehr wesentlich ist nun, dass hier die rätischen Stämme in der Reihenfolge von Süden nach Norden aufgeführt sind: Die Rigus-

ker im Engadin, die Suaneten im Hinterrheingebiet, die Kalukonen um Chur und im Rheintal, die Brixeneten am Bodensee. Damit zeichnet sich deutlich eine militärische Unternehmung ab, die offenbar vom bereits römischen Bergell aus erfolgte. Der römische Dichter Horaz sagt um 13 v. Chr. zudem ausdrücklich, dass Tiberius die Räter besiegt habe. Ernst Meyer sieht in der Eroberung Rätien somit eine selbständige Seitenoperation des Tiberius. Für seine Annahme spricht auch der Umstand, dass Tiberius später als Kaiser Streitigkeiten der Stadt Como mit dem Bergell schlichten sollte,<sup>6</sup> offenbar, weil ihm das Tal und seine Bewohner vertraut waren. Die Möglichkeit, dass Rätien von Chiavenna aus zugleich über den Maloja, den Septimer und den Splügen angegriffen wurde, ist nicht auszuschliessen. Der römische Geograph Strabo berichtet 19 n. Chr. zurückblickend auf die Unterwerfung der Räter unter anderem das Folgende:<sup>7</sup> «Jetzt sind die einen vernichtet, die andern völlig unterworfen, so dass die durch ihr Land führenden Gebirgspässe, die früher spärlich und schlecht passierbar waren, jetzt zahlreich und sicher vor den Menschen und gut gangbar sind, soweit dies durch Instandstellung der Strassen zu verwirklichen ist.» Ohne Zweifel wurde der Ausbau der Passstrassen unmittelbar nach 15 v. Chr. durch Sappeure energisch vorangetrieben, die, den jetzigen Fremdarbeitern gleich, lautes Getue und fremdes Wesen in unsere Täler trugen. Die ganze Flut von Geschäftigkeit musste über Chur in Richtung Zürich–Vindonissa und Feldkirch–Bregenz hinwegbranden, und auf den neuerstellten Strassen steigerte sich der Verkehr ständig. Im übrigen wurde das eroberte Gebiet zunächst militärisch stark besetzt. Dass eine Schlüsselstellung wie Chur im System der Machtkonsolidierung als Waffenplatz sehr wichtig war, liegt auf der Hand, obwohl direkte Beweise dafür einstweilen noch fehlen. Der grösste Teil der rätischen Jungmannschaft wurde von den Römern eingezogen, hinweggeführt und zunächst ihren Hilfstruppen zugeteilt, nicht dem regulären Heer. Von Rebellionen der Unterworfenen ist nichts bekannt. Das Land scheint sich sehr bald der straffen und imponierenden neuen Ordnung angepasst zu haben, wenigstens was Militärdienst und Verwaltung anbelangt. Nur so ist es verständlich, dass schon um 10 n. Chr. eine leichtbewaffnete rätische Landesmiliz unter römischer Führung geschaffen werden konnte, die Ruhe und Frieden garantierte.<sup>8</sup>

Neben den schon erwähnten, am meisten begangenen Pässen war die Verbindung Rätien mit dem Wallis, über Oberalp und Furka, in der römischen Frühzeit von grosser Bedeutung. Das Wallis, das höchstwahrscheinlich auch 15 v. Chr. von den Römern vom Genfersee aus unterworfen worden war, wurde merkwürdigerweise mit Rätien und Vindelikien zu einem einzigen Verwaltungskörper zusammengefasst,<sup>9</sup> der erst unter Kaiser Tiberius die Bezeichnung «Provinz Rätien und Vindelikien und Wallis» erhielt. Der kaiserliche Provinzstatthalter residierte in Augsburg/Augusta Vindelicorum, nicht etwa in Martigny/Octodurus oder in Chur. Das änderte sich auch nicht, als das Wallis kurz nach 47 n. Chr. aus der bisherigen Verbindung mit Rätien und Vindelikien abgetrennt und mit Gebieten um den Pass des Kleinen St. Bernhard zu einer besonderen Provinz vereinigt wurde. Die beiden Pässe Grosser und Kleiner St. Bernhard, über die seit 47 Reichsstrassen führten, waren von überragender Bedeutung. Die nach den Geschichtsquellen überlieferten Privilegien für die Bevölkerung des Wallis, besonders für den Hauptort Octodurus, und die ebenso zahl- wie inhaltsreichen dort aufgefundenen römischen Inschriften sprechen eine klare Sprache. Leider erfahren wir aus den Geschichtsquellen für die gleiche Zeit nicht das geringste über Chur und das rätische Gebiet, nicht einmal Ortsnamen, und doch spielte Chur eine nicht unwesentliche Rolle, wie weiter unten ausgeführt wird. Schon allein die Tatsache, dass es für die östlichen rätischen Pässe eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen hatte, wie Octodurus im Westen, spricht dafür, und die Beziehungen Churs zu Octodurus müssen, zumal bis in die Mitte des 1. Jahrhunderts, rege und z. B. in organisatorischer und wohl auch baulicher Hinsicht nicht ohne Nachhall gewesen sein. Landschaft und Klima sind hier und dort ja sozusagen die gleichen; charakteristisch sind für beide Siedlungsplätze die Schattenlage und die entsprechende Wintertemperatur sowie der Graben eines reissenden Gebirgsflusses als Schutz gegen Angriffe vom offenen Land her; in Martigny ist es die Dranse, in Chur die Plessur.

Die früheste und überhaupt erste Erwähnung des Ortes Chur findet sich im Itinerarium Antonini, das ist ein um 280 aufgestelltes Verzeichnis von wichtigeren Orten längs der Strassen im Römischen Reich, mit den dazwischenliegenden, in Meilen (1,48 km) angegebenen Distanzen.<sup>10</sup> Hier tritt der Name «Curia» zweimal auf, 1. auf

der Septimeroute: Bregenz–Chur–Tinzen–Murus–(ob Promontogno)–Como–Mailand, 2. auf der Splügenroute: Bregenz–Chur–Tarvesede (wohl Madesimo)–Chiavenna–Como–Mailand. Die Aufzählung wurde ohne Zweifel auf Grund verschiedener Strassenkarten gemacht. Die einzige, in einer Kopie des 12. Jahrhunderts noch vorhandene römische Strassenkarte in Form einer Buchrolle wurde im 4. Jahrhundert gezeichnet und später durch die sehr fehlerhafte Eintragung von Flüssen, Gebirgen und Völkernamen ergänzt.<sup>11</sup> Im 16. Jahrhundert gehörte das hochinteressante Dokument dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger und erhielt so die Bezeichnung Peutingersche Tafel. Auch hier erscheint der Name «Curia» zweimal, 1. auf der Splügenroute zwischen den Stationen Magia (Maienfeld) und Lapidaria (Zillis oder Andeer), 2. auf einer unglaublich stationenlosen Route zwischen Arbor Felix (Arbon) und dem Langensee, dessen Zufluss Ticino namentlich angegeben ist. Höchstwahrscheinlich war mit ihr der Weg über den S. Bernardino gemeint.<sup>12</sup> Wenn Chur auf der Peutingerschen Tafel nicht wie Arbon oder Bregenz oder Augsburg durch zwei Türme markiert ist, so besagt das wenig, auch Como, Octodurus und Genf sind ohne solche angegeben.

Der Name «Curia» kommt in der im vorliegenden Abschnitt bis 402 zu behandelnden Zeit nicht mehr vor, wir erfahren aber indirekt doch Wesentliches über die Bedeutung des Ortes. Im Zusammenhang mit der neuen Einteilung des Reiches in räumlich gestaffelte grössere und kleinere Verwaltungsbezirke unter Kaiser Diocletian (284–305) wurde das Gebiet von Rätien und Vindelikien in zwei kleinere Provinzen aufgeteilt, in die Provinz «Rätia prima», ohne Zweifel mit Chur als Hauptort, und die «Rätia secunda» mit Augsburg als Hauptort. Die zivile Verwaltung lag in den Händen je eines Statthalters, des «Praeses». Für die Militärverwaltung aber blieben die beiden Rätien wie bisher vereinigt, indem ein gemeinsamer «Dux» das Kommando innehatte.<sup>13</sup> Sitz desselben war Augsburg, das näher an der Grenze gegen Germanien lag. Die Rätia prima umfasste das Gebiet westlich des Arlbergs und der Münstertaler Alpen, also unter anderem die Ostschweiz. Von unsern Südtälern gehörte nur das Bergell zur Provinz Liguria.

Auf der Peutingerschen Tafel ist «Curia» vor andern, bestimmt viel weniger wichtigen Stationen in keiner Weise hervorgehoben.

Erst dadurch, dass in der Folge ein «Praeses» in Chur residieren musste, wird die Bedeutung des Ortes quellenmässig dokumentiert. Der «Praeses», dem richterliche und verwaltungstechnische Verpflichtungen, z. B. der Einzug der Steuern, die Aufsicht über Zoll, Handel und Gewerbe, die Organisation der Stadt zukamen, verfügte natürlich über einen gewissen Stab von Mitarbeitern. Der städtische Betrieb erlebte in jeder Hinsicht einen neuen Aufschwung. Dass der pulsierende offizielle Hauptort sich jetzt im Zentrum der Provinz befand, musste deren Bevölkerung mit grosser Genugtuung erfüllen. Nun konnte sie die Stadt als «unser Chur» ansprechen, mit demselben Recht, wie wir das heute tun. Nach der neuern Geschichtsforschung war Chur zwar wohl schon mindestens seit dem 3. Jahrhundert ein «Municipium», ein mit dem römischen Stadtrecht ausgezeichnete Ort,<sup>14</sup> aber doch noch nicht politischer Hauptort. Etwas Konkreteres über die Stadt erfahren wir aus den Geschichtsquellen nicht. Die Ansicht Poeschels,<sup>15</sup> dass mit der Zurücknahme der römischen Truppen über die Alpen durch den Feldherrn Stilicho auch Chur 401 aufgehört habe, ein Verwaltungszentrum des Imperiums zu sein, können wir nicht vorbehaltlos teilen. Man hatte ja keinen Grund, die zivilen Institutionen und Ämter aufzugeben, um einer Anarchie Platz zu machen, und eine eventuelle Verteidigung liess sich mit eigenen Kräften organisieren.

Durch das von Konstantin dem Grossen im Jahre 313 erlassene Edikt von Mailand wurde das Christentum als Staatsreligion anerkannt. Welche Rolle der neue Glaube damals in Chur spielte und wie weit die kirchliche Organisation fortgeschritten war, wissen wir nicht. Darüber gibt es keine Berichte, nur Vermutungen, die sich aus verschiedenen Überlegungen aufdrängen. Ein Platz wie Chur muss durch das ständig durchziehende Militär, die Handelsreisenden und auch durch die hauptsächlich aus dem Osten heimkehrenden rätischen Soldaten schon früh mit dem Christentum in Berührung gekommen sein, mindestens im 3. Jahrhundert.<sup>16</sup> Aus Analogiegründen, wie im nächsten Abschnitt ausgeführt wird, muss es dann in Chur gegen 400 einen Bischof und dementsprechend wenigstens ein Gotteshaus und eine Taufanlage gegeben haben. Diese Bauten darf man sich in Anbetracht der mit Bildhauerarbeiten und Mosaiken ausgestatteten gleichzeitigen Basiliken des 4. Jahrhunderts in Aquileia, Grado und Verona nicht zu primitiv vorstellen.



len. Trient und Verona gehörten am Ende des 4. Jahrhunderts zum Metropolitansprengel von Aquileia.<sup>17</sup> Das Bistum Chur grenzte teilweise an dessen Gebiet an.<sup>18</sup> Bauliche Einflüsse aus dieser Richtung lassen sich auch bei uns feststellen.<sup>19</sup> Dass die früheste Churer Bischofskirche den Titel St. Salvator getragen habe, ist nicht anzunehmen, weil St. Salvatorenkirchen typische Gründungen von Königen oder Fürsten waren und in der Regel zu einer Pfalz gehörten.<sup>20</sup> Die erste der drei Salvatorenkirchen in Verona errichtete Theoderich der Grosse in der Nähe seines Palastes kurz nach 500,<sup>21</sup> die zweite entstand um 700 beim Sitz des «Dux» im Quartier Cortalta,<sup>22</sup> und die dritte errichtete 913 König Berengar I.<sup>23</sup> Dass St. Salvator in Chur über einer spätantiken Kirche mit anderem Patrozinium erbaut worden sei, ist kaum denkbar. Wir werden darauf zurückkommen.

### Der Ausgrabungsbefund

*Welschdörfli:* In den vor dem Obertor, westlich der Plessur liegenden Grundstücken St. Margrethen, Winterberg, zur Biene, Kustorei und St. Salvatoren sind seit 1806 und wohl schon lange vorher immer wieder römische Kleinfunde, unter anderem Münzen, Scherben, Ziegelstücke zum Vorschein gekommen. 1829 ist man beim Bau eines Hauses an der Gabelung Welschdörflistrasse–Malixerstrasse dann auf ein erstes römisches Wohngebäude mit Heissluftheizung, einer sogenannten Hypokaustanlage gestossen. Eine solche fand sich auch 1880 bei zufälligen Grabarbeiten im Gut zur Biene, wo überdies verschiedene Mauerzüge beobachtet wurden. Ähnliche Funde lieferte 1898 das Gut Winterberg. Eigentliche Planaufnahmen unterblieben leider, doch scheinen einzelne Mauerzüge später noch nach dem Gedächtnis aufgezeichnet worden zu sein. Erst gegen Ende des Jahres 1902 führte Fritz von Jecklin, der Konservator des Rätischen Museums, eine einigermaßen systematische Ausgrabung im Gut Kustorei, dem heutigen Markthallenareal durch, weil von einem Gärtner eben ein interessantes gebogenes Mauerstück angeschnitten worden war und weil die Besitzer des Gutes volles Verständnis für eine archäologische Unternehmung hatten. F. v. Jecklin legte vor allem die Fundamente eines grossen Baukom-

plexes frei, liess einen Plan und Photographien erstellen und publizierte schon 1904 die überaus wertvollen Ergebnisse seiner Forschung.<sup>24</sup> Im Detail musste manches verständlicherweise unangeklärt bleiben, und für eine Nachprüfung der Einmessung fehlen die Fixpunkte, so dass die angegebene Richtung der freigelegten Bauten auch hier etwas problematisch erscheint. F. v. Jecklin stellte 1922 noch eine im Gut St. Margrethen entdeckte Hypokaustanlage im Rätischen Museum auf, dann ruhten die Forschungen im Welschdörfli bis zum Jahre 1962. Die jetzt einsetzende Bauwelle erfasste nicht nur die östlich der Plessur liegende Vorstadt, wo auffallenderweise keine römischen Funde gehoben wurden, sondern auch die westliche. Im eigentlichen Welschdörfli und im westlich anschliessenden Gelände bis weit über St. Salvatoren hinaus entstanden grosse Neubauten, deren Areal in möglichst kurzer Zeit und oft unter schwierigsten Bedingungen untersucht werden musste. Der Konservator des Rätischen Museums, Hans Erb, und seit 1967 auch der Kantonsarchäologe Christian Zindel haben sich mit aller Energie und mit den neuesten Methoden der Grabungstechnik für die Erschliessung des römischen Chur eingesetzt. Die bis Ende 1973 neu entdeckten Grundrisse und wichtige Resultate ihrer Forschung wurden uns freundlicherweise für eine Auswertung zur Verfügung gestellt.

Obwohl F. Pieth, beraten von F. v. Jecklin und andern, in seiner Bündner Geschichte 1945 und F. Stäehelin in allen drei Auflagen seines Werkes «Die Schweiz in römischer Zeit» – erschienen 1927 bis 1948 – erklärt hatten, die bürgerliche römische Siedlung, der «vicus Curia» sei im Welschdörfli zu lokalisieren, war E. Poeschel von jeher und bis zuletzt der festen Überzeugung, die hier zutage getretenen Baureste hätten zu einer grossen privaten Villa gehört, und der Vicus sei weiterhin auf der rechten Seite der Plessur, unter der heutigen Altstadt, zu suchen.<sup>25</sup> E. Poeschel stützte seine Annahme «auf die Zähigkeit, mit der Märkte oft am alten Platze hingen», wobei er an den einstigen Marktplatz vor der St. Martinskirche dachte. Auf der rechten Seite der Plessur fehlen bis heute aber jegliche Baureste eines Vicus, und das im Boden der Kathedrale 1921 gefundene Fragment einer nicht deutbaren Steininschrift vermutlich des zweiten Jahrhunderts nach Chr.<sup>26</sup> wurde ohne Zweifel aus dem Welschdörfli hierher verschleppt.

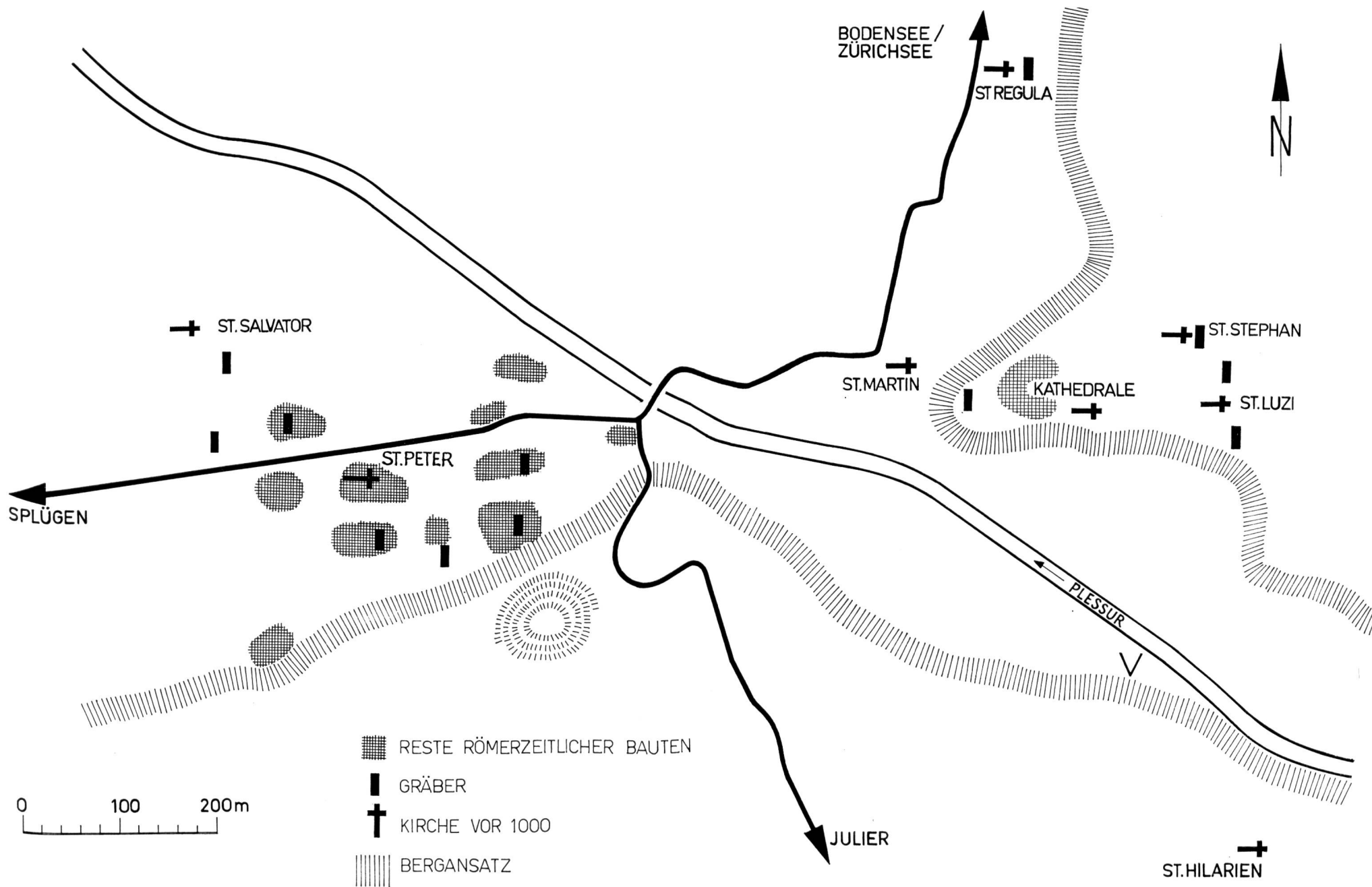


Fig. 3. Chur. Lageplan der römischen Fundplätze, frühen Kirchen und Gräber.

Vor der Kathedrale standen noch die Kirchen St. Laurentius, St. Florinus, vielleicht auch St. Johannes-Baptista.



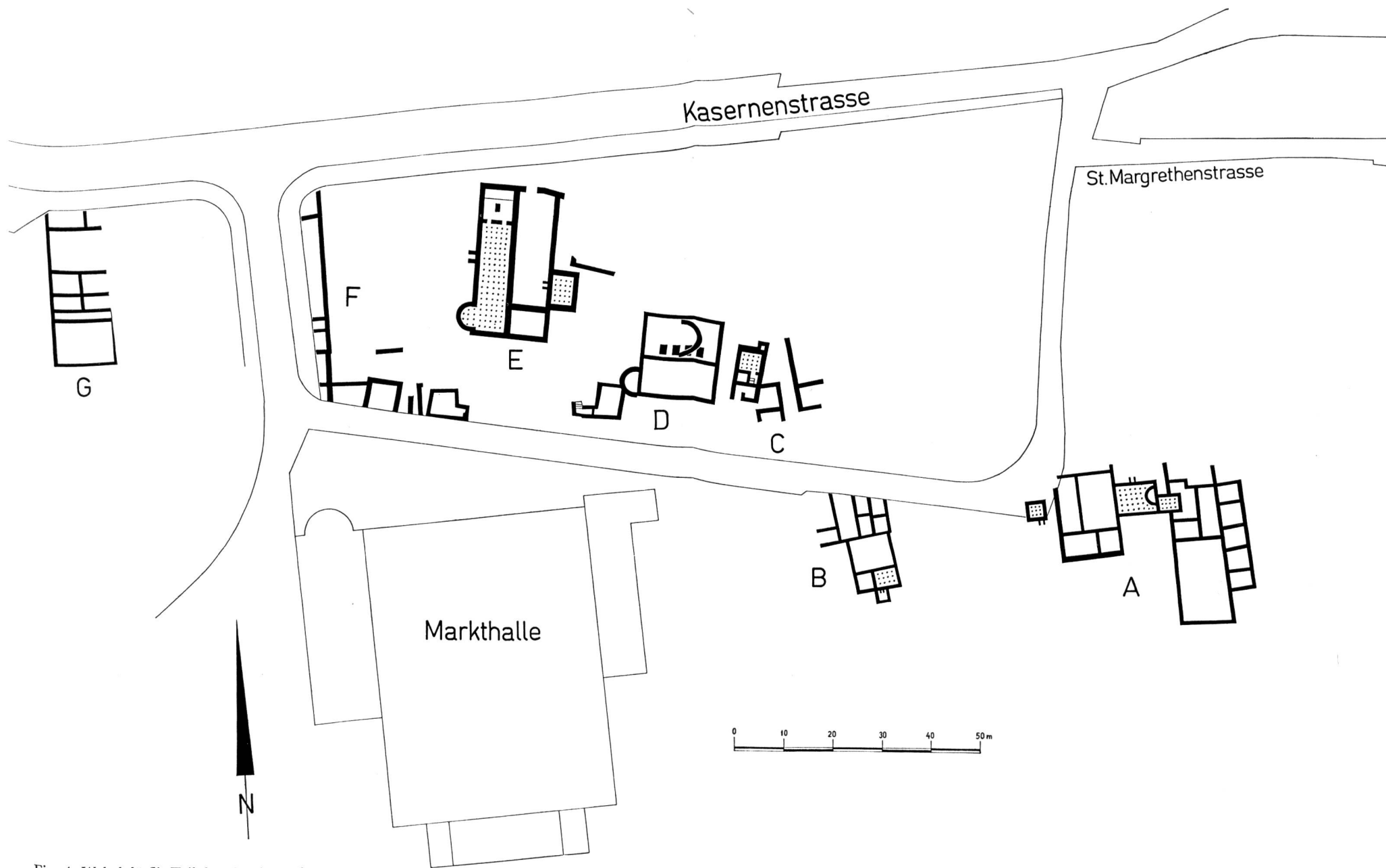


Fig. 4. Welschdörfli, Teilplan der Ausgrabungen.

..... Geheizte Räume

Durch die nach 1962 vorgenommenen Ausgrabungen ist der eindeutige Beweis erbracht worden, dass das Welschdörfli und sein Umgelände die Stelle des römischen Vicus einnimmt<sup>27</sup> und dass dieser unmittelbar über den prähistorischen Siedlungsplätzen entstanden ist (T. 2,4). Das von gut erhaltenen Mauerresten übersäte Areal misst etwa 80 000 m<sup>2</sup>. Die Bauten links und rechts der sogenannten Italienischen Strasse nach dem Splügen und S. Bernardino begleiten sie vom Obertor weg rund 450 m weit. Die südliche Hälfte der Siedlung lehnte sich an den Abhang des Pizokels an. Hier stiess man noch auf annähernd 4 m hohe Mauern, während solche im ebenen Gelände kaum mehr als 1 m messen. Da der Abstand zwischen den nördlichsten und südlichsten bis heute freigelegten Bauten ungefähr 350 m beträgt, kann man die Siedlung nicht als Strassendorf bezeichnen, obwohl der Verlauf der Italienischen Strasse weitgehend die Form des Vicus mitbestimmte. Ein Ausgrabungsplan, der die klarsten Grundrisse in der südlichen Hälfte des Vicus, von St. Margrethen (A) bis zum Winterberg (G) festhält, vermag trotz der grossen Lücken sehr Wesentliches über das römische Chur auszusagen. Was die Strassen anbelangt, wurde bisher einzig die Hauptlinie angeschnitten, unmittelbar nördlich des Baukomplexes E. Sie bestand aus einem 7 m breiten Steinbett mit einer darüber gelagerten 45 cm hohen Schicht aus Steinen und zermalmtem Kies.<sup>28</sup> Die heutige Kasernenstrasse liegt demnach weitgehend über der römischen Strasse. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass die letztere ursprünglich in gerader Linie in die St. Margrethenstrasse ausmündete, also nicht geknickt war wie die Welschdörflistrasse. Im rechten Winkel zur römischen Strasse angelegt sind nur die beiden Baukomplexe G und F, die südlich an einen parallelen römischen Weg angrenzten. Er mündete östlich von F auf einen weiten, nie überbauten Platz aus. Der Bau F wurde in späterer Zeit über diesen Weg hinaus nach Süden verlängert, wodurch der Weg überhaupt wegfiel. Die Baukomplexe E, D und der westliche Teil von C sind gegenüber E und F leicht nach Osten, der östliche Teil von C sowie die Baukomplexe B und A leicht nach Westen abgedreht. Dass die verschiedenen Richtungen der Bauten lediglich auf einer falschen Einmessung beruhe, wie schon behauptet wurde, ist nicht anzunehmen, weil A, B und C in zeitlich weit auseinanderliegenden Etappen zum Vorschein kamen und F. v. Jecklin schon 1902 starke Abweichungen

festgestellt hatte. Es scheinen vielmehr zwei geplante Überbauungsphasen vorzuliegen. Die zentral gelegenen Grundrisse, C westlich, D und E, sind nach einer in Richtung St. Margrethenstrasse verlaufenden Linie orientiert, die Grundrisse A, B, C östlich nach einer Linie, die ungefähr der jetzigen Welschdörflistrasse entspricht. Die Hauptstrasse wurde also mehr nach Norden verlegt. Die Grundrisse F, G liegen an der unveränderten geraden Strecke. Das Zentrum gehört mit aller Sicherheit zum ältesten Vicus, was unten dargelegt wird; die östlichen und westlichen Bauten können trotz der verschiedenen Orientierung etwa zur gleichen Zeit entstanden sein. Einzelne Mauerzüge sind, wie die Ausgrabungen von 1969 zeigten, jüngeren Datums.

Dadurch, dass die Gebäude F und G, die sich mit grösster Wahrscheinlichkeit ergänzen lassen, zwischen zwei Strassenzügen liegen, erhebt sich die Frage nach einer eventuellen Einteilung des Vicus in «insulae», d. h. quadratische Häuserblöcke, wie sie bei römischen Städten und Militäranlagen üblich waren. Die Tiefe unserer Bauten beträgt rund 35 m. Da bei F die Süd-Ost-, bei G die Süd-West-Ecke vorhanden ist und der Abstand zwischen den beiden 56 m misst, kommt die Einteilung in zwei gleich grosse, durch einen Weg getrennte «insulae» nicht in Frage. Vorliegen wird vielmehr eine Aufreihung von drei oder vier parallel laufenden, etwa 13 m breiten Trakten, wie sie ähnlich auch im Ostteil des Vicus auftreten und wie wir sie z. B. auch vom römischen Vicus auf dem Lindfeld bei Lenzburg kennen.<sup>29</sup> Auffallend ist die Grösse der Anlagen, von denen die westlichen durch sehr schöne Wandmalereienreste (T. 2,6), die östlichen durch mehrere geheizte Räume als ausgesprochene Wohnbauten charakterisiert sind. Ihr Vorkommen in einer Ausdehnung von rund 250 m beweist, dass das römische Chur eine durchaus städtische Ortschaft war, wobei nicht vergessen werden darf, dass es sich östlich ja noch weiter hinzog als der Teilplan es zeigt. Von einer Wehrmauer eingefasst war der Vicus aber nicht.

Die zeitliche Einordnung der beiden Überbauungsphasen ist deshalb schwierig, weil bei den älteren Ausgrabungen zu wenig auf bauliche Einzelheiten wie Holzreste, Mauertechnik, Mauerschlüsse, Überlagerungen geachtet und das Fundmaterial weder nach Schichten gesammelt, noch überhaupt ausgewertet wurde. Erst die neuesten Forschungen erbrachten genauere Resultate, al-

lerdings auch nur für kleinere Gebiete, die für das Ganze keineswegs bindend sind. Von den im Baukomplex A gehobenen Kleinfunden sind die Münzen und die Keramik weitgehend untersucht worden. Wenn wir die verstreut aufgefundenen Münzen nach der Intensität der Besiedlung befragen,<sup>30</sup> so ergibt sich ein erster Höhepunkt in der Zeit Trajans (98–117). Die Regierung Hadrians (117–138) ist nicht vertreten. Eine zweite intensivere Geldzirkulation scheint in die Zeit Marc Aurels (161–180) zu fallen. Aus dem dritten Jahrhundert sind nur wenige Münzen vorhanden, solche aus dem letzten Drittel fehlen ganz. Charakteristisch ist wieder die Münzserie der Zeit 337–360. Sie häuft sich gegen Ende dieser Periode. Die jüngste Prägung stammt aus der Zeit Gratians (375–383). Besondere Bedeutung kommt drei Münzschatzen zu, die um 350 im Welschdörfli und am Hang des Pizokels im Boden versteckt worden sind. Sie beweisen, dass schreckenerregende Alemanneneinfälle auch unsere Gebiete nicht verschont haben. Die Auswertung der Scherbenfunde kommt zu etwas anderen Schlüssen.<sup>31</sup> Die Terra Sigillata beginnt um Christi Geburt, erreicht eine besondere Breite in flavisch-hadrianischer Zeit (69–138) und setzt sich ohne feststellbare Unterbrechung bis in die valentinianische Zeit (364–375) fort. Die frühesten Sigillaten, wie sie in der Zeit kurz nach Christi Geburt in Oberitalien hergestellt wurden, sind Import über die Passstrassen, die spätestens, aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, sind in Nordafrika entstanden und kamen über Aquileia nach Chur.<sup>32</sup> Das gestempelte Bruchstück einer Amphore für Olivenöl aus der Zeit Nervas (96–98) dürfte von Istrien (Jugoslawien) aus ebenfalls über Aquileia zu uns gelangt sein.<sup>33</sup> Sehr auffallend ist, dass Sigillaten aus der Zeit vor Christi Geburt fehlen. Dieser Befund steht im Gegensatz zur historischen Überlieferung der Unterwerfung im Jahre 15 v. Chr. und kann wohl nur damit erklärt werden, dass man wesentliche früheste Teile der römischen Wohnquartiere bis heute noch nicht angeschnitten hat.

Auf Grund der verschiedenen Baumaterialien sowie der ihnen beigeordneten Kleinfunde lässt sich für das Militärlager von Vindonissa das Folgende sagen: Etwa von 10–30 n. Chr. waren alle Bauten aus Holz oder Lehmfachwerk, von 30–45 vorwiegend aus Tuffsteinquadern und dann ausschliesslich aus Bruchsteinen errichtet.<sup>34</sup> Für die Struktur der letzteren gibt es im Laufe der Zeit viele Varianten.

Auch an andern Orten, z. B. in Seeb<sup>35</sup> und in Octodurus<sup>36</sup> konnten bis in die frühclaudische Zeit hinein, d. h. etwa bis 45, Holzbauten nachgewiesen werden. So wunderte man sich in Chur gar nicht sonderlich, als unter den Mauerzügen des Baukomplexes E ebenfalls entsprechende Spuren zutage traten. Ohne Zweifel trug der römische Vicus zunächst ein «hölzernes» Gesicht zur Schau. Übrigens sprechen die an der Walenseeroute entdeckten römischen Wachttürme – jener bei Ziegelbrücke ist augusteisch – für die sehr frühe Bedeutung auch von Chur.<sup>37</sup>

Die Mauern der wohl unmittelbar nach 47 angelegten grossen Bauten von Octodurus sind schichtenweise hauptsächlich aus gebrochenen Flusssteinen aufgeführt und von Grund auf so verputzt, dass die mittlere Partie des Steines sichtbar bleibt, während tiefer Fugenschnitt im Mörtel rechteckige Quadern vortäuscht.<sup>38</sup> Eine solche Arbeit verrät ebenso sehr technisches Können wie Sinn für das Schöne. Glücklicherweise kam bei den Grabungen von 1969 unter Überlagerungen auch in Chur ein derartig gemauerter Raum vor der Markthalle zum Vorschein. Seine Orientierung erlaubt, die Baukomplexe A, B C östlich sowie F, G mit grösster Wahrscheinlichkeit ebenfalls der claudischen Zeit (41–54) zuzuweisen. Der grosse Bau E muss aber älter, vielleicht spättiberisch sein (14–37). Er allein ist wohl mit ungestempelten Ziegeln der 13. Legion aus Vindonissa gedeckt gewesen, da kleinere Ziegelfragmente mehrmals unter den claudischen Mauerzügen der Umgebung beobachtet wurden. Auch sekundär bei den claudischen Mauern verwendete Quadertuffsteine könnten von Bau E herkommen.

Ebenfalls auf dem Areal vor der Markthalle ist 1965 endlich ein für das frühromische Chur ausserordentlich wichtiges Fragment einer monumentalen Steininschrift aufgefunden worden.<sup>39a</sup> Das Material, Ophicalcit, ist marmorartig und rötlich gefleckt. Seine Herkunft aus Italien muss ernstlich erwogen werden.<sup>39b</sup> In zwei Zeilen von 7,1 und 6,6 cm Höhe angeordnet sind noch die Buchstaben

L · C A

P R I N C

zu lesen, die nach andern Parallelen wohl so zu ergänzen sind:

L Ca[esari. Augusti. f(ilio)]

princ[ipi. iuventutis].

Auf deutsch: Für Lucius Caesar, Sohn des Augustus (und) Ersten der Jugend (T. 2,5).

Mit Lucius ist einer der Enkel und Adoptivsöhne des Kaisers Augustus gemeint. Den Titel «Erster der Jugend» führte er seit dem Jahre 3 v. Chr. Lucius starb schon im Jahre 2 n. Chr., und die Weihung an ihn – ein Denkmal – muss kurz nach seinem Tode errichtet worden sein, als Huldigung an den Kaiser selbst. Aus demselben Stein wie die Inschrift und in ihrem Umkreis sind 1965 fünf zum Teil profilierte Architekturfragmente gehoben worden; 1969 kam ein weiteres, sehr schönes und mit Bleiklammern versehenes dazu. Für das Aussehen des Denkmals lieferten die Ausgrabungen von 1965 und 1972 überdies einen, wie uns scheint, eindeutigen Hinweis. Inschrift und Werkstücke lagen neben vier gleich grossen Mauersokkeln von 195 cm Tiefe, 154 cm Breite und 65 cm Höhe. Die Zwischenräume messen je 110 cm. Dass die Steinfragmente und die Basen zusammengehören, liegt auf der Hand. Die letztern dürften wohl am ehesten Teile eines Ehrenbogens mit drei Durchgängen gewesen sein. Auf Grund bekannter Beispiele lässt sich eine Rekonstruktion wagen.<sup>40</sup> Da eine einzige Inschriftplatte im reich profilierten Oberbau des Denkmals, der sogenannten Attica, unproportioniert und kleinlich gewirkt hätte, muss noch eine zweite angenommen werden. Sie konnte nur den Namen des andern kaiserlichen Adoptivsohnes, des Bruders des Lucius tragen, Caius. Er war drei Jahre älter als Lucius und starb 24jährig 4 n. Chr.

Da das Wallis, wie gesagt, bis gegen 50 n. Chr. mit Graubünden zur Provinz Rätien gehörte, ist es naheliegend, dass hier und dort in gleicher Weise Rom gehuldigt wurde. Es gab auch im Wallis Ehrenmäler für die beiden genannten kaiserlichen Prinzen.<sup>41</sup> Eine Monumentalinschrift für Lucius Caesar fand sich in St. Maurice, eine andere für Caius Caesar in Martigny/Octodurus. In Chur und in Octodurus mussten die steinernen Denkmäler besonders auffallen, da sie erwiesenermassen zur Zeit der Holzbauten errichtet wurden. Standort und Richtung des Ehrenbogens in Chur sind für die Anlage der frühen Siedlung aufschlussreich. Dass die Hauptstrasse nördlich von E verlief, ist sicher; dass ein Weg auf der Südseite des sehr weitläufigen Gebäudes existierte, ist anzunehmen und wird unseres Erachtens gerade durch den Ehrenbogen bewiesen, der genau in der gleichen Linie liegt. Er stand da, wo eine Querverbindung zwischen



den beiden Strassen rechtwinklig in die südliche einmündete. Daraus, dass der gemauerte Bau E genau die gleiche Richtung wie der Ehrenbogen hat, kann man mit Bestimmtheit schliessen, er sei nicht allzu lange nach ihm errichtet worden.

Aus dem Vorhandensein des Denkmals mit Weiheinschriften schloss E. Meyer, dass Chur schon um Christi Geburt herum Verwaltungszentrum des Landes gewesen sein müsse.<sup>42</sup> Die beiden Parallelstrassen und ein zwischen ihnen liegendes sehr grosses Gebäude auf weitem Platz – das Areal zwischen E und F war nie überbaut – bestätigen die Wichtigkeit der Siedlung. Da der Präfekt der Provinz aber in Augsburg residierte, kann in Chur nur ein Stellvertreter, in dieser Zeit am ehesten ein Offizier, wahrscheinlich ein Centurio, gesessen haben.<sup>42</sup> Ihm kamen Dienstleistungen militärischen und zivilen Charakters, unter anderm die Aufsicht über den Strassenbau und die Mitwirkung in der Steuerverwaltung zu. Selbstverständlich stand ihm ein Verwaltungsgebäude zur Verfügung, wo auch der Präfekt sich immer wieder für längere oder kürzere Zeit aufhielt. An einem so wichtigen Ort musste es überdies Unterkünfte für Soldaten, ohne Zweifel ein Forum, d. h. einen Marktplatz und Heiligtümer geben, Bauten, die alle noch zu suchen sind. Einen interessanten und wertvollen Hinweis für zukünftige Forschungen verdanken wir dem bündnerischen Poeten Simon Lemnius, der 1542 in einer Beschreibung der Gegend um St. Salvator sagt: «Es gibt einen Ort ausserhalb der Stadt, herrlich mitten in Gärten, da, wo seit langem alte Tempel liegen». Dass man 1556 Chur für eine römische Gründung hielt, beweist die Figur auf der Säule des St. Martinsbrunnens; sie stellt einen geharnischten Römer dar, dessen Schild das Stadtwappen zeigt. Das Standbild erinnert ganz an jenes des Munatius Plancus von 1580 im Basler Rathaus. Einige Bronzestatuetten – Juno, Schutzgöttin der Familie, Herkules, Gott der Tapferkeit, zwei kleine Figuren des Sonnengottes Sol, Merkur, Gott des Handels und der Diebe, Diana, Göttin der Jagd (T.1,3) – sowie eine fragmentierte silberne Tasse mit Attributen des Handelsgottes Merkur stammen von verschiedenen Fundplätzen. Die Sockelpartie eines Votivaltars mit dem Rest einer Inschrift, . . . PRO SE ET SUI S V(otum) S(olvit) L(ibens) L(aetus) M(erito), auf deutsch «für sich und die Seinen erfüllte (er) gern und froh sein Gelübde nach Gebühr», wurde am gleichen Ort wie die Luciusinschrift aufgefunden.<sup>44</sup> Die

Verehrung des Heilgottes Aesculap, der sich auf einen von der Schlange umwundenen Stab stützt, kommt im Deckelrelief eines spätantiken elfenbeinernen Arzneikästchens des Dommuseums in Chur zum Ausdruck. Der in der Folge als Reliquiar verwendete Behälter wurde 1943 dem Reliquiengrab des Hochaltars der Kathedrale entnommen.<sup>45</sup> Dass er aus dem Welschdörfli stammt, ist kaum wahrscheinlich.

Das einzige bis heute mit aller Sicherheit identifizierbare Gebäude des römischen Chur ist das mit E bezeichnete. F. v. Jecklin hatte dessen Zweckbestimmung noch nicht erkannt, berichtete aber, dass der Bau in drei Perioden errichtet und noch in nachrömischer Zeit bewohnt worden sei, auch hätte er zwei Zerstörungen durch Brand erlebt, nach der ersten und nach der letzten Bauetappe.<sup>46</sup> F. v. Jecklin glaubte auch, Wasserzu- und -abläufe festgestellt zu haben. Diese und zwei Apsiden veranlassten dann E. Poeschel, die Anlage als Thermen, d. h. als Badehaus einer Villa, eines vornehmen Landhauses zu erklären.<sup>47</sup> Die genaue Auswertung des Berichtes von Jecklin und die Resultate einer in neuester Zeit durchgeführten Nachgrabung erlauben nun, das Ganze mit grösster Wahrscheinlichkeit einzuordnen, wobei die dritte Bauperiode, die Jecklin als «Flickwerk, wie Mauerverstärkungen, unregelmässige Einbauten und Anhängsel» bezeichnet, vorerst nicht berücksichtigt werden soll. Im Grabungsplan wird der Grundriss der ersten, vermutlich in die tiberische Zeit fallenden Bauperiode festgehalten. Das Gebäude misst rund 32 m in der Länge und 16 m in der Breite. Die Mauerstärke variiert zwischen 1,25 und 1,00 m. Es handelt sich also um einen sehr grossen, massiven, aus zwei fast gleichen Flügeln bestehenden Bau. Die Einteilung ist beinahe symmetrisch. Der westliche Flügel war durchwegs heizbar, von einer zentralen Feuerstelle, einem «prae-furnium» aus. Der nördlich abgetrennte Teil, mit einem Mittelpfeiler, bezog die warme Luft durch zwei 60 cm breite Kanäle in der Trennungsmauer. Mit der halbrunden Apsis, in der einst eine Badewanne lag, ist der langgestreckte Raum als «caldarium», Warmwasserbad, gekennzeichnet. Der Heizkessel, die «testudo», für das heisse Wasser befand sich in der Regel über dem Praefurnium. Im nördlich anschliessenden Raum könnte nach dem Plan von Jecklin ein durchgehendes rechteckiges Bassin für laues Wasser vermutet werden und auf dem Pfeiler ein «labrum», eine runde Brunnen-



schale, wo man sich mit frischem Wasser besprengen konnte. Dieser Raum wäre somit als Lauwasserbad, «tepidarium», zu bezeichnen. Der lange Raum im Ostflügel war gepflastert und wies einen Durchgang gegen die Strasse hin auf. Er war eine Art Halle, in der man sich zur Unterhaltung aufhielt. Als Kaltwasserbassin, «frigidarium», bleibt somit nur der südlich anschliessende Raum übrig, denn der östlich vorstehende war wieder geheizt. Die Feuerung geschah von der Halle aus. Dieser Raum dürfte am ehesten ein «apodyterium», ein Aus- und Ankleideraum gewesen sein. Die römischen Bäder waren unentgeltlich und das ganze Jahr hindurch in Betrieb, was bei unserm Klima möglichst viele geheizte Räume erforderte. In Anbetracht der Mauerstärke müssen wir uns alle als gewölbt vorstellen, die geheizten auch mit Wand-, vielleicht sogar mit Deckenheizung. In rechteckigen Hohlziegeln stieg die warme Luft hoch.

Da Männer und Frauen getrennt badeten,<sup>48</sup> ist es nicht ganz ausgeschlossen, dass schon in claudischer Zeit der augusteische Ehrenbogen abgetragen und an seiner Stelle der östlich von E gelegene und gleich orientierte, aus zwei grossen Räumen bestehende Bau D als Frauenbad errichtet worden ist. Als Bad kennzeichnet ihn die westlich angefügte halbrunde Apsis. Der östliche Abschluss des Gebäudes wurde erst 1973 freigelegt. Die im nördlichen Raum eingebaute, leicht parabelförmige grosse Apsis und vermutlich auch der westliche Teil des Baukomplexes C stammen, wie unten ausgeführt wird, aus viel späterer Zeit. Obwohl für beide Räume eine Hypokaustanlage nicht mehr nachgewiesen werden kann, ist eine solche doch vorauszusetzen. Die bis 60 cm abgetragenen Pfeiler des Ehrenbogens sind möglicherweise in die Bodenheizung einbezogen gewesen. Für den kellerartigen Raum mit Abstieg, der westlich an den Bau D anschliesst, haben wir einstweilen keine Erklärung. Dasselbe gilt für einen im Grundriss ähnlichen, im Süden von E gelegenen Raum. Ihrer Orientierung nach scheinen beide Anlagen im Zusammenhang mit den Thermen D und E erstellt worden zu sein.

Als man die Thermen D errichtete, wurde zusammen mit dem Ehrenbogen auch die Ost-Weststrasse vor ihm aufgegeben und überbaut. So ist es keineswegs verwunderlich, wenn mit der Zeit auch die grossen Thermen E um zwei fast gleich grosse Räume, 7 und 8, nach Süden verlängert worden sind. Wann das geschah und

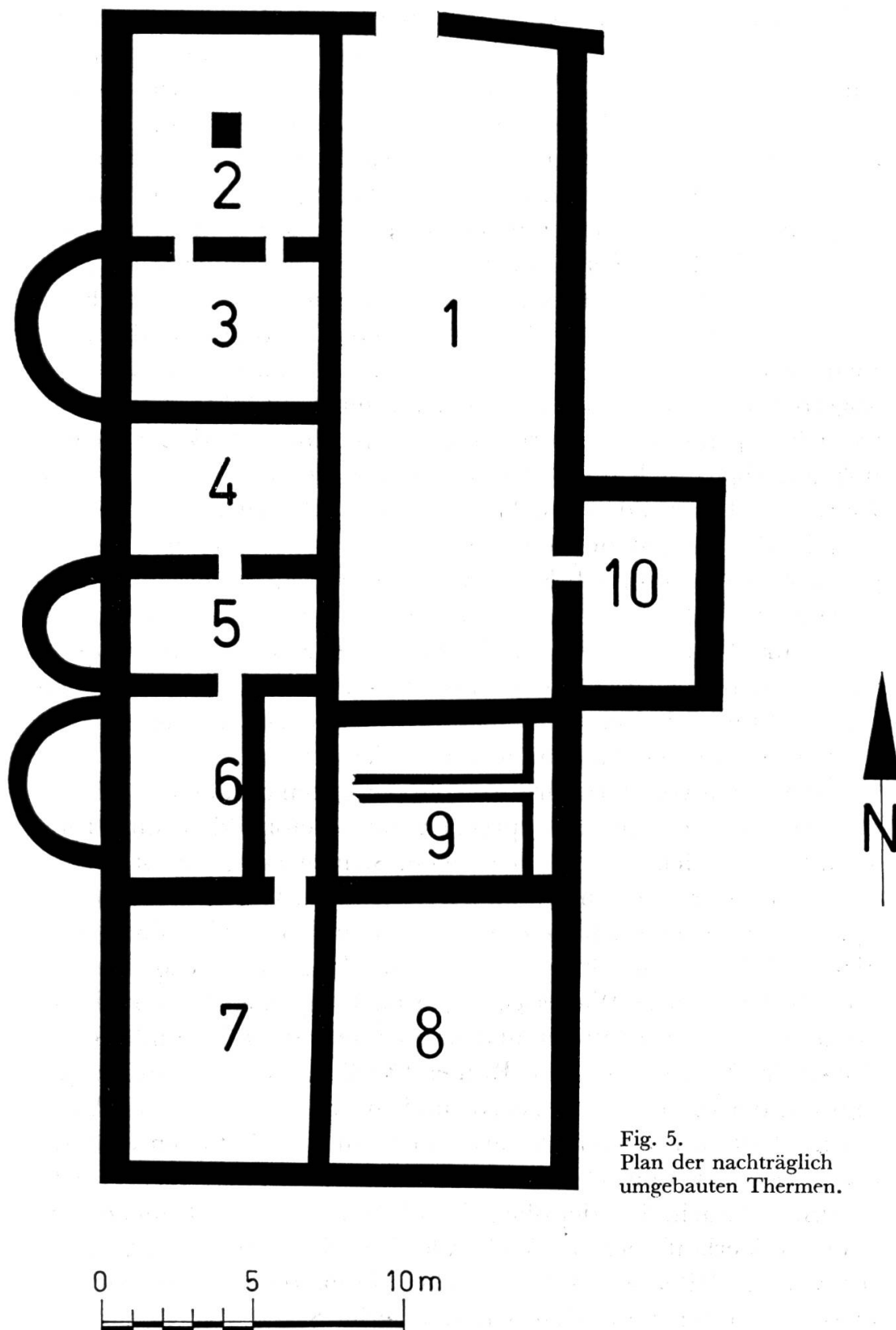


Fig. 5.  
Plan der nachträglich  
umgebauten Thermen.

welchem Zweck sie dienten, wissen wir nicht. Wesentlicher ist jedoch ein durchgreifender Umbau im Innern. Jecklin bringt ihn mit einem Brand in Verbindung. Das Caldarium wurde in vier Räume unterteilt, wovon die Räume 3 und 5 eine Apsis erhielten. Die Veränderungen lassen sich zeitlich einordnen. Im einstigen Kaltwasserbassin, Raum 9, entstand eine Hypokaustanlage, aber nicht eine aus vielen freistehenden Pfeilerchen errichtete, sondern eine Kanalheizung, wie sie für die Zeit um 200 und später typisch ist.<sup>49</sup> F. v. Jecklin hatte sowohl den langen Heizkanal wie auch kanalförmige Praefurnien als wahrscheinliche Wasserzu- und -ableitungen erklärt. Die Feuerstelle für Raum 9 kann sich nur im schmalen, von Raum 6 abgetrennten Teil befunden haben, den man von Süden her betrat, wo sich «Brandmassen» vorfanden, wie Jecklin sagt. Wann die Hypokaustanlage in Raum 10 ausser Betrieb gesetzt und über den Resten ein Betonboden erstellt wurde, bleibt fraglich.

Die Ursache für den Umbau muss wohl am ehesten in einem grösseren Bedürfnis nach Komfort – nur geheizte Räume und heisses Wasser – gesucht werden. Nicht ganz auszuschliessen ist auch die Möglichkeit, dass die grossen Thermen bei einer Bevölkerungsabnahme für beide Geschlechter eingerichtet worden seien. Die Räume 10, 2 und 3 hätten dem einen, 9, 4, 5 und 6 dem andern dienen können. Im dritten Jahrhundert wäre das denkbar.

Abgesehen vom Grundriss sowohl der ersten als auch der umgebauten grossen Thermen sprechen rote Betonböden und roter Wandputz eindeutig für Badeanlagen. Sehr merkwürdig ist jedoch, dass weder in ihrem Umkreis noch sonstwo im Welschdörfli sichere Spuren römischer Wasserleitungen aufgefunden worden sind. Ingenieur W. Versell ist über siebenzig Jahre lang allen Grabarbeiten, speziell den Churer Wasserleitungen nachgegangen.<sup>50</sup> Er schliesst, gestützt auf die Brunnenanlagen der letzten Jahrhunderte im Welschdörfli, dass auch die Römer Quellwasser im Schwarzwald und auf der Kälberweide gefasst und in Holzpfeuern in den Vicus geleitet hätten. Die letztern wären dann mit der Zeit eben vollständig vermodert und verschwunden. W. Versell sagt ferner: «Es scheint mir auch, dass der obere Mühlbach schon zur Römerzeit im heutigen Verlauf oberhalb Welschdörfli und unterhalb St. Salvatoren vorbeigeleitet worden ist.» Wir wissen, dass das Wasser der Plessur, von der die beiden Mühlbäche im Salsal abgezweigt wer-

den, noch vor kaum hundert Jahren für den Trinkwasserbedarf der Stadt in Frage kam.<sup>51</sup> An Wasser fehlte es der römischen Siedlung also nicht; praktisch stand ihr jede Menge zur Verfügung.

Im Zusammenhang mit den besprochenen Thermen E und D muss noch jener privaten, offenbar zum westlichen Bau des Komplexes A gehörenden Badeanlage gedacht werden. Im Plan der Gesamtgruppe wurden nur die Grundrisse einer zweiten, vielleicht flavisch-trajanischen Bauperiode festgehalten. Der erst nachträglich erstellte grosse, mit Hypokaustanlage versehene Raum des Bades weist merkwürdigerweise eine nach innen gebogene Apsis auf, wohl deshalb, weil eine Aussenapsis neben dem anschliessenden, ebenfalls mit Bodenheizung versehenen kleinen Gemach nicht in Frage kam. Aus dem Baubefund des letztern geht mit aller Klarheit hervor, dass für seine Erstellung die Nord-Südmauer des östlichen Baus unterbrochen und abgerissen werden musste. Das geheizte Gemach ragte somit in das Nachbargebäude hinein, was zur Annahme berechtigt, die beiden Häuser hätten demselben Besitzer, z. B. dem Staat gehört. Der westliche Teil könnte als Wohnung eines höheren Beamten oder Offiziers, der östliche als Verwaltungsgebäude und Kaserne gedient haben. Auch im hier nicht wiedergegebenen Grundriss der ersten Bauperiode des östlichen Traktes kommen aufgereihete kleine Räume vor. Zur erwähnten Wohnung – ein Offiziershaus in Vindonissa wies ebenfalls ein privates Bad auf – gehörte ohne Zweifel auch der westlich von ihr isoliert liegende, sehr massiv angelegte, wohl turmartige Bau, dessen Erdgeschoss geheizt war. Sein Vorkommen passt ganz in das Bild, und für die von uns vorgeschlagene Deutung der im Gebiet von St. Margrethen freigelegten Gebäudegruppe A spricht überdies die erhöhte Lage am Fuss des Rosenhügels sowie die Nähe des Flussüberganges.

Wir sagten oben, dass an der Spitze der Verwaltung zunächst ein Offizier, aus Analogiegründen wahrscheinlich ein Centurio gestanden haben müsse, zumindest vom Beginn unserer Zeitrechnung an. Gewisse repräsentativere Gebäude dürften also schon in dieser Zeit vorhanden gewesen sein. Die gemauerten Wohnbauten aber sind erst in claudischer Zeit errichtet worden. Sie beweisen, dass der Ort damals einen grossen Aufschwung erlebte, ähnlich wie Martigny/Octodurus, das 47 n. Chr. das latinische Recht, die Vorstufe zum römischen Bürgerrecht erhielt, zum Marktflecken mit dem

neuen Namen Forum Claudii Vallensium aufrückte und Hauptort des Wallis wurde.<sup>52</sup> Gleichzeitig vollzog sich die Abtrennung des Wallis von Rätien und seine Vereinigung mit dem Gebiet um den Kleinen St. Bernhard zu einer neuen Provinz mit Axima (Aime-en-Tarentaise) als Hauptort. Von Bedeutung für Chur und dessen Stellung zum Provinzhauptort Augsburg scheint uns der Umstand zu sein, dass der Statthalter der savoyardischen Provinz zwar in Axima sass, Weihungen aber sowohl dort, wie in Octodurus stiftete.<sup>53</sup> Die beiden Städte waren demnach gleichrangig. Das geht gewissermassen auch daraus hervor, dass eine in Axima gefundene Sarkophaginschrift den Tod eines Jünglings meldet, der als Schüler einer höheren Schule in Octodurus starb<sup>54</sup> und dass Octodurus später Sitz der ersten Bischöfe wurde. Das alpine Rätien mit seinem Hauptort Curia dürfte entsprechend von jeher ebenfalls eine Verwaltungseinheit gewesen sein, wie das Wallis mit Octodurus. Wie dieser Ort war wohl auch Curia seit Claudius ein Municipium, ein Städtchen mit eigener Verfassung und Verwaltung. Dass es ferner an beiden Hauptorten schon allein durchziehender Truppen und der Aufgebote wegen eine militärische Organisation, z. B. eine kleine Garnison und Unterkünfte geben musste, liegt nahe. Das Amphitheater in Martigny ist sicher nicht zur Unterhaltung der Zivilbevölkerung erstellt worden, und wir glauben, Anhaltspunkte dafür zu haben, dass ein solches sogar in Chur existierte. Die Örtlichkeit des Amphitheaters in Octodurus/Martigny heisst noch heute «le Vivier». Dieser Name leitet sich ab vom lateinischen Wort «vivarium», das «Behältnis zur Aufbewahrung lebender Tiere» bedeutet oder «Tierzwinger».<sup>55</sup> Aus einer Kölner Weihung an Diana, die Göttin der Jagd, wissen wir, dass ein Centurio einen Tierzwinger einzäunen liess «vivarium saepsit».<sup>56</sup> In der von A. Schorta redigierten Karte der Churer Flurnamen des 14. Jahrhunderts kommt östlich der Felspartie von Sassiel (= Saxellum, kleiner Stein) und in der Nähe der Plessur die Örtlichkeit «Vivair» vor.<sup>57</sup> A. Schorta leitet den Namen auch von «vivarium» ab, erklärt ihn aber als «Weiher», weil hier der obere Mühlbach vorbeifliesst. Mit «Vivair» ist das Gebiet des heutigen Bodmergutes gemeint, die wunderschöne Einbuchtung des schattigen Berghanges unter St. Antönien, etwa 600 m vom Eintritt ins Welschdörfli entfernt. Der Platz war prädestiniert für einen Tierzwinger in der Art der einfachen spanischen Stierkampfarenen, die



völlig aus Holz erstellt sind. Wir möchten daher gerne annehmen, unser Flurname gehe gleich wie in Martigny auf ein Amphitheater, eine ovale Abschränkung für Tierhetzen und Gladiatorenspiele zurück, wo die Zuschauer auf ringsherumgeführten Tribünen sassen. Dafür, dass es im römischen Chur auch ein Theater, ein in den Berghang eingetieftes, aus Sitzstufen bestehendes Halbrund mit davorliegender Schauspielerbühne gegeben hätte, fehlen alle Anhaltspunkte. Sondierungen an einer «verführerischen» Stelle oberhalb des Welschdörfli zeitigten keine positiven Ergebnisse.

Was die Anwesenheit römischer Soldaten in Chur anbelangt, ist aus dem bisherigen Fundmaterial wenig Aufschluss zu erhalten. Wenn «das gänzliche Fehlen aller Waffen» bei den Ausgrabungen der Thermen betont wird, ist das an diesem Ort allerdings nicht verwunderlich, aber selbst in einem Militärlager, wie z. B. Vindonissa, sind Waffenfunde nicht sehr häufig. Man liess diese wichtigsten Dinge der persönlichen Ausrüstung nicht einfach liegen, wenn sie abgenützt oder beschädigt waren. Daher ist der Fund eines elfenbeinernen Schwertknaufes im Welschdörfli als glücklicher Zufall zu bewerten. Mehr lässt sich über das seltene Objekt nicht aussagen.<sup>58</sup> Von grösserer Beweiskraft wären entschieden Mengen gestempelter Dachziegel aus den Fabriken der in Vindonissa oder sonstwo stationierten Legionen. Die Funde enttäuschen jedoch auch in dieser Beziehung. Bisher sind in Chur einzig zwei Ziegelfragmente mit dem Stempel LEG XI CPF, d. h. der 11. Legion Claudia Pia Fidelis von Vindonissa gefunden worden.<sup>59</sup> Sie stammen aus den Jahren 70–100 v. Chr., aus der flavischen Zeit also, in der die grossen Baukomplexe A, B, F und G abgeändert oder neu entstanden sein dürften. Für diese kurze Zeitspanne ist eine Beziehung zum Militärlager von Vindonissa demnach gesichert. Nur daraus auf militärische Anwesenheit der Römer in Chur schliessen zu wollen,<sup>60</sup> scheint uns allerdings sehr gewagt. Die überaus spärlichen Funde von Ziegelfragmenten in Chur, übrigens auch in Martigny/Octodurus, weisen darauf hin, dass für die Bedachung an beiden Orten vornehmlich Schindeln verwendet worden sind.

Auf der erwähnten Flurnamenkarte treten zwei für die Geschichte von Chur ausserordentlich wichtige Namen auf:<sup>61</sup>

1. Im Gebiet von St. Margrethen, genauer zwischen der dortigen Kapelle und der Gegend westlich von Sassiel die Örtlichkeit

«Palazol» oder «Palazi pitschen». Beide Namen sind mit «Kleiner Palast» zu übersetzen. Der erste kommt vom 12. Jahrhundert, der zweite im 14. Jahrhundert mehrmals vor;

2. Im Gebiet der Kustorei, also westlich von St. Margrethen die Örtlichkeit «Palazi» oder «Palazi magno», was soviel heisst wie «grosser Palast». Beide Ausdrücke erscheinen öfters im 13. und 14. Jahrhundert. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir nach dem oben gesagten den «kleinen Palast» mit dem westlichen Teil des Gebäudekomplexes A, den «grossen Palast» mit den einstigen Thermen E identifizieren. Dass königliche Pfalzen – wie Palast vom lateinischen «palatium» abgeleitet – mit Vorliebe auf römischen Grundmauern errichtet wurden, betonte schon F. v. Jecklin. Es sei hier nur an Zürich erinnert. Wir vermuten, dass der «kleine Palast» zunächst vom Centurio, seit etwa 300 aber vom Präses der Rätia prima bewohnt worden sei, vielleicht bis in die karolingische Zeit hinein. Die Erinnerung an ihn wäre sonst wohl kaum wach geblieben. Bei den auffallend massiv gebauten Thermen, die als Badeanlage um 200 weitgehend erneuert worden sind und als solche wohl noch im 4. Jahrhundert in Betrieb standen – die Münzserie intensivierte sich gegen 360 hin um dann abzubrechen<sup>62</sup> – hat Jecklin auf zahlreiche späte Flickarbeiten, Verstärkungen und unregelmässige Einbauten aufmerksam gemacht. Dass die Badeanlage überhaupt ausser Betrieb gesetzt und zu Wohnzwecken hergerichtet wurde, beweisen erst die vorn zugemauerten Apsiden und wohl auch die beiden südlich angebauten grossen Räume 7 und 8. Bei deren Erstellung musste die Heizanlage zu Raum 9 aufgegeben werden. Was nunmehr vorliegt, ist ein langgestrecktes, verhältnismässig hohes eingeschossiges Haus mit Hof und zehn Zimmern, in der Tat ein «Palatium magnum». Um 380 könnte es Sitz des ersten Churer Bischofs gewesen sein, und wenn sozusagen am Ende unserer Münzreihe eine in Aquileia geprägte, überaus seltene Kleinbronze des Kaisers Magnentius (350–353)<sup>63</sup> auftaucht, mutet das wie ein Lichtstrahl in eine bedeutungsvolle Zukunft an; wir meinen damit die intensive Christianisierung auch unserer Regionen.

Wenn nicht alles trügt, spricht die letzte Verwendung des nördlichen Raumes der einstigen Thermen D für eine früheste Kirchenanlage. Eine so grosse, im Innern eines rechteckigen Saales liegende Rundapsis kommt, soweit wir sehen, nur bei frühchristlichen Kult-



bauten des nördlichen Adriaraumes und der von ihm beeinflussten Zonen vor. R. Egger hat die bis 1916 bekanntgewordenen Beispiele ausführlich behandelt.<sup>64</sup> Er unterscheidet zwei Gruppen: 1. Kirchen, wo diese Apsis nichts anderes ist, als eine hinter dem Altar herumgeführte Priesterbank. 2. Kirchen, wo diese Apsis als gewölbte Nische in einer Querwand sitzt und fast bis zum Ansatz der Schiffsdecke hinaufreicht. Die letztere Form stammt aus Syrien. Beide Gruppen sind in das 5. und 6. Jahrhundert zu datieren. Bei den Gruppen gemeinsam sind Durchgänge links und rechts der Apsis. Sie führen in einen Umgang, wenn die Apsis völlig frei steht, in je einen kleinen Raum, wenn deren Scheitel die Saalrückwand tangiert oder überschneidet. Die erste Gruppe findet sich vor allem im Einzugsgebiet von Aquileia. Ihr sind auch der früheste gegen 500 entstandene Kirchenbau von Zillis<sup>65</sup> und – etwas abgewandelt – St. Stephan in Chur zuzurechnen, von dem später die Rede sein wird. Die zweite Gruppe ist nur mit wenigen Beispielen in Grado und Ostia vertreten.<sup>66</sup> Bei den beiden Kirchen in Grado ist, angelehnt an die hochgeführte Apsiswand, zusätzlich die halbkreisförmige Priesterbank vorhanden.

Ein Vergleich der frühesten Kirchenanlagen im römischen Vicus von Chur mit den beiden genannten Gruppen ist – abgesehen vom rechteckigen Saal – einzig in bezug auf die Apsis möglich. Für die parabelförmige Apsis, die den östlichen der noch vorhandenen Sockel des einstigen Ehrenbogens durchschneidet, gibt es eine Parallele in Aguntum.<sup>67</sup> Es fällt auf, dass die Mauerstärke der Apsis sowohl in Aguntum wie in Chur grösser ist als die der Saalmauern. Beide Male misst die erstere gut 70 cm, die zweite in Aguntum ca. 50, in Chur ca. 60 cm. Der Mauerstärke nach könnte somit auch die Churer Apsis eine Priesterbank gewesen sein. Was sie aber von allen andern unterscheidet, ist, dass sie die ganze Raumbreite beansprucht. Die seitlichen Durchgänge, die den beiden oben geschilderten Gruppen zukommen, fehlen hier eindeutig. E. Poeschel hat, ohne die Churer Anlage zu kennen, genau dieses Schema für Zillis angenommen und der geringen Mauerstärke wegen an eine hohe, flachgedeckte Apsis gedacht, nicht an eine Priesterbank.<sup>68</sup> Wir möchten jedoch in der Zilliser und in der Churer Apsis eine Priesterbank sehen, so, wie die Hauptgruppe der norischen Bauten sie aufweist und wie sie die Kirchenanlagen des 4. Jahrhunderts in

Aquileia bedingen.<sup>69</sup> Ob die Apsis selbst als Bank gedient hat oder nur als niedere Rückwand einer solchen aus Holz, bleibe dahingestellt.

Da der Typus der Churer Anlage bei den aus dem 5. Jahrhundert stammenden norischen Bauten nicht vorkommt, wird man wohl an eine frühere Entstehung denken dürfen, an eine Zeitepoche, die auch bei uns archäologisch noch wenig erforscht und fassbar ist. Dafür, dass die vermutlich älteste Kirche von Chur aus einem römischen Thermenraum hervorging, fehlt es allerdings nicht an Parallelen. Selbst die Hypokaustanlage, über der das erste Zilliser Gotteshaus errichtet worden ist, könnte zum Bad einer Villa gehört haben. R. Egger führt die Grundrisse mehrerer frühchristlicher Kirchen an, die in oder unmittelbar neben römischen Thermen entstanden sind, so Teurnia (Oberkärnten), Salona (Dalmatien), Insel Brioni (Istrien), wohl auch Aguntum (Tirol), und sagt unter anderem folgendes: «In Teurnia wird es gewesen sein, so wie in vielen Städten des orbis christianus, dass über den Friedhöfen ausserhalb der Mauern Zömeterialkirchen entstanden, die städtische Bischofskirche aber im Bezirke der Thermen.» Das zuletzt Gesagte dürfte auch für die kleinern Thermen von Chur zutreffen, umso mehr, als die grossen Thermen – sie sind jenen von Teurnia ähnlich<sup>70</sup> – zu Wohnzwecken umgebaut und vielleicht der bischöflichen Hofhaltung zur Verfügung gestellt worden sind. Die Benützung von Thermentrakten zu kultischen Zwecken ist zunächst aus der Grösse der hier vorliegenden Räume zu erklären. Vielleicht spielte aber auch das Vorhandensein von Wasser für die Taufzeremonien eine Rolle. Wir werden noch darauf zurückkommen. Dass eine bischöfliche Kirche so klein sein konnte – rund  $10 \times 15$  m – mag befremden, aber was wissen wir schon über den Stand der Christianisierung in Rätien am Ende des 4. Jahrhunderts? Möglicherweise ist die bescheidene Anlage auch nur ein Oratorium, eine Kapelle für den Hausgebrauch gewesen, wie wir sie für die sehr frühe Zeit z. B. von Salona kennen.<sup>71</sup> Im übrigen sei noch darauf hingewiesen, dass der aus dem 4. Jahrhundert stammende, reich mit Mosaiken verzierte älteste Kirchenraum der Grossstadt Aquileia, nur rund  $20 \times 38$  m mass.<sup>72</sup> Nach E. Poeschel sollen auch im Areal der Churer Thermen Mosaikreste aufgefunden worden sein.<sup>73</sup> Zu welchem Bau sie gehörten, lässt sich jedoch nicht sagen. Was das Patrozinium der ältesten Chu-

rer Kirche anbelangt, dürfte am ehesten St. Peter in Frage kommen. Die neueste Forschung lokalisiert eine um 800 erwähnte Kirche St. Peter<sup>74</sup> ins Welschdörfli.<sup>75</sup> Wenn der älteste Altar der Kathedrale, um 1160 in der Krypta errichtet, in erster Linie aber St. Peter geweiht war,<sup>76</sup> so scheint uns das ein Hinweis darauf zu sein, dass eine Kirche St. Peter ursprünglich irgendwo existiert hatte, dann aber eingegangen war. Es kann sich dabei wohl nur um die älteste Kathedrale, im Welschdörfli, gehandelt haben.

Für die besprochene Kirche wäre es natürlich von grösster Wichtigkeit, wenn in ihrer Nähe noch eine Taufanlage, ein Baptisterium nachgewiesen werden könnte. Der Parallelraum mit der Apsis kommt dafür nicht in Frage. Er dürfte aber für rituelle Waschungen eine Rolle gespielt haben, wie die spätrömische Kirche mit anschliessendem, gegen 400 erstelltem Bad in Kaiseraugst es nahelegt.<sup>77</sup> An das kleine Bad mit Eckapsis<sup>78</sup> grenzt dort ein Baptisterium an, ein rechteckiger Raum. In einer Ecke desselben befindet sich ein quadratisches, auf einer Innenseite leicht gewölbtes Wasserbecken für die Taufe. Es misst aussen  $2 \times 2$  m. Eine ähnliche Anlage, einen rechteckigen Raum mit einem in einer Ecke liegenden Becken von  $2,5 \times 2,5$  m Aussenmass und mit zwei seitlich angebrachten Treppenstufen, hat F. v. Jecklin neben den ehemaligen Thermen D freigelegt. Im Grabungsplan ist es der westliche Teil des Baukomplexes C. Hier ist der rechteckige Raum noch mit einem Vorraum versehen, und auf der Nordseite ist nach Jecklin «eine quadratische Cisterne oder Wasserablauf» angebaut. Wir wissen aber aus analogen Fällen, dass der kleine Anbau Teil eines Praefurniums war. Der Raum muss also einmal geheizt gewesen sein, und aus der Mauerstärke – Jecklin spricht von einem «Turm» – möchte man auf Einwölbung schliessen. Es ist durchaus denkbar, dass der Bau ursprünglich zu den Thermen D gehörte. Erst mit dem Einbau des Wasserbeckens wurde er dann möglicherweise in ein Baptisterium umgewandelt. Vorbau und Wasserbecken sind im Plan von Jecklin sehr deutlich als einer spätern Bauperiode zugehörig eingezeichnet. Hoffentlich erlaubt die Freilegung der noch fehlenden Partien des Baukomplexes D eine eindeutige Bestimmung der ganzen ebenso interessanten wie problematischen Anlage.<sup>79</sup>

Wie oben ausgeführt wurde, war Curia der Luciusinschrift nach schon in der augusteischen Zeit Verwaltungszentrum des Landes,

und in Analogie zur Rangerhöhung der Orte Octodurus und Axima durch Claudius dürfte auch Curia eine solche erfahren haben. Die verschiedenen grossen Bauten sprechen sehr dafür. Da Octodurus in flavisch-hadrianischer Zeit – zwischen 69 und 138 – dann das Stadtrecht eines Municipiums, d. h. einer Kleinstadt erhielt und mit dem gesamten Gebiet des Wallis auch das römische Bürgerrecht,<sup>80</sup> möchte man dies jetzt auch für Chur und seine Gemarkung annehmen. Bisher war man der Ansicht, Curia sei spätestens im 3. Jahrhundert<sup>81</sup> oder sogar erst um 300,<sup>82</sup> nach der Teilung der Provinz in Rätia prima und Rätia secunda, Municipium geworden.

*Hof:* Dass auf der beherrschenden Kuppe im Nordosten der Stadt 1972 ein Bau aus der Zeit um 500 v. Chr. zum Vorschein kam, wurde oben schon gesagt. In Anbetracht dessen, dass am Fuss derselben zeitlich entsprechende Siedlungen lagen, könnte oben ein Refugium gewesen sein, das durch einen künstlichen Graben vom Bergabhang getrennt war. Er ist noch in der Ansicht von Matthäus Merian, 1642, eindeutig festgehalten. Für eine Belegung des Platzes in der frühromischen Zeit scheinen uns vor allem die in den 1960er Jahren an der Walenseeroute entdeckten augusteischen Türme mit Bering zu sprechen.<sup>83</sup> Ein solcher Turm drängt sich für den Hof geradezu auf, und zwar am höchsten Punkt, da, wo jetzt die Kathedrale steht. Bisherige Schürfungen im Innern derselben haben zwar nichts Konkretes ergeben, aber Ferdinand Keller berichtet, dass man 1859 bei Erdarbeiten auf der Ostseite des Hofes zwischen dem Weiher bei der Südostecke des Schlosses und der Nordwestecke der Kathedrale auf Überreste einer alten Umfassungsmauer gestossen sei.<sup>84</sup> Diese Mauer umschloss – wahrscheinlich ringförmig – nur etwa das Areal der Kathedrale, und das Ganze entsprach offenbar den genannten Beobachtungsposten an der Walenseeroute. Den besten Beweis für unsere Annahme könnten nur Scherbenfunde aus dem Kircheninnern liefern.

Sichere Anhaltspunkte für eine bedeutend grössere Wehranlage ergaben dann aber die Ausgrabungen von 1972/73, die wir dank dem Zuvorkommen des Kantonsarchäologen, Chr. Zindel, persönlich verfolgen konnten. Unmittelbar vor der Südwestecke der Kathedrale und parallel zum nahen Absturz des felsigen Plateaus trat eine gut 1 m breite Längsmauer zutage und nach dem Innern des

Hofes zu, in etwa 1,80 m Entfernung, die Südwestecke eines Gebäudes. «Dach- und Heizungsziegel sowie wenig Keramik machen die Datierung in die römische Zeit wahrscheinlich.»<sup>85</sup> Dass somit die Südmauer eines römischen Kastells gefunden worden war, bezweifelte niemand. Offen blieb nur die Frage nach der genaueren zeitlichen Entstehung. Sie wurde 1973/74 durch eine Notgrabung in den Kellern unter dem Rittersaal des bischöflichen Schlosses, also auf der Nordseite des Plateaus, überraschenderweise gelöst. Hier stiess man auf die gleiche 1 m breite Mauer wie vor der Kathedrale, und im Zusammenhang mit ihr konnten unter anderem afrikanische Siggillata und glasierte Reibschalenfragmente aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts gehoben werden. Die dem Terrain angepasste, vermutlich mit drei Ecktürmen ausgestattete Befestigung wurde demnach bei den Alemanneneinfällen um 370 errichtet, weniger als militärischer Stützpunkt, sondern als Fluchtburg, die schliesslich auch Kathedrale und Bischofssitz aufnehmen sollte. Von da an mag die Agglomeration auf dem Hof «civitas» geheissen haben.

*Stadtflur:* Zu jeder römischen Stadt gehörte ein rings um sie herum liegendes Gebiet – Äcker, Wiesen, Weiden –, das für ihre wirtschaftliche Existenz notwendig war. Das Ganze hiess ursprünglich «Civitas», nicht nur der Hauptort. Die oberste Behörde der Civitas war ein Kollegium von Duoviri, «Zweimänner», als Gemeindevorsteher, für den Kaiserkult gab es das Kollegium der Seviri, «Sechsmänner», und für die sonstigen religiösen Obliegenheiten Pontifices, ein Priesterkollegium.<sup>86</sup> Im Wallis sind alle diese Ämter durch Inschriften belegt.

Aus der römischen Zeit kennen wir die Churer Gemarkung natürlich nicht, doch hat schon E. Poeschel überzeugend darauf hingewiesen,<sup>87</sup> dass sie höchstwahrscheinlich so verlief, wie die Weide in der Stadtordnung von 1370 umschrieben wird.<sup>88</sup> Den Bürgern stand demnach in der Nord-Südrichtung das Gebiet von der Landquart aufwärts einerseits bis «Awas sparsas» bei Trin, andererseits bis zur «Punt arsitscha»,<sup>89</sup> der Brücke über den Rhein unmittelbar bei St. Georg in Rhäzüns, zur Verfügung. Den Pfahlrost sah der Verfasser noch vor Jahren bei besonders niederm Wasserstand, auch ist das an der Ostwand des Kirchturmes von St. Georg angebrachte Christophorusbild nur in bezug auf diese Brücke sinnvoll. In östlicher



Richtung zog sich die Gemarkung von Chur bis zum Strelapass und bis zur Grenze zwischen Churwalden und Malix hin. Der Umfang der Gemarkung ist für eine Kleinstadt wie Chur so weitreichend, dass man sogar aus ihm auf römischen Ursprung schliessen möchte. Zugleich dürfte dieser ausgedehnte Lebensraum eher für die Wichtigkeit des Transitortes als für die Grösse der gebauten Stadt sprechen. Dasselbe gilt – nur in erhöhtem Masse – z. B. auch für Verona. Die Gemarkung, der «ager», scheint dort in der Zeit der flavischen Kaiser, also gegen 100 n. Chr., endgültig festgelegt worden zu sein.<sup>90</sup>

Wir halten es für nicht ganz ausgeschlossen, dass bei der Absteckung der Churer Gemarkung auch strategische Überlegungen mitgespielt haben. Wenn unter anderm die Zugänge zum Oberland, zum Hinterrheintal, zum Walensee und St. Galler Rheintal miteinbezogen wurden, ist das immerhin auffallend, und zum Schutz des Hauptortes mochte diese Vorsorge nicht ganz unwesentlich sein. Nach dem neuesten Stand der Bodenforschung wissen wir, dass die Dörfer Tamins und Bonaduz ursprünglich römische Siedlungen waren. Sie lagen innerhalb des «ager Curiensis» und bezeichnenderweise an zwei der genannten wichtigen Stellen. Man wäre nicht erstaunt, wenn sich auch Igis einmal als römischer Platz erweisen würde. Was das Schanfigg anbelangt, war es für Chur von jeher schon allein der Alpen wegen unentbehrlich.

# Anmerkungen zum Kapitel «Chur unter Herrschaft der Römer»

- <sup>1</sup> C. Simonett, Die nordetruskische Inschrift von Raschlinas bei Präz, BMB 1959, S. 1 ff. L. Tschurr, Zur Inschrift von Raschlinas, BMB 1959, S. 154 f.
- <sup>2</sup> SRZ, S. 105 f.
- <sup>3</sup> Howald und Meyer, S. 365 f.
- <sup>4</sup> ebenda, S. 70 f.
- <sup>5</sup> ebenda, S. 80 ff.
- <sup>6</sup> SRZ, S. 106.
- <sup>7</sup> Howald und Meyer, S. 49.
- <sup>8</sup> SRZ, S. 109.
- <sup>9</sup> Howald und Meyer, S. 105 f.; H. Zwicky, Zur Verwendung des Militärs in der Verwaltung der römischen Kaiserzeit, 1944, S. 22 ff.
- <sup>10</sup> Howald und Meyer, S. 112 ff.
- <sup>11</sup> ebenda, S. 116 f. und Tf. 3.
- <sup>12</sup> H. Erb und G. T. Schwarz, Die San Bernardinoroute in ur- und frühgeschichtlicher Zeit, Schriftenreihe des Rät. Museums, Chur 1969, S. 18 ff.; A. Planta, BMB 1975, S. 32 ff.
- <sup>13</sup> SRZ, S. 271.
- <sup>14</sup> ebenda.
- <sup>15</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 4.
- <sup>16</sup> SRZ, S. 584.
- <sup>17</sup> Verona 1, S. 557.
- <sup>18</sup> Heuberger, S. 177.
- <sup>19</sup> H. Erb, Bau- und Grabfunde aus christlicher Frühzeit in Schiers, BMB 1962, S. 88.
- <sup>20</sup> Verona 2, S. 40.
- <sup>21</sup> ebenda, S. 485.
- <sup>22</sup> ebenda, S. 40.
- <sup>23</sup> ebenda, S. 100.
- <sup>24</sup> F. v. Jecklin, Römische Ausgrabungen in der Custorei in Chur, Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1903, S. 137 ff.
- <sup>25</sup> BMB 1945, S. 5 ff.; Kdm. Grb., Bd. 7, S. 5; mündliche Mitteilung von E. Poeschel noch kurz vor seinem Tode, 1965.
- <sup>26</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 5.
- <sup>27</sup> Kurze Fundberichte im Jahrbuch der Schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 1966/67, S. 133 ff.
- <sup>28</sup> F. v. Jecklin, a. a. O., S. 9.
- <sup>29</sup> Jahresbericht der Ges. Pro Vindonissa 1967, S. 63 ff.
- <sup>30</sup> H. A. Cahn und H. Erb, Die Münzfunde aus der Grabung 1962/63 im römischen Vicus Chur/Welschdörfli, Schweiz. Münzblätter 1967, S. 1 ff.
- <sup>31</sup> B. Overbeck, Schriftlicher Bericht an den Verfasser, 1. Juli 1968.
- <sup>32</sup> E. Ettlinger, Terra Sigillata aus Chur, Schriftenreihe des Rät. Museums, Chur 1966, S. 23 ff.
- <sup>33</sup> A. Bruckner, Ziegel- und Amphorenstempel aus Chur, Schriftenreihe des Rät. Museums, Chur 1966, S. 13 f.
- <sup>34</sup> SRZ, S. 625.
- <sup>35</sup> W. Drack, Der römische Gutshof bei Seeb, 1969, S. 10 ff.
- <sup>36</sup> C. Simonett, Octodurus, Bericht über die Ausgrabungen 1938/39 in Martigny, ZAK, 1941, S. 83.
- <sup>37</sup> Jahrbuch der schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 1966/67, S. 151 ff.; H. R. Wiedemer, Die Walenseeroute in frühromischer Zeit, Festschrift für Emil Vogt, 1966, S. 167 ff.
- <sup>38</sup> s. Anm. 36, Tf. 26, Abb. 2.
- <sup>39a</sup> E. Meyer, Neue Inschriften aus Chur, Schriftenreihe des Rät. Museums, Chur 1966, S. 8 ff.
- <sup>39b</sup> F. de Quervain, in Festschrift für E. Vogt, S. 232, Anm. 33.
- <sup>40</sup> Zu den Ehrenbogen im allgemeinen vgl. Howald und Meyer, S. 228, Nr. 111.



- 41 Howald und Meyer, S. 202f., Inschrift Nr. 39 und 40.
- 42 Schriftenreihe des Rätischen Museums, Chur 1966, S. 8.
- 43 H. Zwicky, Zur Verwendung des Militärs in der Verwaltung der römischen Kaiserzeit, 1944, S. 72 ff.
- 44 E. Meyer, Schriftenreihe des Rätischen Museums, Chur 1966, S. 8.
- 45 Chr. Caminada, Der Hochaltar der Kathedrale von Chur, ZAK 1945, S. 30 ff. und Tf. 11 a–d.
- 46 F. v. Jecklin, a. a. O., S. 10f.
- 47 BMB 1945, S. 7 ff.
- 48 SRZ, S. 472 ff.
- 49 C. Simonett, Octodurus, ZAK 1941, S. 93 und Tf. 30, 2; W. Drack, Der römische Gutshof bei Seeb, S. 10 und Abb. 14.
- 50 Ausführlicher Bericht vom 16. Juni 1969 an den Verfasser.
- 51 E. Münster, Bericht über die vorhandenen Brunnenleitungen der Stadt Chur, 1877, S. 15 ff.
- 52 Howald und Meyer, S. 196f.
- 53 SRZ, S. 254, Anm. 3.
- 54 ebenda, S. 491.
- 55 ebenda, S. 471.
- 56 ebenda.
- 57 A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jahrhundert, 1942, S. 109 und Karte.
- 58 R. Fellmann, Ein Schwertknauf aus Chur und seine Parallelen, Schriftenreihe des Rätischen Museums, Chur 1966, S. 15 ff.
- 59 A. Bruckner, Ziegel- und Amphorenstempel aus Chur, Schriftenreihe des Rätischen Museums, Chur 1966, S. 13f.
- 60 V. v. Gonzenbach, Die Verbreitung der gestempelten Ziegel der im 1. Jahrhundert n. Chr. in Vindonissa liegenden römischen Truppen, Bonner Jahrbuch 1963, S. 103 ff.
- 61 A. Schorta, a. a. O., S. 63 ff. und Karte.
- 62 H. A. Cahn und H. Erb, Die Münzfunde aus der Grabung 1962/63 im römischen Vicus Chur/Welschdörfli, Schweiz. Münzblätter 1967, S. 8.
- 63 ebenda.
- 64 R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum, Wien 1916.
- 65 C. Simonett, Ist Zillis die Römerstation Lapidaria?, BMB 1938, S. 328 ff. Der Verfasser hält an dem von ihm skizzierten Grundriss – Priesterbank mit Nebeneingängen – fest, trotz der Einsprache von E. Poeschel, Die Baugeschichte von St. Martin in Zillis, ZAK 1939, S. 21 ff.
- 66 R. Egger, a. a. O., S. 124 ff.; für Grado vgl. auch Mario Mirabella-Roberti, Piccola Guida, 1964, S. 12 ff. und Pläne S. 8/9.
- 67 R. Egger, a. a. O., S. 65, Abb. 69.
- 68 s. Anm. 65.
- 69 G. Brusin, Führer durch Aquileia und Grado, 1967, S. 12 ff.
- 70 R. Egger, a. a. O., S. 56, Abb. 64.
- 71 ebenda, S. 112 und Abb. 100.
- 72 G. Brusin, a. a. O., S. 43 ff.
- 73 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 5.
- 74 BU, Nr. 27.
- 75 Diese Ansicht wurde erstmals von Iso Müller in einem am 24. November 1970 in Chur gehaltenen Vortrag vertreten und ist jetzt nachzulesen in I. Müller, Zur chur-rätischen Kirchengeschichte im Frühmittelalter, JB HAGG 1969, Separatabzug S. 31 ff.
- 76 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 99.
- 77 R. Laur-Belart, Die frühchristliche Kirche mit Baptisterium und Bad in Kaiser-augst, Aargau, Basel, 1967.
- 78 Ob die seitlich verschobene Apsis immer kult- und zeitbedingt ist, bleibt noch abzu-klären. Sie könnte bei unserem Bau erst nachträglich angefügt worden sein.

- <sup>79</sup> Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Mittelpartie der Thermen von Yverdon, die auch nicht genügend erklärt sind, scheint vorzuliegen, vgl. Ur-Schweiz 1969, S. 55 (Plan). In Chur wurden 1973 bei den Thermen D noch ein Wasserabzugskanal und im kleinen westlichen Bau Wasserablagerungen und Schlemmsand festgestellt.
- <sup>80</sup> Howald und Meyer, S. 198; Heuberger, S. 117.
- <sup>81</sup> Heuberger, S. 111.
- <sup>82</sup> SRZ, S. 612.
- <sup>83</sup> H. R. Wiedemer, Die Walenseeroute in frühromischer Zeit, in Festschrift für E. Vogt, S. 167 ff.; Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 1960/61, S. 151 ff.
- <sup>84</sup> Mitteilungen der Antiquar. Ges. Zürich, XII, S. 321.
- <sup>85</sup> Neue Bündner Zeitung, 8. Juli 1972.
- <sup>86</sup> Howald und Meyer, S. 198f.
- <sup>87</sup> BMB 1945, S. 11 ff.
- <sup>88</sup> CD, Bd. 3, S. 213.
- <sup>89</sup> Vgl. für diese richtige Schreibweise den Bundesbrief von 1423 bei C. v. Jecklin, Urkunden zur Verfassungsgeschichte Graubündens, S. 16.
- <sup>90</sup> Verona 1, S. 215 ff.

## **Chur im frühesten Mittelalter**

(ca. 400–600)

Der alles umwälzenden Zeit entsprechend hatte der weströmische Kaiser Honorius in erster und zweiter Ehe Töchter seines ruhmreichen germanischen Heerführers Stilicho geheiratet und 402 die Hauptstadt des Reiches von Mailand nach dem von Lagunen geschützten Ravenna verlegt. Als er 423 kinderlos starb, kam für die Nachfolge einzig der kleine Sohn seiner Stiefschwester Galla Placidia, der nachmalige Valentinian III., in Frage. Dessen Vater war kurze Zeit Mitregent des Honorius gewesen, und Placidia führte deshalb seit 421 den Titel «Kaiserin». An Stelle ihres verweichlichten Sohnes regierte sie selbstherrlich bis zu ihrem Tode, 450. Galla Placidia war die einzige Tochter des Kaisers Theodosius des Grossen, der in Byzanz residierte, wo sie ihre Jugend verbrachte. Eine Goldmünze ihres Neffen, Theodosius II. (408–450), kam erstaunlicherweise sogar in Chur zum Vorschein (T. 5,13). – Alarich, der mächtige König der Westgoten, entführte Placidia 410 aus Rom, und ihre erste Ehe ging sie in Narbonne mit dem Westgotenkönig Ataulf ein. Ihre Tochter aus einer zweiten Ehe, Honoria, berief bald nach dem Tode der Mutter Attila, den König der Hunnen, und eine Enkelin Placidias den Vandalenkönig Genserich nach Italien, das eine seiner dramatischsten Epochen durchlebte.

Das Andenken an Galla Placidia bewahrt vor allem aber das Mausoleum, das sie zwischen 421 und 450 in Ravenna errichten liess, dessen Wände und Gewölbe reich mit figürlichen und ornamentalen Mosaiken verziert sind. Unter den frühchristlichen Bauten mit Mosaikenschmuck ist dieses Mausoleum der einheitlichste, vollständigste und schönste. Galla Placidia gründete überdies mehrere, jetzt leider verschwundene Kirchen, die sie ebenfalls mit Mosaiken ausschmückte, und ihrem Beispiel folgten zunächst der Ostgotenkönig Theoderich, dann die Erzbischöfe der Stadt. Ravenna war im 5. und 6. Jahrhundert massgebend für die Künste, besonders nachdem Aquileia 452 von Attila weitgehend zerstört worden war. Einflüsse von Ravenna lassen sich wiederholt in Chur nachweisen.

Die erste Kathedrale auf dem Hof

Die früheste Erwähnung eines Bischofs von Chur stammt aus dem Jahre 451. Abundantius, Bischof von Como, erklärt in einem

Synodalbrief des Bischofs Eusebius von Mailand an Papst Leo, den Beschlüssen des Konzils von Chalcedon (Kleinasien) über die Lehre der Menschwerdung des Herrn für sich und den abwesenden Bischof Asinio von Chur beizupflichten, «pro me et pro absente sancto fratre meo Asinione ecclesiae Curiensis primae Rhaetiae episcopo subscripsi».<sup>1</sup> Die Lehre von der Menschwerdung Gottes wurde von der Sekte der Arianer abgelehnt. Die geistliche Verbindung Churs mit Como tritt in diesem Schreiben ebenfalls erstmals in Erscheinung, gleich wie die Zugehörigkeit Churs zur Erzdiözese Mailand. Es ist aber nicht anzunehmen, Asinio sei überhaupt der erste Bischof von Chur gewesen; denn für Octodurus (Martigny) ist ein Bischof schon für das Jahr 381 erwähnt,<sup>2</sup> für Como und Trient um 350, für Säben-Brixen um 450. Der Sitz dieses letzteren wurde bei den Alemanneneinfällen wahrscheinlich von Augsburg hierher verlegt, ist also bedeutend älter.<sup>3</sup> Die Anfänge des Hochstiftes Chur dürften deshalb ebenfalls bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts zurückreichen.<sup>4</sup> Es unterstand in dieser Frühzeit wohl, wie Octodurus, dem Machtbereich von Aquileia.

Ausgrabungen im Innern der Kathedrale von Chur haben 1921 die Fundamente der ältesten Anlage freigelegt. Wie der Grundriss zeigt, bestand diese aus Längsschiff, Querschiff und halbrunder Apsis. Ob das Längsschiff unterteilt war oder nicht, geht aus den Fundamentresten nicht hervor. Bei seiner relativen Kleinheit dürfte es eher saalartig gewesen sein. Stimmt diese Annahme, so hätte die früheste Bischofskirche auf dem «Hof» im Grundriss und Aufbau der Kirche Santo Stefano in Verona entsprochen, die in die Mitte des 5. Jahrhunderts datiert wird.<sup>5</sup> Man hat sich die Kirche als sehr hellen, von grossen Bogenfenstern belichteten Raum vorzustellen. Solche Fenster sind in der römischen profanen Architektur und auch bei den frühen Kirchenbauten in Ravenna und Rom üblich. Die Helligkeit hier steht im grössten Gegensatz zum mystischen Dunkel romanischer Kirchen. Möglicherweise war diese Kathedrale mit einem in den Boden eingelassenen Becken für die Taufe – durch teilweises Eintauchen der Erwachsenen — versehen. Die Zisterne, in die das gebrauchte Wasser abgeleitet wurde, ist noch vorhanden.<sup>6</sup>

Von der liturgischen Ausstattung der ersten Kathedrale auf dem Hof sind drei interessante Zeugen erhalten geblieben. 1. Die 132 × 82 × 10 cm messende eingetiefte Mensa, d. h. eine mit einer

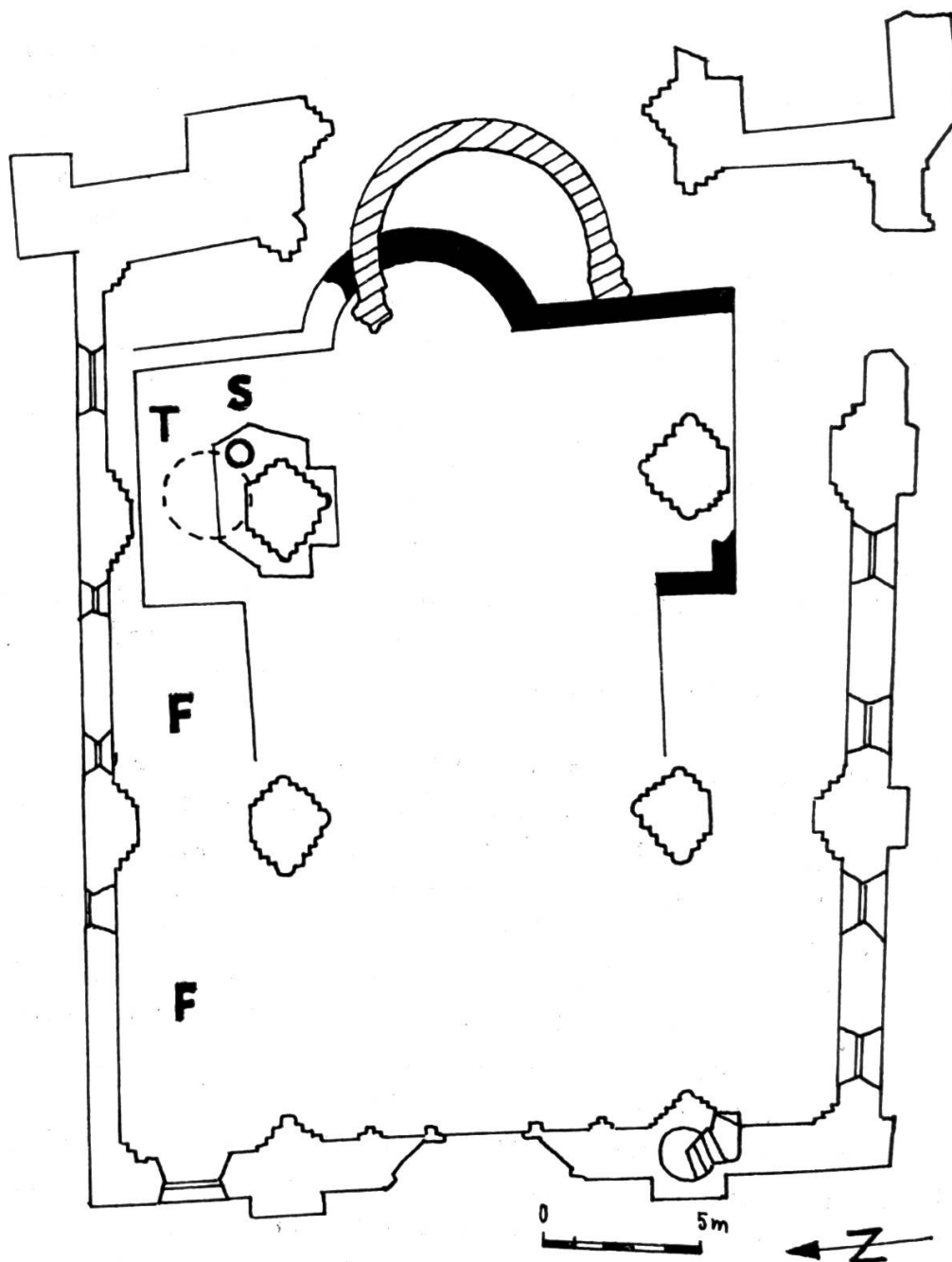


Fig. 6.  
Grundrisse der 1. und 2. Kathedrale im Schiff der romanischen Anlage.

5. Jahrhundert
  karolingisch

F = Feuerstellen, S = Sickerschacht, T = Taufbecken?

primitiven flachen Randleiste versehene marmorne Altartischplatte, die jetzt auf der Rückseite des Hochaltares eingemauert ist (T. 6,20). Sie ruhte, wie ein im Byzantinischen Museum in Athen aufgestellter Altar des 5. Jahrhunderts aus Saloniki beweist, auf vier Säulchen.

2. Zu diesem Tischaltar gehörte der kleine Marmorsarkophag, der 1943 im Reliquienbehältnis, dem Sepulcrum des Hochaltares, zum Vorschein kam.<sup>7a</sup> Er ist 18 cm lang, 14 cm breit und 16 cm hoch (T. 3,7/8). Das sattelförmige Dach ist mit verkümmerten Eckakroterien versehen. Eine der Schmalseiten trägt den Buchstaben A, entsprechend einem Beispiel aus San Zeno im Trentino, wo auf dem Deckel ein A und ein O (=Anfang und Ende) eingegraben sind. Bei der erwähnten Rekonstruktion im Byzantinischen Museum in Athen liegt ein gleicher, 16 cm langer, 11 cm breiter und 13 cm hoher Reliquiensarkophag aus Eleusis genau in der Mitte unter dem Altartisch etwas vertieft im Boden. Weitere Parallelen in Berlin, Sofia, Algier beweisen, dass es sich beim kleinen Churer Sarkophag nicht um eine römische Aschenkiste handelt, wie E. Poeschel annahm, sondern um einen sehr wichtigen Bestandteil der frühchristlichen Altaranlage.

3. Im Churer Reliquiensarkophag lag neben spätern Objekten ein römisches elfenbeinernes Arzneikästchen der Zeit um 400. Es hat unten die Rundung des Elefantenzahnes und ist oben mit einem Schiebedeckel versehen. Das Innere ist in sechs Fächer eingeteilt, die im kirchlichen Gebrauch wohl Reliquien bargen. Der Deckel ist mit einem Relief des Gottes der Heilkunde, Aeskulap, verziert. Der Gott, der vor einer Arkade steht, trägt in der Linken ein Buch, die Rechte stützt sich auf einen von einer Schlange umwundenen Stab. Unter den spätern Objekten, die sich im kleinen Sarkophag befanden, fällt der Gipsabguss eines Medaillons von 4 cm Durchmesser auf (T. 4,11). Es zeigt im Relief, unter einem Kreuz und einem Stern, eine Anbetung der hl. Drei Könige. Die vor der thronenden Maria stehenden Weisen tragen phrygische Mützen, wie z. B. jene der bekannten Anbetung in S. Apollinare Nuovo in Ravenna, aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Es ist anzunehmen, das Medaillon sei zu der Zeit nach Chur gelangt, für welche diese frühe Tracht der Könige charakteristisch ist. Der Abguss dürfte von einem Amulett herkommen.

Wurde, wie gesagt, die früheste Kathedrale auf dem «Hof» um 450 errichtet – vielleicht von Bischof Asinio – und war Chur ander-

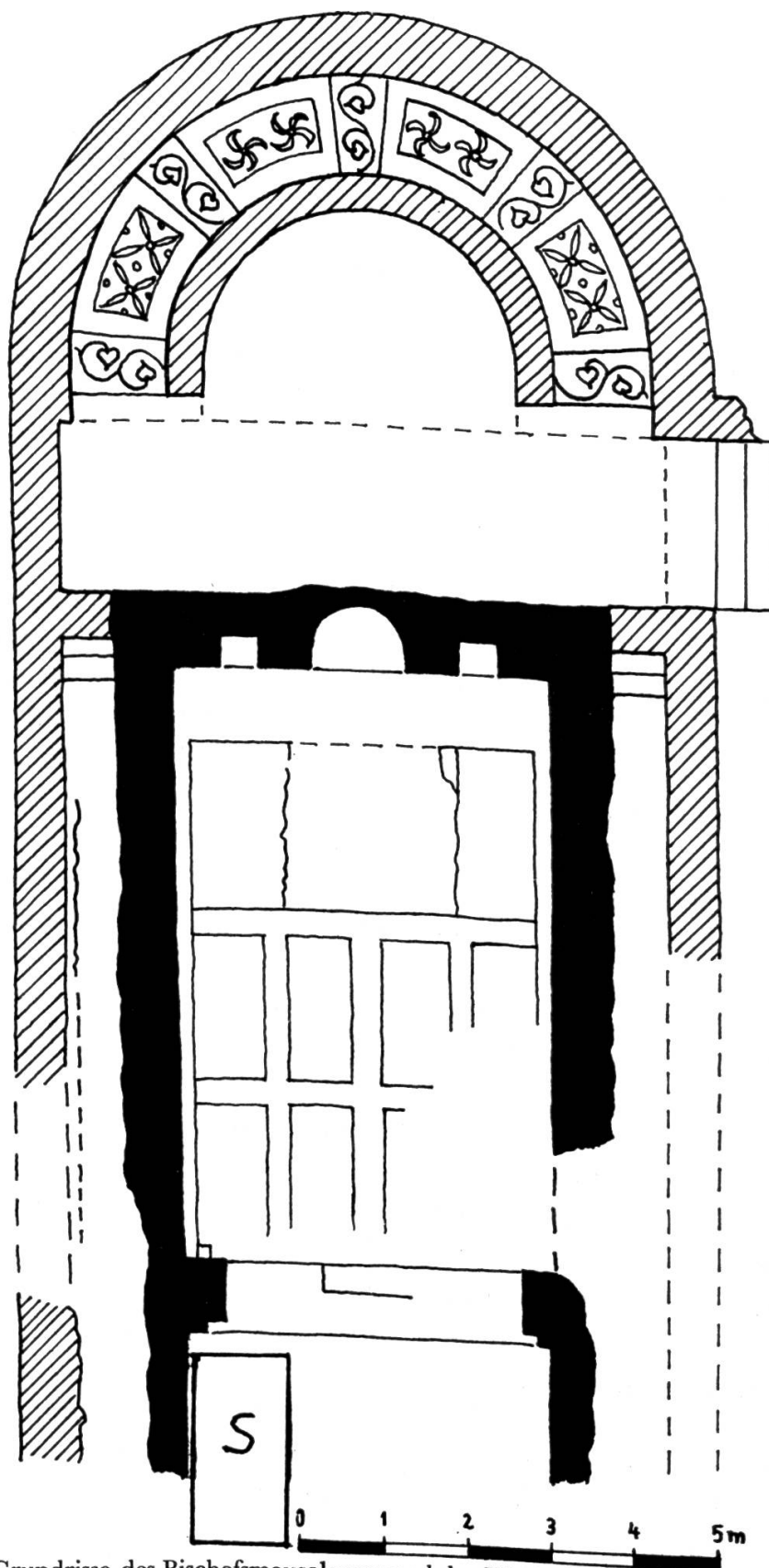


Fig. 7. Grundrisse des Bischofsmausoleums und der Kirche St. Stephan, nach W. Sulser.  
 ■ 5. Jahrhundert      /// , frühes 6. Jahrhundert    S = Sarkophag



seits schon im 4. Jahrhundert Bischofsstadt, so ist eine aus dieser Zeit stammende Kathedrale ohne Zweifel im «Welschdörfli» zu suchen, aber, wie wir das schon oben ausgeführt haben, unseres Erachtens nicht bei St. Salvator.<sup>7b</sup> In der Nähe befand sich wohl auch die Wohnung des Bischofs. Erst in der Folge der Alemanneneinfälle wurden Kathedrale und Bischofssitz in die spätrömische Fluchtburg auf den ringsum durch die Natur geschützten «Hof» verlegt. Das Patrozinium der ersten Kirche auf dem «Hof» dürfte bereits das 831 erstmals genannte Santa Maria gewesen sein.<sup>8</sup>

#### Das Mausoleum der Bischöfe von Chur

Am Abhang nordöstlich der heutigen Kathedrale kam im Laufe der Zeit ein Friedhof mit weit auseinanderliegenden, ausschliesslich von Süden nach Norden gerichteten Gräbern zum Vorschein.<sup>9</sup> Solche mit römischen Kleinfunden wurden auch vor der Hofkellerei und bei der St. Regulakirche freigelegt. Das ganze, offenbar spätrö-

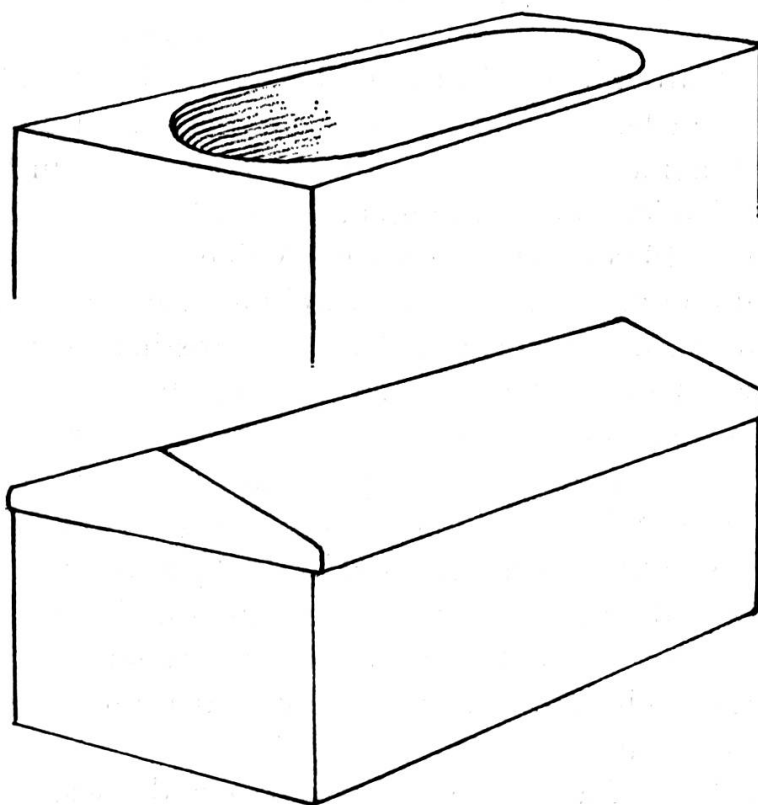


Fig. 8. Skizze des Sarkophages im Bischofsmausoleum.  
(ca. 2,25 × 1,20 × 0,80 m)

mische Gräberfeld gehörte höchstwahrscheinlich sowohl zum Vicus im «Welschdörfli» als auch zu einer bescheidenen Siedlung im Gebiet der heutigen Altstadt. Es besagt, dass Chur um 400 herum keineswegs entvölkert war und dass man die heidnische Bestattungsweise noch beibehalten hatte. Geschlossene, von den Siedlungen abgerückte Friedhöfe sind für die spätrömische und nachfolgende Zeit typisch, während man in früheren Jahrhunderten mit Vorliebe entlang der Ausfallstrassen bestattete.

In diesem heidnischen Gräberfeld wurde nun in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein wie die nahe Bischofskirche von Westen nach Osten gerichtetes, als christliches Heiligtum ausgestattetes rechteckiges Mausoleum mit Vorhalle erbaut.<sup>10</sup> Im tonnengewölbten Hauptraum befanden sich ursprünglich zwölf annähernd gleich grosse gemauerte Gräfte, die für die Bestattung der Churer Bischöfe bestimmt waren, in der Vorhalle zwei Doppelgräber und ein mächtiger granitener Wannensarkophag samt Deckel, der einzige bisher in Graubünden gefundene. Höchstwahrscheinlich stand dieser Sarkophag einst vor der Mitte der Ostwand, wo für seine Aufstellung zwei der Gräfte entfernt worden waren. Vielleicht lag auf einer der Gräfte jene Platte mit Inschrift, die sich im 16. Jahrhundert in der St. Luciuskirche befand und die dann zerschlagen wurde. 1865 kam ein kleines Fragment von ihr in Mols am Walensee zum Vorschein. Es befindet sich jetzt im Dommuseum. Das Monument war für den am 7. Januar 548 verstorbenen Bischof Valentian errichtet worden. Es ist das älteste in Chur selbst nachweisbare Zeugnis eines Churer Bischofs<sup>11</sup> und seine Inschrift die früheste christliche Graubündens. Die Steinart scheint einheimisch zu sein (T. 3,9).

Die Ostwand des Mausoleums weist mehrere bemerkenswerte Eigentümlichkeiten auf. Im Prinzip verläuft sie gerade, doch befindet sich in ihrer Mitte eine halbkreisförmige gewölbte Nische, eine sogenannte Apsidiole, von 1,28 m Höhe, 1,12 m Breite und 0,78 m Tiefe. Links und rechts derselben liegt eine quadratische Lichtnische, wie sie auch bei profanen Bauten oft vorkommt, direkt unter ihr ein quadratischer, 0,68 m tiefer Stollen, der zur Aufnahme von Reliquien bestimmt war.

Was das Bischofsmausoleum aber zu einem der wichtigsten Monumente von Chur und der Schweiz überhaupt macht, ist seine künstlerische Ausstattung, obwohl sie leider nur noch sehr rudimen-

tär vorhanden ist.<sup>12</sup> In einer ersten Phase sind Wände und Gewölbe bemalt worden. Über einer weissen, polierten Sockelzone lief ringsum in Höhe des Gewölbeansatzes ein breiter, bunter Streifen bemalter, als Marmorinkrustationen gedachter Kreise und Rauten, der oben mit einem mehrteiligen roten Band abschliesst. Das ganze Gewölbe aber war mit Weinranken, Trauben und Vögeln auf rotem Grund geschmückt, wohl um ein Zentralmotiv herum, das leider fehlt. Besonders reich bemalt war die Ostwand. Schon die Fusszone

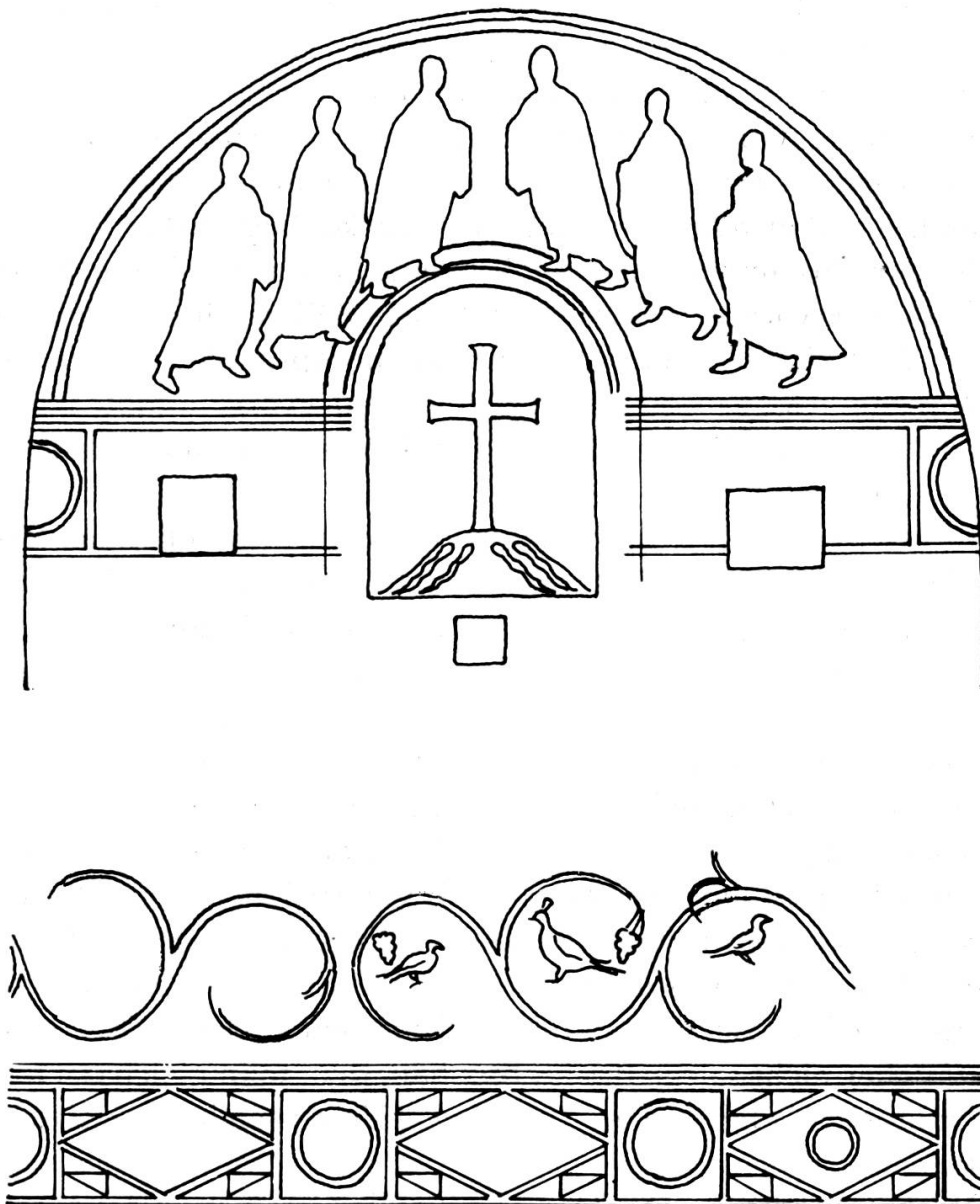


Fig. 9. Skizzen der Wandmalerei im Bischofsmausoleum; nach H. Claussen.

war hier marmoriert, dann folgte der Kreis-Rautenfries, und im Halbrund über der Apsidiale schreiten auf beiden Seiten je drei Apostelfiguren gegen die Mitte hin. Die Ausmalung der Apsidiale selbst wurde zerstört, als man sie später mit Mosaik auskleidete.

Alle Elemente der Ausmalung lassen eine enge künstlerische Abhängigkeit von Dekorationen frühchristlicher Kirchenräume in Italien, vor allem in Ravenna, erkennen. Die zum Ornament erstarrten Weinranken des Churer Gewölbes finden sich ähnlich im berühmten Mausoleum der Kaiserin Galla Placidia in Ravenna. Die Maleereien in Chur sind aber sicher etwas später als 450 anzusetzen. Auch der gemalte, Einlegearbeiten imitierende Fries steht den echten Marmorinkrustationen ravennatischer Kirchen des 5. und 6. Jahrhunderts nahe. Die bewegten Gewänder der schreitenden Gestalten sprechen jedoch für das 5. Jahrhundert, ebenso die Sechszahl der Apostel, die häufig bei ravennatischen Sarkophagreliefs vorkommt.

Ist der Zusammenhang mit Ravenna schon durch die Motive der Malerei erwiesen, so wird er noch augenfälliger durch Form und Art des Materials des um 500 in und um die Apsidiale angebrachten Mosaikschmucks. Eine neuerdings in Ravenna vorgenommene Analyse der Glas- und Steinwürfel zeigt Übereinstimmung mit dem dortigen Material.

Leider ist der Mosaikschmuck der Apsidiale bis auf kleine Reste verschwunden, d. h. die farbigen Würfel sind mit der Zeit herausgefallen, nur ihre Spuren sind zum Teil noch wahrzunehmen. Mit Sicherheit feststellen liessen sich vier von einem Hügel herabfliessende Bäche. Es sind die vier Paradiesesflüsse, ein beliebtes Motiv der frühchristlichen Kunst, das auch einen sicheren Hinweis für das zentrale Bild bietet. Auf dem Vierstromberg kann nur Christus oder eines seiner Symbole, Lamm oder Kreuz, dargestellt gewesen sein.

An sich sind tonnengewölbte, halb unterirdische Mausoleen für die Spätantike charakteristisch. Als christliche Anlage ist das Churer Beispiel in erster Linie durch das Vorhandensein eines Reliquienbehältnisses gekennzeichnet. Welche Reliquien es barg, wissen wir nicht, sicher nicht solche des hl. Stephan, dem man gleich nach der Auffindung der Gebeine in Jerusalem, 415, ausschliesslich Kirchen baute.

Nochmals betonen möchten wir für die Gesamtheit des Mausoleums die Abhängigkeit von Ravenna, überhaupt vom Osten, ohne

dass wir sie hinreichend erklären könnten. Rätien gehörte zwar um 450 noch zum weströmischen Reich, dessen Hauptstadt seit 402 Ravenna war, wesentlicher jedoch dürften frühere Beziehungen zu Aquileia gewesen sein. Bei einem Austausch zwischen den Erzdiözesen am Ende des 4. Jahrhunderts kam Verona zu Aquileia,<sup>13</sup> Chur wahrscheinlich gleichzeitig zu Mailand, wie das auch für Octodurus bezeugt ist.<sup>14</sup>

Auf die Frage, ob auch der hl. Lucius in der bischöflichen Grabkammer beigesetzt worden sei, werden wir unten zurückkommen.

### Chur im oströmisch-byzantinischen Reich

Damit, dass der germanische Söldnerführer in römischen Diensten, Odoaker, sich 476 zum König von Italien ausrufen liess, den letzten weströmischen Kaiser, den Knaben Romulus Augustulus in Ravenna absetzte und die kaiserlichen Insignien dem oströmischen Kaiser Zeno nach Konstantinopel übersandte, war auch Rätien Teil des einen und unteilbaren byzantinischen Reiches geworden, das die Barbaren voll Ehrfurcht anerkannten. Es gab nur noch einen einzigen Kaiser für das Morgen- und für das Abendland. Den germanischen Kriegern in Italien überliess Odoaker den dritten Teil der Felder, wo sie sich ansiedeln konnten. Er selbst herrschte im Einverständnis auch mit dem römischen Senat als vorläufig geduldeter Stellvertreter des Kaisers über das schon stark dezimierte Abendland und regierte bis 493 von Ravenna aus in den Formen des hergebrachten Staatswesens. Nichts wurde durch ihn verändert. Für Chur und Rätien fehlen jegliche Nachrichten aus dieser Zeit.

Den Usurpator Odoaker zu stürzen berief Kaiser Zeno schliesslich den König der Ostgoten, Theoderich, mit seinem Volk, das von Pannonien (Ungarn) aus den Osten unsicher machte. 488 brach dieser über die Ostalpen in Italien ein, und nach langwierigen Kämpfen konnte er 493 als Sieger in Ravenna einziehen und sich Titel und Zeichen eines Königs von Italien beilegen. Die Anerkennung durch den Kaiser Anastasius (491–518) geschah erst 498 zugleich mit der Zurücksendung jener Kleinodien, die Odoaker gut zwanzig Jahre vorher nach Konstantinopel geschickt hatte. Theoderich regierte wie ein abendländischer Herrscher, bekannte sich aber durchaus als Untertan des Kaisers, gleich wie Odoaker das getan



hatte. Münzen, die er prägen liess, trugen auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf der andern lediglich ein Monogramm Theoderichs. Auch Theoderich wählte Ravenna als Residenz. Von hier aus wollte er Rom, Italien und womöglich das ganze Abendland im römischen Sinn und Geist regieren. Er fühlte sich durchaus als Römer, als Erneuerer des Imperiums und nannte sich entsprechend Flavius Theodericus rex. Er war aber, wie sein Volk, der Lehre des Arius verpflichtet, d. h. er lehnte die Wesensgleichheit Christi mit Gott (Sohn = Vater) ab, und stand damit in Konflikt mit der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupt.

Als Theoderich im Namen des Kaisers seine Herrschaft über Italien begründete, sicherte er von neuem die staatsrechtliche Verbindung des rätischen Alpengebietes mit dem Römischen Reich. Eine Niederlassung von Ostgoten in Rätien lässt sich eindeutig aber nirgends nachweisen. Rätien blieb Randgebiet, das der vielen Pässe wegen nach wie vor von grosser Bedeutung war. Es wurde in das System der eigentlichen Reichsverteidigung nicht einbezogen, sondern verteidigte sich selbst unter der Führung eines vom König eingesetzten «Dux». Da Augusta Vindelicorum (Augsburg), die einstige Hauptstadt der Rätia secunda, schon von den Alemannen besetzt war, dürfte jetzt mit grösster Wahrscheinlichkeit Chur der Sitz dieses Dux, des militärischen Machthabers gewesen sein.<sup>15</sup> Dass der «Praeses», der Inhaber der Zivilgewalt, und der Bischof, dessen Diözesangrenzen mit jenen der Provinz zusammenfielen, hier residierten, ist sicher. So war Chur als Verwaltungszentrum zu einem Rang aufgestiegen, den es bisher noch nie besessen hatte und den es anschliessend an die Gotenzeit nicht beibehalten konnte.

Über Aufgabe und Person des Dux Raetiarum, d. h. beider Rätien, sind wir durch zwei Urkunden aus der Zeit um 510 unterrichtet. In der ersten<sup>16</sup> – sie ist eine Bestallungsformel für den neueingesetzten Dux – wird das rätische Gebiet Grundfeste und Sperre Italiens genannt, weil seine Bewohner gegen wilde und rohe Horden Alemanniens als Widerstand und Hindernis eingesetzt werden können. Der Dux soll im höchsten Masse für den Frieden und Ruhe im Lande besorgt sein. In der zweiten<sup>17</sup> ermahnt König Theoderich den Dux Servatus unter anderem, durch gesittetes Verhalten dafür zu sorgen, dass keine Willkür aufkomme, sondern alles gerecht geschehe zur Ehre des Reiches. Der Name «Servatus» ist römisch,

nicht gotisch, und der Dux war wahrscheinlich ein Einheimischer, vielleicht sogar ein Vorfahre der später führenden Familie der Viktoriden.<sup>18</sup> Theoderich war sich also der wichtigen Mission der Räter durchaus bewusst und hat sie deshalb mit auffallender Rücksicht behandelt. Seine kluge Politik ging auch darauf aus, sich hier und nach allen Seiten hin abzusichern. Er war mit einer Schwester Chlodwigs, des aufstrebenden Königs der Franken verheiratet und durch Allianzen seiner Töchter oder Nichten mit den Burgundern, Vandalen, Thüringern und Westgoten verbunden. Residenzen hatte Theoderich in Ravenna, Verona und Pavia. Wenn der um 500 lebende Dichter Ennodius in seiner Lobrede auf Theoderich von «Dein Verona» spricht,<sup>19</sup> so muss der Herrscher gewiss auch mit den Verhältnissen in Rätien vertraut gewesen sein. Über Trient und den Vintschgau war die Verbindung zur Chur gegeben. Der Titel «clarissimus», den der im 6. Jahrhundert lebende Ururgrossvater des Churer Bischofs Tello führte, ist eine Ausstrahlung von Ravenna in der Zeit der Ostgoten.<sup>20</sup> Seinem Reich, besonders Italien, hatte Theoderich Frieden und Glück gebracht. Die Geschichte nennt ihn «den Grossen», und in die deutsche Heldensage ist er als Dietrich von Bern (Verona) eingegangen.

#### Chur, das ist Theodoricopolis

Seitdem 1925 zwei Ortsnamen eines anonymen Geographen des 7. Jahrhunderts, der bezeichnenderweise in Ravenna lebte, erstmals als «Curia id est Theodoricopolis» gelesen wurden<sup>21</sup>, ist jetzt die grosse Mehrzahl der Geschichtsforscher<sup>22</sup> der Ansicht, Chur hätte zur Zeit der ostgotischen Herrschaft Theodoricopolis geheissen, also Theoderichstadt. Polis ist das griechische Wort für Stadt, und ähnliche Wortverbindungen sind häufig, z. B. Adrianopolis, Konstantinopolis, Grazianopolis (Grenoble), Justinopolis (Capodistria), Hunricopolis, nach dem Vandalenkönig Hunerich (477–484), Reccopolis, 578 nach dem Westgotenprinz Rekkared. Zu Theodoricopolis = Chur führen wir noch die jüngste Verlautbarung an:<sup>23</sup> «In jedem Falle muss es sich (bei Theodoricopolis) um eine bedeutendere und feste, vermutlich neu ummauerte oder aus Zerstörung neu erbaute, vielleicht bischöfliche Stadt handeln, die zweifellos vordem und später wieder unter anderem Namen be-



kannt war. . . Dass Namen wie Theodoricopolis meist von kurzer Dauer sind, versteht sich von selbst. . . Die je wahrscheinlichsten Folgerungen aus Ortslage und Wortbedeutung treffen sich in Chur, dem Sitze von Praeses und Bischof der ostgotischen Rätia prima; die jedenfalls einfachste und sinnvollste aller möglichen Lösungen.» Hinzuzufügen wäre noch, dass – wie schon gesagt – höchst wahrscheinlich auch der Dux in Chur residierte. Sicher verlieh Theoderich seinen Namen nur einem wichtigen Ort, dem die Bezeichnung «Stadt» in jeder Beziehung mit Recht zukommen musste, und er hatte sehr Wesentliches zu ihrer Gestaltung beizutragen, an profanen und wohl auch an kirchlichen Bauten. Dazu hätte er nicht der Theoderich sein müssen, an den Ennodius die Lobesworte richtete: «Du hörst nicht auf, feste Plätze zu bauen», und «Ich sehe, wie aus der Asche der Städte unerwartete Schönheit ersteht.» Der Anonymus Valesianus sagt, Theoderich habe Verona mit neuen Mauern eingefasst «muros novos cinxit civitatem»,<sup>24</sup> und eine Inschrift in Terracina rühmt von ihm die Instandstellung der Via Appia und die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe.<sup>25</sup> Auch Cassiodor berichtet um 520: «Unter seiner glücklichen Regierung wurden zahlreiche Städte erneuert», und «Ehrendvoll ist die Erneuerung einer Stadt, die das königliche Wohlwollen genießt, weil die Wiederherstellung alter Städte lobenswert ist». Wir erfahren sodann, dass Theoderich in Verona die Stadtbefestigung ausbaute, die Wasserleitung instandstellte und Bäder einrichtete, dass er die Stadt Trient erweiterte und verstärkte, dass er für Reparaturen an den Mauern und Türmen von Arles in der Provence eine bestimmte Summe festsetzte und den Hofarchitekten eindringlich ermahnte, Schäden an den Aquädukten und Thermen Roms sofort zu beheben. Unter Theoderich wurden auch das Colosseum und das Marcellustheater ausgebessert, und das Verschwinden einer Bronzestatue in Como liess ihn alle Hebel zur Wiederbeschaffung in Bewegung setzen. Es ist nicht unwesentlich zu wissen, dass er sich so sehr für Como einsetzte. Diese Stadt stand immer in Verbindung mit Chur. Ein königlicher Erlass zugunsten der Stadt Como beweist, wie Cassiodor berichtet, dass der Postverkehr durch dieselbe der vielen Strassen wegen sehr stark war. Ohne Zweifel handelte es sich in erster Linie um die Strassen, die durch Rätien führten.<sup>27</sup> Als Bollwerk gegen die von Norden anstürmenden Germanen hatte Como aber viel weniger

Bedeutung als Chur. Es ist also durchaus verständlich, wenn Theoderich sein Interesse besonders Chur zuwandte.

Bei Theoderichs Antritt der Regierung, 493, befand sich auf dem «Hof» sicher die Kathedrale, was ja auch die nahe gelegene, für mehrere Bischöfe bestimmte Gruft beweist. Hier muss überdies die bischöfliche Residenz gewesen sein. Hochinteressant ist nun, dass in der Frühzeit Theoderichs, um 500 herum, über der Bischofsgruft eine Saalkirche mit nicht eingezogener Rundapsis, mit Vorhalle, Nord- und Südannex erbaut wurde, die dem hl. Stephan geweiht war.<sup>28</sup> In der Apsis befand sich eine ebenfalls im Halbrund angelegte freistehende Priesterbank, in deren Mitte ein Bischofsthron zu suchen wäre. Ähnliche Anlagen fanden sich auffallend häufig in Kärnten; eine halbkreisförmige Priesterbank liess sich auch für die älteste Kirche in Zillis nachweisen. In der St. Stephanskirche war der etwa 1 m breite Umgang hinter der Priesterbank mit farbigen Bodenmosaiken ausgestattet. Bedeutende Fragmente davon wurden 1851 beim Bau der Kantonsschule von F. v. Quast geborgen. Sie befinden sich jetzt im Dommuseum und im Rätischen Museum und erlauben die vollständige Rekonstruktion des Ganzen. Die Motive sind Gruppen von Wirbelrosetten und sternförmig angeordneten Lanzettblättern, eingefasst von Doppelwellen und voneinander getrennt durch Zwischenstreifen mit blätterbesetzten Spiralranken. Die schwarzen, grünlichen und braunroten Steinchen dürften im Geschiebe des Rheins oder der Plessur gesammelt worden sein, die weissen sind Marmor aus Italien. Der Technik nach datiert Prof. Bovini in Ravenna die Mosaiken kurz vor oder um 500, und E. Poeschel nennt sie «im Wesen noch antik, aber schon barbarisiert».<sup>29</sup>

Von Osten nach Westen orientierte Gräber ohne Beigaben im Umkreis von St. Stephan beweisen, dass die Kirche zum Friedhof der frühchristlichen Stadt gehörte, also eine sogenannte Zömeterialkirche war, sehr ähnlich z. B. der Basilika S. Stefano in Verona, die auch ausserhalb der Stadtmauer lag, in deren Chor noch der frühmittelalterliche steinerne Bischofsthron vorhanden ist, und in deren Krypta eine ganze Reihe von Bischöfen begraben liegt. Nach dem Anonymus Valesianus befahl Theoderich 523 S. Stefano zu zerstören, als Vergeltung für die Angriffe der Orthodoxen gegen die Arianer.<sup>30</sup> Das Jahr 523 muss demnach als spätestster Termin auch für den Bau der Churer Stephanskirche gelten. Dass er also in die

Zeit Theoderichs fällt, steht ausser Zweifel, dass Theoderich oder seine hohen Beamten in Chur ihn begünstigten, ist sehr wahrscheinlich, handelte es sich bei der Eingliederung dieser Kirche doch um eine Ausweitung des bischöflichen Ansehens und auch um die Vermehrung der bischöflichen Einkünfte. Reverenzen gegenüber dem bischöflichen Oberhaupt konnten, vom Staat aus gesehen, diplomatisch nicht unwesentlich sein.

Unter mehreren Fragmenten von Marmorplatten, die im Bau-schutt von St. Stephan lagen, ist ein solches, etwa 30 cm hohes, aus dem Nordannex besonders bemerkenswert (T. 4, 12). Es handelt sich hier ausnahmsweise um ein figürliches Relief, um das einzige in Graubünden gefundene. Erhalten sind lediglich die untere Partie einer bekleideten, schreitenden Person und ein raumfüllendes dreiteiliges Blatt. Was das Relief zusätzlich auszeichnet, ist seine Technik. Die Bildpartie ist nicht wie üblich rundplastisch aus dem Stein herausgemeisselt worden, sondern liegt im Kerbschnitt scharf konturiert flach in der Platte drin. Die nächsten in Kerbschnitt ausgeführten Vorbilder für das Blatt finden sich an Kapitellen des 6. Jahrhunderts in den Veroneser Kirchen S. Benedetto, S. Giovanni in Fonte und S. Zeno.<sup>31</sup> Für die Figur kennen wir etwas Ähnliches nur von einer kleinen vergoldeten Reliefplatte der Völkerwanderungszeit (5./6. Jahrhundert) aus Vindonissa.<sup>32</sup> Das Fragment von St. Stephan gehörte vielleicht zu einer Chorschranke. Der weisse, körnige Marmor stammt sicher aus Italien, sehr wahrscheinlich überhaupt die schon verzierte Platte, und zwar aus einer der Residenzstädte Theoderichs. Anders lässt sich das Fundstück aus Chur kaum erklären. Prof. P. L. Zovatto in Verona nennt das «repertorio decorativo con rilievo appiattito e gusto lineare» ravennatish,<sup>33</sup> eine kleine zum Teil in Kerbschnittmanier verzierte Reliquienurne des 6. Jahrhunderts aus Verona «ravennate-barbarica», weil hier ein germanisches Motiv des Theoderich-Mausoleums vorkommt.<sup>34</sup> Auch das Relieffragment von Chur wirkt als barbarische Nachahmung einer römischen Arbeit.

Wir müssen hier nochmals darauf hinweisen, dass im Zusammenhang mit der Erbauung von St. Stephan um 500 die Apsidiole in der Bischofsgruft sekundär mit dem schon oben erwähnten Mosaik teils aus opaken Glaskörpern (grün, blau, braun), teils aus Steinwürfeln (rosato veronese, weisser Marmor) verziert wurde und

dass das Mosaik den ravennatischen sehr nahesteht. In Ravenna selbst entstanden etwa gleichzeitig das Baptisterium der Arianer und Theoderichs Hofkirche, jetzt S. Apolinare Nuovo, deren Wände von unten bis oben buntesten Mosaikschmuck tragen.

Gewisse Anhaltspunkte weisen darauf hin, dass zwei weitere Churer Kirchen in der Zeit Theoderichs erbaut wurden, St. Andreas und St. Martin. Beide Patrozinien spielen bei den Ostgoten eine besondere Rolle. Die Reliquien des Apostels Andreas befanden sich seit dem Ende des 4. Jahrhunderts in Konstantinopel und wurden im byzantinischen Reich hoch verehrt. Der hl. Martin aber war in Pannonien (Ungarn) geboren, wo die Ostgoten vor dem Einbruch in Italien heimisch gewesen waren. So hatten die Ostgoten allen Grund, gerade diesen beiden Heiligen Kirchen zu errichten. Papst Simplicius (468–483) weihte auf dem Esquilin in Rom, wo schon früher Goten angesiedelt worden waren und wo ein gotischer General des kaiserlichen Heeres der Kirche ein Grundstück geschenkt hatte, eine Basilika zu Ehren des hl. Andreas.<sup>35</sup> Papst Symmachus (498–514), der seine Wahl der Gunst Theoderichs verdankte, erbaute neben St. Peter in Rom eine Rundkirche des Apostels Andreas und weihte eine Basilika zu Ehren der beiden Heiligen Sylvester und Martin von Tours, heute S. Martino ai Monti auf dem Esquilin.<sup>36</sup> Erbaut wurde die Kirche auf Kosten eines hohen Hofbeamten Theoderichs, Palatinus.<sup>37</sup> Von ihr sind noch Ziegel mit dem Monogramm Theoderichs erhalten.<sup>38</sup> In Ravenna war die bedeutendste und prachtvollste arianische Basilika, die Hofkirche Theoderichs, dem hl. Martin geweiht.<sup>39</sup> Sie heisst erst seit einer Reliquienübertragung von Classis nach Ravenna, um 850, S. Apollinare Nuovo. Auch von einer in der Gotenzeit erbauten Andreaskirche in Ravenna haben wir Kunde; sie ist jedoch verschwunden.<sup>40</sup> Schliesslich wird als mögliche Entstehungszeit der St. Martins- und der ältern St. Andreaskirche in Verona das 6. Jahrhundert genannt.<sup>41</sup>

Was nun Chur anbelangt, muss die Anlage einer Andreaskirche in erster Linie bei der mit der Ringkrypta ausgestatteten Luciuskirche des 8. Jahrhunderts gesucht werden, was schon J. G. Mayer nahelegte. Die erste Erwähnung des Patroziniums St. Lucius erfahren wir verhältnismässig sehr spät, erst 1149, aus einem päpstlichen Schirmbrief.<sup>42</sup> Vor allem auffallend ist aber, dass die Kirche 1295 neu geweiht wurde, und zwar zu Ehren der Heiligen Andreas, Lu-



cius, Emerita und Aller Heiligen.<sup>43</sup> Der Name des hl. Andreas steht an erster Stelle! Auf dem St. Luciusschrein von 1252 tritt der hl. Andreas zwischen St. Nikolaus und St. Lucius stehend auf, doch mag die Reihenfolge ursprünglich anders gewesen sein, da der Schrein sichtbar nachträglich umgearbeitet wurde.<sup>44</sup> Das Bild des hl. Andreas erscheint auch 1475 auf dem ältesten Abtssiegel des Klosters St. Luzi, auffallend zwischen zwei Engeln und in der Mitte über den Figuren der hl. Emerita und Lucius sowie des Abtes.<sup>45</sup> Um 1300 gab es in der Krypta der Kathedrale einen von einem Domdekan gestifteten St. Andreasaltar,<sup>46</sup> dessen Kaplan noch 1528 erwähnt wird<sup>47</sup> und zu dem ein St.-Andreas-Pfrundhaus neben dem Domdekanat gehörte.<sup>48</sup> Die besondere Verehrung des hl. Andreas kommt auch darin zum Ausdruck, dass für ihn eine Oktav gefeiert wurde, wie die Churer Breviere sie um 1500 vorschrieben. Schliesslich wissen wir, dass in Chur unter andern ein Martinimarkt und ein Andreasmarkt abgehalten wurden, an denen man auch Rechtssachen austrug. Markttage fielen häufig auf die Namenstage der Hauptheiligen eines Ortes. Sicher nicht zufällig erscheint in den Reliefs des Chorgestühls von St. Martin, um 1500, neben den Diözesanpatronen Lucius, Emerita, Florinus auch noch Andreas.<sup>49</sup>

Aus dem Gesagten geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass der hl. Andreas in Chur eine hervorragende Rolle spielte und dass ihm ohne Zweifel in frühester Zeit einmal eine Kirche – möglicherweise mit Kloster und Hospiz – geweiht war. Sein Patrozinium wurde später, wie das so oft der Fall ist, von einem andern zunächst überlagert, dann abgelöst. Die einzige Nachricht von einer St. Andreaskirche gibt uns – abgesehen von Bauresten, die im folgenden Abschnitt besprochen werden – die kurze Lebensbeschreibung der hl. Emerita, der Schwester des Lucius, im Churer Brevier von 1520.<sup>50</sup> Der wichtige Passus lautet: «Quo audito beatus Lucius cum suis fidelibus ossa et cineres beatae Emeritae in sindonem eius quod permanerat inustum collegit et portavit ad Ecclesiam quam de novo Domino Deo in honorem eiusdem Emeritae et beati Andreae apostoli necnon intemeratae virginis Mariae fundavit. In qua requiescit in pace.» Wir übersetzen frei: «Nachdem er dies gehört hatte, sammelte der selige Lucius mit seinen Getreuen die Gebeine und die Asche der seligen Emerita, legte sie in ihr Kleid, das nicht verbrannt war und trug sie zur Kirche, die er Gott dem Herrn von neuem zu Ehren der

Emerita, des seligen Apostels Andreas sowie der unbefleckten Jungfrau Maria weihte. Hier ruht sie in Frieden.» Der Flammentod der hl. Emerita wird auch im Churer Brevier von 1490 erwähnt.<sup>51</sup> 1520 war man am bischöflichen Hof demnach der festen Meinung, die hl. Emerita sei in der Kirche St. Luzi begraben worden, die ursprünglich St. Andreas geheissen habe. 1458 wird ausdrücklich bezeugt, dass sowohl die Reliquien des hl. Lucius wie auch der hl. Emerita in St. Luzi ruhten.<sup>52</sup> Die östlich an die Ringkrypta angeschlossene Gruftkammer, die in den Prozessionsweg einbezogen war, enthielt bestimmt die Gebeine der Heiligen.<sup>53</sup> Dass auch der hl. Lucius selbst zunächst in St. Andreas begraben wurde, ist naheliegend. Eine Kirche aber, die seinen Namen trug und wo er in aussergewöhnlichem Masse verehrt werden sollte, konnte ja erst nach der Heiligsprechung – damals durch den Bischof – entstehen. Das war um 750 der Fall, wie die baulichen Anlagen beweisen. Unseres Erachtens konnte die Gedächtniskirche nur an der Stelle errichtet werden, wo der hl. Lucius unmittelbar nach seinem Tode beigesetzt worden war. Zum monumentalen Grab und zum grossen Sarkophag, die in St. Stephan aufgefunden und als Ruhestätte des hl. Lucius angesprochen wurden,<sup>54</sup> ist somit zu sagen, dass höchstens an eine Depositionierung der Reliquien während der Bauzeit der Krypta von St. Luzi gedacht werden könnte.

Die Fragen, wann etwa der hl. Lucius gelebt habe und woher er gekommen sei, sind keineswegs gelöst. Genannt wird die Zeit vom 1. bis zum 6. Jahrhundert. Das letztere Datum dürfte am ehesten zutreffen,<sup>55</sup> wenn man an die Missionswelle aus Irland, z. B. an Columban und Gallus denkt. Auch Lucius soll nach der um 800 geschriebenen Vita<sup>56</sup> von Britannien nach Chur gekommen sein. Die neueste Forschung nimmt allerdings an, dass er mit grösster Wahrscheinlichkeit aus dem Prättigau stammte, dessen lateinischer Name als «regio Britannia» überliefert ist.<sup>57</sup> Für seine Wirksamkeit in Chur glauben wir neue Erkenntnisse gewonnen zu haben. Sie folgen im nächsten Abschnitt.

Mit der Annahme, Theodoricopolis sei Chur gewesen, erweist sich, wie oben gesagt, auch die Erbauung von St. Martin im frühen 6. Jahrhundert als wahrscheinlich. Da im «Welschdörfli» bis heute Münz- und Keramikfunde aus der Zeit nach 400 fehlen, muss angenommen werden, die Siedlung sei nach dem Rückzug der römischen



Truppen nach Italien und nach Verheerungen durch einbrechende Völkerstämme aus dem Norden nur noch unbedeutend gewesen, obwohl die zivile römische Verwaltung mit dem Praeses an der Spitze weiterhin hier geamtet haben muss. Dafür, dass sich auf der rechten Seite der Plessur allmählich eine spätrömische Siedlung entwickelt hat, sprechen bisher einzig die hoch am Abhang aufgefundenen Gräber sowie eine römische Schuttablagerung im Sennhofareal.<sup>58</sup> Es ist im übrigen wahrscheinlich, dass man in der so gefährlichen Zeit – 457 erfolgte noch der grosse, über die Alpen reichende Einbruch der Alemannen – gewiss nur zögernd über den sichernden Graben der Plessur in das offene Gelände hinübersiedelte. Wenn das mit dem Bischofssitz und mit der Kathedrale um 450 geschah, so war das eine Flucht auf die günstigst gelegene Kuppe der Umgebung, wie man das in der gleichen Zeit auch in Lausanne oder in Sitten beobachten kann. Für die Anlage eines Dorfes eignete sich eine solche jedoch nicht.

Wenn dann aber auf der rechten Flussseite nicht nur ein Dorf, sondern eine Stadt, eine Civitas entstand – sie wird erstmals 614 erwähnt –, so muss dafür ein ganz besonderer Grund vorhanden gewesen sein. Unseres Erachtens war das die Neugründung Theoderichs, Theodoricopolis, eine nicht über der alten Curia errichtete Stadt mit allem, was diese Bezeichnung rechtfertigte und den königlichen Namen ehrte. Sicher waren für die Neusiedlung, die möglichst nahe an Bischofssitz und Kathedrale gerückt wurde, Amtshäuser, eine besondere Kirche, ein grosser Marktplatz, eine Wasserleitung und vor allem eine Ummauerung vorgesehen. Da auf dem «Hof» keinerlei Anhaltspunkte für die Anlage eines eigentlichen, viereckigen Militärkastells vorliegen<sup>59</sup> – in Altenburg bei Brugg oder in Kaiseraugst sind die römischen Befestigungen ja noch mehrere Meter hoch erhalten –, ist ein solches wohl nicht anzunehmen. Vor allem fehlen Spolien aus dem verwüsteten Vicus. Man wird daher viel eher daran denken können, dass mit der Neusiedlung auch Kathedrale und Bischofssitz in den neuen Mauerring einbezogen worden seien. Ein etwa 2 m breites Mauerfundament auf der Nordseite des jetzigen Kathedralenchors und älter als dieser<sup>60</sup> spricht für unsere bisherige Annahme. Zur Gewissheit wurde sie durch die Ausgrabungen von 1972. Über dem oben schon erwähnten, dem Südrand des Plateaus entlanglaufenden 1 m breiten Teilstück der Ka-

stellmauer von ca. 370 lag wie eine Umhüllung eine zweite Mauer von 2,20 m Breite. Sie entspricht genau der schon bekannten Ostmauer, ist also gleichzeitig und gehört ohne Zweifel ins frühe Mittelalter. Da 1973/74 mit aller Sicherheit festgestellt werden konnte, dass diese auffallend starke Mauer auf der Nordseite fehlt, muss die Wehranlage das frühere Kastell nur hufeisenförmig umschlossen haben. Von ihm blieb lediglich die schmale Nordmauer erhalten. An den Enden des Hufeisens muss je ein Turm gestanden haben. Der eine dürfte im Fundament des Marsöls, der andere im südlichen Teil des Torturmes vorhanden sein, als andersgearteter Fuss, wie ihn der Holzschnitt des Hofes von Sebastian Münster zeigt (T. 8,28). Wir nennen diesen Turm in der Folge «Theoderichturm». Dass die Mauer eines Militärkastells in einem Bogen und so weit nach Osten ausgegriffen habe, scheint uns wenig wahrscheinlich, wenn man z. B. an das nächstgelegene spätrömische Kastell an der Fähre von Schaan denkt, das ein Quadrat von  $60 \times 60$  m bildete.<sup>61</sup> Entsprechend würde man ein Kastell eher bei der Plessurbrücke erwarten, als gut 500 m davon entfernt, abseits der Strasse. In Basel, wo die Distanz vom Kastell auf dem Münsterberg bis zur Schifflande etwa 300 m betrug, führte die Strasse durch dasselbe hindurch,<sup>62</sup> und in Altenburg bei Brugg bewachte es eine Aarefurt.<sup>63</sup>

Wir sind deshalb im Gegensatz zu E. Poeschel der Meinung, dass generell mit «*civitas Curia*» nicht nur der «Hof» allein, sondern, wie heute noch, der «Hof», die anliegende Stadt und das «Welschdörfli» gemeint seien, so wenn 614 der Bischof Victor «*ex civitate Cura*» kommt,<sup>64</sup> wenn 701 der Langobardenkönig Ansprand über «*Cura Retorum civitas*» gereist sei,<sup>65</sup> wenn im Tellotestament von 765 von «*Curia, in civitate publica*» gesprochen wird<sup>66</sup> und wenn eine Münze Karls des Grossen als Prägestätte «*Curia civi(tas)*» nennt.<sup>67</sup> Wie hätte ein Aussenstehender bei *Curia civitas* nur an einen bestimmten Stadtteil denken können? Ganz eindeutig widerlegen das eine Urkunde von 823: «...er (der hl. Lucius) bekehrte die Stadt zum Christentum», «*ipsam civitatem ... convertit*» und zwei Stellen der um 800 geschriebenen *Luciusvita*<sup>69</sup> «*his qui in civitate remanserunt*», «denjenigen, die in der Stadt blieben» und «*ingredientibus civitatem*», «als sie in die Stadt einzogen». «*Civitas*» hätte der Hof allein nur von ca. 370 bis zur Stadtgründung durch Theoderich, um 500, heissen können. Wenn, wie E. Poeschel

möchte, «civitas publica» mit «Pfalzstadt» übersetzt werden soll, wäre das geradezu ein Beweis dafür, dass das «Welschdörfli» zur civitas schlechthin gehörte; denn die Pfalz muss sich, wie E. Poeschel selbst sagt, im «Welschdörfli» befunden haben.<sup>70</sup> Die dortigen Flurbezeichnungen<sup>71</sup> «Palas», «Palazi», «Palazi pitschen» und «Palazol» sprechen dafür, und 960 überliess Otto I. dem Bischof von Chur den Königshof «in vico Curia», d. h. «im Dorfe Chur».<sup>72</sup> Hier wird ausnahmsweise dieser bestimmte Teil der Stadt angegeben. Wenn es eine Pfalz Pippin des Kleinen gab, wäre auch sie im «Welschdörfli» zu suchen, wo E. Poeschel einen «sehr stattlichen» Gutshof der Viktoriden annimmt.<sup>73</sup> Das Tellotestament könnte sogar hier ausgefertigt worden sein. Der Sitz des Praeses befand sich seit der römischen Epoche im «Welschdörfli», zur Zeit Theoderichs wohl auch jener des Dux. Der erste ist vermutlich mit dem «Palazi pitschen», der zweite mit dem «Palazi magno», dem einstigen Sitz des Bischofs, zu identifizieren. Man könnte sich sonst zwei spätere «Palatia» ausgerechnet in diesem Stadtteil nicht erklären. Wir sind der Ansicht, dass auch mit dem Passus «in loco et civitate Curia» der Schenkung Ottos I., 958,<sup>74</sup> «Welschdörfli und Stadt» gemeint sind. Mit «locus» werden in der Regel nur ländliche Ansiedlungen «vici, villae» bezeichnet.<sup>75</sup> Der Zoll wird «in ipso loco», d. h. «an diesem Ort» erhoben, was in erster Linie auf das «Welschdörfli» bei der Hauptbrücke passt. Dieselbe Gegenüberstellung von «in civitate» und «in loco» findet sich auch in einer Urkunde von 952.<sup>76</sup> Wenn hier von einer Abgabe für jeglichen Handel «de omni negotio» gesprochen wird, ist wohl an einen Marktplatz – z. B. auch für Vieh – in der Nähe der Brücke zu denken, umsomehr, als in späteren Urkunden der Marktplatz im Innern der Stadt, bei St. Martin, «constant das obere Forum» benannt wird.<sup>77</sup> Der Zoll dieses Marktes gehörte 952 möglicherweise bereits dem Bischof.

Unsere vielen Einwände gegen die scharfsinnigen und meistens sehr treffenden Interpretierungen Poeschels ergeben sich daraus, dass er die Leistung Theoderichs lediglich in einem Umbau eines eventuellen spätrömischen Kastells erblickte,<sup>78</sup> während wir eine eigentliche Stadtgründung (Polis = Civitas) auf der rechten Seite der Plessur annehmen, wie schon anfangs dargelegt wurde. Selbst wenn «civitas», wie Poeschel sagt<sup>79</sup>, synonym mit «castellum» oder «castrum» wäre, könnten in Chur die kleine bürgerliche Stadt und

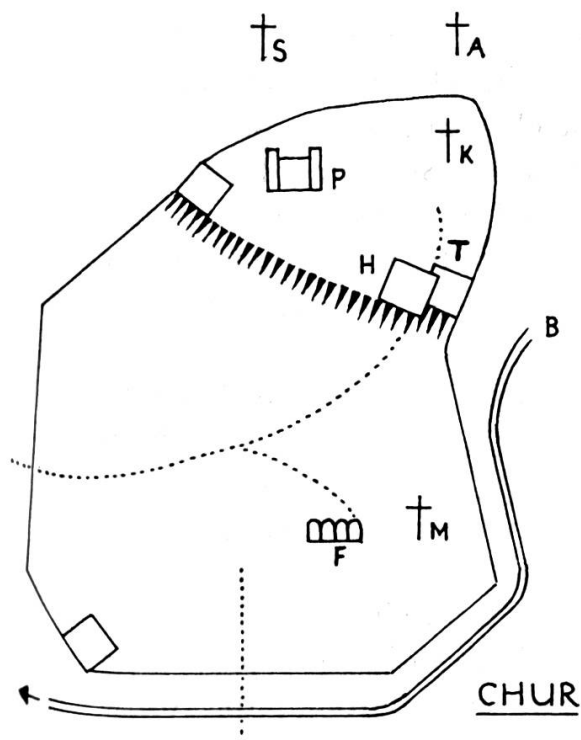


Fig. 10.  
Chur. Die Theoderichstadt, Plan-  
skizze.

B = Mühlbach  
T = Theoderichturm  
K = Kathedrale  
P = Palatium (Bischofspalast)  
A = St. Andreas  
S = St. Stephan  
F = Forum (Marktplatz)  
M = St. Martin  
H = Torturm (Hofkellerei,  
erbaut erst um 1260)

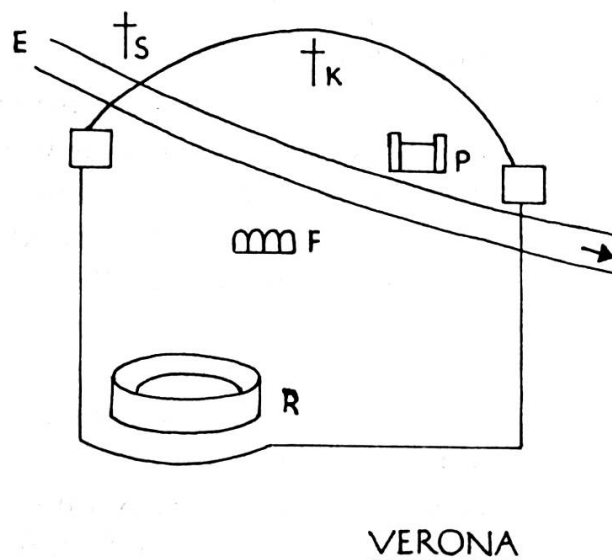


Fig. 11.  
Verona. Die Theoderichstadt, nach  
Plan des frühen 10. Jahrhunderts.

E = Etsch  
K = Kathedrale  
P = Palatium  
S = St. Stephan  
F = Forum  
R = römisches Amphitheater

der bischöfliche Hof in ein und derselben Ummauerung gelegen haben, genau der von Theoderich neu befestigten Stadt Verona entsprechend. Zur Zeit Theoderichs befanden sich dort, wie literarische Quellen und eine berühmte Ansicht des frühen 10. Jahrhunderts be-  
weisen,<sup>80</sup> auf dem höchsten Punkt die Kathedrale S. Pietro mit Bi-  
schofsgräbern des frühen 6. Jahrhunderts und mehr am Abhang das  
römische Theater, das Palatium, andere Bauten und Baumgärten.  
Dieser ganze bis an die Etsch reichende Teil nennt sich «castrum».  
Unmittelbar ausserhalb der Ummauerung lagen die aus dem  
5. Jahrhundert stammende bischöfliche Begräbniskirche S. Stefano  
und zwei Klöster. Auf der andern Seite des Flusses, im ebenen Ge-

lände, lag die eigentliche «civitas» mit der königlichen Verwaltung (Cortalta) und der danebenliegenden Kirche S. Salvatore. Die Parallele Verona zu Gesamt-Chur ist eklatant, nur haben wir in Chur ausser dem Fluss noch den nördlichen Steilhang der Hofterrasse als trennende Linie zwischen Kastell und Bürgerstadt.

Auf die differenzierte Bedeutung des Wortes «civitas» für Chur in der karolingischen Zeit werden wir am Schluss des Abschnittes über die Viktoriden zurückkommen.

Es gilt nun, der Neugründung Theodoricopolis im uns bekannten Bild der rechts der Plessur liegenden Stadt Chur nachzugehen. Als beste Unterlage für diese Untersuchung dient der um 1640 entstandene Knillenburgers Prospekt, weil er wie eine nahe Flugaufnahme wirkt und viele wesentliche Details vermittelt. E. Poeschel nimmt, gestützt auf die Lokalisierung eines in einer Urkunde von 1292<sup>83</sup> im Innern der Stadt erwähnten Hauses «in loco, qui dicitur Fossatum», «an einem Ort, den man Graben nennt» an, die Nordseite der Stadt sei vor der Ummauerung von ca. 1250 in der Linie Obertor, Untere Gasse, Rathausgasse, Freieck, Sennhof mit Palisaden und Graben befestigt gewesen. Nach unsern Überlegungen könnte das höchstens für die Untere Gasse, vom Obertor bis zum Rathaus, zusätzlich aber auch für die Obere Gasse, vom Obertor bis zur Brotlaube, passen, d. h. für den ganzen von der Poststrasse aus sackartig nach Westen angelegten Stadtteil, wie der Knillenburgers Prospekt ihn so auffallend darstellt. Wir werden weiter unten auf diese Frage zurückkommen.

Aus dem Knillenburgers Prospekt scheint uns eindeutig hervorzugehen, dass der Kern der Altstadt in zwei Etappen entstanden sei. Trennungslinie war die heutige breite Poststrasse, eine Nord-Süd-Gerade. Hier floss der von der Plessur abgezweigte einstige untere Mühlbach durch die Stadt. Eine Brücke beim Rathaus verband die beiden Stadthälften. Sehr wesentlich ist nun, dass in der Nordwestecke der östlichen, obern Stadthälfte 1932 im Keller des Hauses Wunderli, ehemals Massner, am Mühleplatz «mächtige Mauern, die man gern für eine alte Befestigungsanlage in Anspruch nehmen würde»<sup>86</sup> zutage traten. Zwei oder drei der sehr dicken Mauern bestehen aus zwei aneinander anstossenden Brandmauern. Was jedoch vor allem als etwas Ausserordentliches auffällt, ist ein zum Teil unter den regelmässigen Mauerzügen liegender Mauerklotz von et-



wa 4,50 m Länge und etwa 3 m Breite, der inzwischen dem Einbau eines schmalen Kellers weichen musste.<sup>87</sup> Die Südkante verläuft den Hausmauern gegenüber schräg von Südwesten nach Nordosten. Bei der Breite dieses Fundamentes liegt bestimmt nicht der Rest einer Längsmauer, sondern der eines Turmes vor. Spätromische Kastellmauern, z. B. in Basel und in Altenburg, sind etwa 2 m breit, ebenso die spätromische Stadtmauer von Verona.<sup>88</sup> Unseres Erachtens kann der Turm nur eine Ecke der Stadtbefestigung Theoderichs markiert haben. Das Bett des Mühlbaches, das die spätere Stadt deutlich in zwei Hälften teilte, muss der ursprüngliche, vielleicht schon mit Wasser gefüllte Graben vor der Mauer gewesen sein. Mit der schon erwähnten Urkundenstelle, wo ein zugeschütteter Graben (Fossatum) erwähnt ist,<sup>89</sup> könnte möglicherweise dieser Graben gemeint sein, sicher aber nicht der bestehende «Stadtgraben nächst dem Scaletta-Friedhof», wie das Bündner Urkundenbuch sagt.<sup>90</sup> Dass sich auch in Verona vor den Mauern Theoderichs ein Graben befand, «un fosso antistante al muro», hat die archäologische Forschung bewiesen.<sup>91</sup> Dafür, dass spätere Mühlbäche in römischen Lager- und Stadtgräben flossen, sind Aquileia und Ravenna geradezu klassische Beispiele.<sup>92</sup> Der Abstand vom Turmfundament in Chur bis zur Poststrasse, dem ehemaligen Graben, misst 12 m, genau so viel wie beim spätromischen Kastell von Basel. Da die Südwestecke der ältesten Stadtanlage, der Aufreihung der Häuser im Knillenburger Prospekt und dem Lauf des Mühlbaches entsprechend,<sup>93</sup> abgeschrägt war und eine ähnliche Abschrägung auch an der Nordwestecke beobachtet werden konnte, nehmen wir an, diese Linienführung sei aus strategischen Gründen gewählt worden.

Wir haben schon gesagt, dass unseres Erachtens der «Hof» in die Stadtbefestigung miteinbezogen worden war. Aus dem Plan der so gezeichneten Gesamtanlage ergeben sich noch sehr wichtige Resultate zur Führung der Hauptstrassen. Die von Norden kommende Strasse trifft senkrecht auf die Nordmauer auf. Hier war eines der beiden Haupttore. Im Innern der Stadt verzweigte sich die Strasse. Der eine Strang führte schräg ansteigend zum «Hof» hinauf, der andere mündete in einem Bogen – der jetzigen Rabengasse – in den Marktplatz vor der St. Martinskirche ein. Die Ausfallstrasse im Westen verliess, ebenfalls vom Martinsplatz ausgehend, die Stadt durch das zweite Haupttor, zunächst senkrecht, um dann in einem weiten



Bogen die Plessurbrücke zu erreichen. Überraschenderweise sind die geraden Mauern im Westen und Norden sozusagen gleich lang, ebenso die Abstände von den beiden Toren zu den Ecktürmen an der Schrägmauer. Die präzise Abmessung und die Symmetrie in der Anordnung der Tore sprechen doch sehr für eine geplante Neusiedlung.

Höchst eigenartig ist der urkundlich gesicherte Verlauf der Reichsstrasse innerhalb der Stadt des 14. Jahrhunderts, doch wird er lange vorher schon so gewesen sein. Man vergleiche den neuesten Befund von 1976, Seite 167. Wie die von uns im Knillenburger Prospekt eingezeichnete Linie zeigt, wurde auf jeden Fall noch vor der neuen Ummauerung von etwa 1250 der Umweg durch die Rabengasse zum St. Martinsplatz zugunsten einer direkteren Verbindung aufgegeben. Die von Norden kommende Strasse bog gleich innerhalb des Tores beim «Süssen Winkel» fast rechtwinklig um, führte auf einer kurzen Strecke der Mauer entlang bis zur Ecke des «Freiecks», um wieder im rechten Winkel abzubiegen und dann bis an die Südostecke des jetzigen Rathauses geradeaus zu verlaufen. Hier knickte sie abermals im rechten Winkel um in Richtung der Ausfallstrasse der Theoderichstadt und erhielt erst dann den Namen «Untere Reichsgasse», als die «Obere Reichsgasse», jetzt kurz «Obere Gasse» genannt, sie ablöste, wahrscheinlich wegen einer teilweisen Überbauung des einst viel grösseren Marktplatzes zu St. Martin. Auf alle Fälle lebt noch in der heutigen Anlage der Stadt jene der Theoderichgründung nach.

Wenn auch nicht massgebend für eine von Theoderich begünstigte Stadt, so ist der Fund von vier Münzen aus der Zeit der Ostgoten in Chur doch immerhin beachtenswert.<sup>94</sup> Von drei Münzen ohne genauere Fundangabe ist die eine ein Goldstück, die beiden andern sind Kupferprägungen des byzantinischen Kaisers Anastasius (491–518) (T. 5,14). Wichtiger als diese drei ist jedoch eine Silbermünze des Ostgotenkönigs Athalaricus (526–534), Sohn der Amalasuntha, einziger Enkel und direkter, noch sehr jugendlicher Nachfolger Theoderichs. Sie wurde 1851 beim Bau der Kantonsschule, also in unmittelbarer Nähe der St. Stephanskirche, gefunden und ist umso interessanter, als ostgotische Münzen z. B. in Bozen, Trient und sogar in Verona gänzlich fehlen (T. 5,15).

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, dass Theoderich im

Auftrag des byzantinischen Kaisers über die noch verbliebenen weströmischen Gebiete regierte und dass dieser Zustand – natürlich unausgesprochen – von vornherein als ein provisorischer gedacht war. Man wartete in Byzanz nur darauf, sich des übermächtigen «Usurpators» zu entledigen. Theoderich, wie überhaupt die Ostgoten, war Arianer und stand damit im Widerspruch zur katholischen Lehre. Die Orthodoxen betrachteten die Arianer zwar als Ketzer, aber da Theoderich sich den Katholiken gegenüber denkbar duldsam und entgegenkommend zeigte, bestand eigentlich kein Grund, ihn und seine Glaubensgenossen zu behelligen. Das gute Einvernehmen trübte sich jedoch plötzlich, als Kaiser Justinus I. im Jahre 523 ein Verfolgungsedikt gegen die Arianer im ganzen Reich erliess und zugleich befahl, die arianischen Kirchen dem katholischen Kultus zurückzugeben. Damit war die Stellung Theoderichs erschüttert, der sich durch harte Gegenmassnahmen zu wehren suchte. Intrigen und Verrat selbst unter den nächsten Mitarbeitern steigerten sein übertriebenes Misstrauen und rissen ihn zu Taten hin, die man ihm lieber absprechen möchte. Mitten im Aufruhr, bitter enttäuscht und innerlich zerrissen starb Theoderich unerwartet rasch am 30. August 526. Begraben wurde er in Ravenna, in jenem eigenartigen Rundbau, der noch zu sehen ist und den er sich zu Lebzeiten erbauen liess. Die gewölbte Decke ist ein Monolith von 11 m Durchmesser. Schon bald nach seinem Tode verbreitete sich die Fabel, seine Seele sei nackt und gefesselt von den Geistern seiner Opfer durch die Lüfte geführt und in den Vulkan der Insel Lipari hinabgestürzt worden. Andere erzählten, er sei im Bunde mit dem Teufel gestanden. Eine entsprechende Szene ist sogar auf einem Relief des 12. Jahrhunderts am Portal von S. Zeno in Verona dargestellt.<sup>95</sup> Kurz, sein Tod wurde von der Kirche als göttliches Strafgericht hingestellt. Dass bei dieser Sachlage auch ein Stadtname wie Theodoricopolis nach kurzer Zeit aufgegeben wurde, ist naheliegend. Chur kehrte zur alten, ursprünglichen Bezeichnung, Curia, zurück.

Über das Schicksal Rätians unter den unmittelbaren Nachfolgern Theoderichs, 526–539, den Ostgotenkönigen Athalaricus, Theodat und Vitiges, ist uns nur sehr wenig bekannt.<sup>96</sup> Wir wissen, dass die Ostgoten in ihrem Kampf gegen Byzanz die Franken zu Hilfe riefen und dass ihnen diese solange gewährt wurde, bis Byzanz die Übermacht erlangte. Dann traten die Franken zu den Feinden

über und kämpften fortan gegen die Goten. Beim Regierungsantritt des Königs Vitiges, 536, gehörte Rätien sicher noch zum Ostgotenreiche. Als der Frankenkönig Theodebert im Laufe des Jahres 539 von Frankreich her ganz Oberitalien eroberte, hörte ohne Zweifel die gotische Herrschaft auch über Rätien auf. Möglicherweise hatte Vitiges dieses Gebiet aber schon wenige Jahre vorher für ihre Hilfeleistung an die Franken abgetreten. Ob diese Rätien sogleich oder erst im Laufe der Zeit besetzten, ist ungewiss. Nach einem Brief des Königs Theodebert an den byzantinischen Kaiser Justinian muss das jedoch vor 550 geschehen sein. Wie wenig massgebend die Bindung zunächst war, ist daraus ersichtlich, dass das Todesdatum auf der schon erwähnten Grabplatte des Bischofs Valentian, 548, noch nach den Amtsjahren des oströmischen Konsuls Flavius Basilus in Konstantinopel angegeben wurde, nicht nach der Regierungszeit des fränkischen Königs.<sup>97</sup> Der erste eindeutige Beweis der Zugehörigkeit Rätiens zum Frankenreich ist die Anwesenheit des Churer Bischofs Victor an einem Konzil des Jahres 614 in Paris.<sup>98</sup>

Trotz der politischen Orientierung nach dem Westen blieben gewisse Verbindungen zum östlichen Italien weiterhin bestehen. Von zwei kurz nach 700 vom Vater des Bischofs Tello in Chur gestifteten Grabtafeln stammte der Marmor der einen aus Trient, jener der andern aus dem Vintschgau, wie die Inschriften melden.<sup>99</sup> Die Beziehungen, welche unter Theoderich zwischen Chur und den ostgotischen Zentren in Oberitalien – Ravenna, Verona, Trient – hergestellt worden waren, wirkten nach. Ja sogar solche zu Byzanz scheinen noch bestanden zu haben, kam doch 1967 in einem unterhalb von St. Luzi, an der alten Schanfiggerstrasse, freigelegten Grab eine Goldmünze der Kaiser Heraclius (610–641) und Heraclius Constantius (613–630) zum Vorschein (T. 5,16).

Schliesslich könnte der um 800 erwähnte Churer Ortsname «in Teudoranes»<sup>100</sup> nach mündlicher Mitteilung von A. Schorta auf eine vornehme Sippe zurückgehen, die zu Theoderich in Beziehung stand. Der in der Mehrzahl angeführte Name ist an eine Örtlichkeit gebunden, die in der Nähe der beiden alten «Palatia» und der ältesten Churer Kirche, St. Peter, lag, «pratum in Lasine . . .confinat de supra in Teudoranes, dabtus (= da subtus) in Sancti Petri», «eine Wiese in Lasine . . . die oben an den Besitz der Theodoraner, unten an das Gebiet von St. Peter grenzt.»

Anmerkungen zum Kapitel «Chur im frühesten Mittelalter»

- <sup>1</sup> BU, Nr. 2.
- <sup>2</sup> SRZ, S. 587.
- <sup>3</sup> Heuberger, S. 170, 178f.
- <sup>4</sup> ebenda, S. 168.
- <sup>5</sup> Verona, 1, S. 581 ff.; E. Lehmann, Zum Typus von S. Stefano in Verona, in *Atti dell'ottavo Congresso di studi sull'arte dell'alto Medioevo*, 1959, S. 287 ff.
- <sup>6</sup> C. Simonett, BMB 1963, S. 8 ff.; im Bericht über die Brunnenleitungen der Stadt Chur, 1877, S. 1 wird gesagt, dass die Anlegung von Schöpfbrunnen besonders im obern Teil der Stadt aus geologischen Gründen «unmöglich» sei.
- <sup>7a</sup> Chr. Caminada, ZAK 1945, S. 23 ff.; E. Poeschel, Kdm. Grb., Bd. 7, S. 165.
- <sup>7b</sup> Anderer Ansicht ist I. Müller, Die Churer Stephanskirche im Frühmittelalter, ZSG 1954, S. 388.
- <sup>8</sup> BU, Nr. 54.
- <sup>9</sup> W. Sulser und H. Claussen, Die Stephanskirche zu Chur, in *Akten zum 7. Internat. Kongress für Frühmittelalter-Forschung*, 1958, S. 154 ff.
- <sup>10</sup> ebenda, S. 158 f.
- <sup>11</sup> BU, Nr. 5; Fontes S. 346 ff.
- <sup>12</sup> W. Sulser und H. Claussen, a. a. O., S. 160 ff.
- <sup>13</sup> Verona, 1, S. 557.
- <sup>14</sup> SRZ, S. 587, auch Anm. 1.
- <sup>15</sup> Heuberger, S. 132; L. Schmidt, Die Ostgoten in der Schweiz, ZSG 1929, S. 166; E. Meyer-Marthaler, Rätien im frühen Mittelalter, ZSG 1949, Heft 7, S. 24.
- <sup>16</sup> BU, Nr. 3; Übersetzung, Fontes, S. 326.
- <sup>17</sup> BU, Nr. 4; Übersetzung, Fontes, S. 327.
- <sup>18</sup> Heuberger, S. 135, Anm. 131.
- <sup>19</sup> Guilelmus Hartel, Magni Felicis Ennodii opera omnia, 1882, S. 276.
- <sup>20</sup> I. Müller, Beiträge zum byzantinischen Einfluss in der früh- und hochmittelalterlichen Kunst Rätiens, ZAK 1965/66, S. 138 f.
- <sup>21</sup> I. Schnetz, Theodoricopolis, ZSG 1925, S. 346 ff.
- <sup>22</sup> So u. a. Heuberger, S. 245 ff.; Howald und Meyer, S. 173; E. Poeschel, BMB 1945, S. 13; Gegen die Annahme, SRZ, S. 370 und besonders F. Beyerle, der Theodoricopolis in Ostschwaben sucht, Grundfragen der Alemannischen Geschichte, in *Vorträge und Forschungen I*, Konstanz 1955, S. 65 ff. Falsch ist Beyerles Behauptung, dass, wenn Chur die Theoderichstadt gewesen wäre, der Geograph von Ravenna «Theodoricopolis id est Curia<sup>0</sup>» hätte schreiben müssen, d. h. den moderneren Namen an zweiter Stelle. Der Ortsname Curia ist ja schon für das 3. und 4. Jahrhundert belegt, und Theodoricopolis ist die modernere Bezeichnung. Die Reihenfolge beim Ravennaten spricht also zugunsten von Chur. Chur gehörte, wie Beyerle andererseits mit Recht betont, in der fraglichen Zeit nicht zu Alemannien. Es konnte u. E. aber trotzdem im Anschluss an die alemannischen festen Plätze als einer der letzten nördlich der Alpen aufgezählt werden. – H. Zeiss, *Germania* 1928, S. 54, schliesst die Möglichkeit, dass Chur Theodoricopolis war, nicht aus, «doch ist das Rätsel dieses Namens noch nicht völlig gelöst».
- <sup>23</sup> H. Lieb und R. Wüthrich, *Lexikon Topographicum der römischen und frühmittelalterlichen Schweiz*, 1967, Bd. 1, S. 139.
- <sup>24</sup> Verona, 2, S. 483.
- <sup>25</sup> F. Gregorovius, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, 1926, S. 191.
- <sup>26</sup> Th. Mommsen, *Cassiodori Senatoris Variae*, 1894.
- <sup>27</sup> P. C. v. Planta, *Das alte Rätien*, S. 251.
- <sup>28</sup> W. Sulser und H. Claussen, a. a. O., S. 154 f.; R. Staubli, Zur Deutung der Stephanskirche in Chur, *Bündner Tagblatt* 1968, 2., 4. und 5. März
- <sup>29</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 274.
- <sup>30</sup> So interpretiert F. Gregorovius wohl richtig die Stelle, a. a. O., S. 186; anderslautende Übersetzungen vgl. Verona, 1, S. 586 ff.
- <sup>31</sup> Verona, 2, Fig. 31, 32 und 34.

- 32 C. Simonett, Führer durch das Vindonissa-Museum, 1947, Tf. 4c.
- 33 Verona, 2, S. 532.
- 34 ebenda, 1, S. 600ff.
- 35 F. Gregorovius, a. a. O., S. 150.
- 36 G. Pfeilschifter, Theoderich der Grosse, 1910, S. 62.
- 37 W. Ensslin, Theoderich der Grosse, 1947, S. 258, daselbst auch Anm. 18.
- 38 G. Pfeilschifter, a. a. O., S. 62.
- 39 ebenda, S. 66. Dass die Kirche ursprünglich St. Salvator geheissen habe, ist nicht anzunehmen, vgl. Verona, 2, S. 485.
- 40 G. Pfeilschifter, a. a. O., S. 70.
- 41 Verona, 2, S. 38, 42.
- 42 BU, Nr. 318.
- 43 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 257.
- 44 ebenda, S. 166f.
- 45 Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 287.
- 46 Necrol. Cur., S. 83.
- 47 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 101, Anm. 1.
- 48 ebenda, S. 229.
- 49 ebenda, Abb. 269–272.
- 50 Original im bischöflichen Archiv, S. 97.
- 51 Original im bischöflichen Archiv, S. 426.
- 52 Kdm. Grb., 7, S. 263, Anm. 1.
- 53 ebenda, 7, S. 262f.
- 54 ebenda, 7, S. 274; W. Sulser, Grabungsbericht vom 17. Aug. 1955; I. Müller, ZSG 1954, S. 392.
- 55 V. Berther, ZSKG 1938, S. 124 nennt das 6./7. Jh., I. Müller, Lexikon für Theologie und Kirche des 5./6. Jh.
- 56 A. Lütolf, Die Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus, S. 115 ff. (der ganze lateinische Text).
- 57 über die Herkunft vgl. Howald und Meyer, S. 363; Museum Helveticum 1962, S. 154f.; Rezension Vortrag H. Erb, Neue Bündner Zeitung 1960, 20. Febr.
- 58 E. Schmid, Zwei Beobachtungen zum Untergrund von Chur, Jahresber. Naturforsch. Ges. Grb., 1968 (Separatum).
- 59 W. Sulser, ZAK, 1959, S. 48; H. Erb, BMB 1963, S. 40.
- 60 Plan der Kathedrale im Material Sulser der Kant. Denkmalpflege.
- 61 Liechtensteinisches Landesmuseum Vaduz, 1960, S. 10f., Abb. S. 50.
- 62 Basel, Denkschrift zur Erinnerung an die vor 2000 Jahren erfolgte Gründung der Colonia Raurica, 1957, Abb. S. 47.
- 63 SRZ S. 309 f.
- 64 BU, Nr. 7.
- 65 E. Poeschel, BMB 1945, S. 14.
- 66 BU, Nr. 17, S. 22.
- 67 F. Jecklin, Der Langobardisch-Karolingische Münzfund bei Ilanz, 1906, S. 30.
- 68 BU, Nr. 46.
- 69 Vgl. Anm. 56.
- 70 BMB 1945, S. 9f.
- 71 A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh., eine Flurnamenstudie, 1942.
- 72 BU Nr. 119.
- 73 BMB 1945, S. 9.
- 74 BU, Nr. 115.
- 75 S. Rietschel, Civitas, S. 27.
- 76 BU, Nr. 109.
- 77 Chr. Kind, Die Stadt Chur, 1859, S. 34.
- 78 BMB 1945, S. 13.
- 79 BMB 1945, S. 14.
- 80 Verona, 2, S. 5 ff., 481 ff.
- 81 BU Nr. 1110.

- <sup>82</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 26.  
<sup>83</sup> BU, Nr. 1230.  
<sup>84</sup> C. v. Moor, Urbare des Domkapitels, S. 26.  
<sup>85</sup> ebenda, S. 5.  
<sup>86</sup> E. Poeschel, BMB 1945, S. 31.  
<sup>87</sup> Plan im Architekturbureau Risch, Züllig und Scheidegger in Chur.  
<sup>88</sup> Brief von Prof. L. Franzoni vom 5. Febr. 1969.  
<sup>89</sup> Vgl. Anm. 77.  
<sup>90</sup> BU, Nr. 1230, Anm. 2; Vgl. auch Anm. 95.  
<sup>91</sup> Verona, 2, S. 10.  
<sup>92</sup> Stadtpläne im Baedeker's «Ober-Italien».  
<sup>93</sup> Vgl. Stadtplan von Peter Hemmi, 1823, im Stadtarchiv Chur.  
<sup>94</sup> Nach Aussage des früheren Konservators des Rätischen Museums, Dr. Joos, stammen Münzen mit der Fundortsangabe «Graubünden» in der Regel aus Chur.  
<sup>95</sup> Verona, 2, Abb. S. 723.  
<sup>96</sup> Fontes, S. 336ff.  
<sup>97</sup> Fontes, S. 348f.  
<sup>98</sup> BU, Nr. 7.  
<sup>99</sup> BU, Nr. 11 und 12.  
<sup>100</sup> A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh., S. 99.



## **Chur zur Zeit der Viktoriden und ihrer unmittelbaren Nachfolger**

(ca. 600–800)

Wenn wir von den merowingischen Königen, d. h. aus der Zeitspanne von der Besitznahme Rätiens um 539 bis 752 gar keine Urkunden vorweisen können und die Herrschaft des ersten karolingischen Königs, Pipin des Kleinen (752–768), einzig in einer Urkunde von 765 erwähnt wird, besagt das eindeutig, dass die fränkischen Oberherren unser Gebiet verwaltungsmässig so belassen, wie sie es von den Ostgoten übernommen hatten. Obwohl die Franken sonst überall Herzöge und Grafen einzusetzen pflegten, lag die oberste Führung in Rätien nach wie vor bis etwa um 600 in den Händen eines Praeses für die zivilen, in denen eines Dux für die militärischen Belange. Später scheint der Heerbann von Fall zu Fall irgend einem Grossen des Königreiches übertragen worden zu sein; der Titel «Dux» verschwindet. In ruhigen Zeiten dürfte der Praeses wohl auch militärische Angelegenheiten geregelt haben. Er war ja ein vom König bestellter Beamter, und die Teilnahme eines Churer Bischofs am Konzil von 614 in Paris und an jenem von 762 in Attigny-sur-Aisne spricht für die Bindung auch an die fränkische Kirche. Der Grund dafür, dass Rätien politisch nur in so lockerer Abhängigkeit verbleiben konnte, war nicht etwa seine Abgelegenheit, sondern seine wichtige Stellung als Grenzland gegen die Langobarden, mit denen sich die Franken seit ihrem Einfall in Italien, 568, bis zu ihrer Unterwerfung durch Karl den Grossen, 774, auseinandersetzen mussten. Die Franken hatten kein Interesse daran, Risiken mit der Bevölkerung an den Alpenpässen einzugehen. So verblieb Rätien bis 806 ein eigenartiges staatliches Gebilde, das offenbar nicht einmal das fränkische Geld kannte. Es gibt bis heute eine einzige merowingische Münze aus Graubünden.<sup>1</sup> Wie Funde zeigen, bediente man sich – selten genug – bis ca. 650 byzantinischer und von ca. 600–700 auch langobardischer Goldprägungen. Rätien blieb unentwegt nach Italien und nach dem Osten hin orientiert.

Unter den unbedeutenden Merowingerkönigen gelangten im Verlauf des 7. Jahrhunderts da und dort einheimische grossgrundbesitzende Beamtenfamilien an die Macht. Ein Edikt König Chlotars II. von 614 begünstigte diese Entwicklung. Selbst für die Bi-

schofswürde sollten möglichst einheimische Kräfte berücksichtigt werden. So ist es naheliegend, dass dementsprechende Tendenzen auch in Rätien aufkamen. Sicheres wissen wir einzig von jener Familie, die des häufigen Vornamens Victor wegen die Bezeichnung «die Viktoriden» erhielt. Nach den im berühmten Testament des Bischofs Tello von 765 erwähnten Vergabungen ausgedehnter Ländereien an das Kloster Disentis zu schliessen, stammten die Viktoriden aus dem Bündner Oberland. In die höchsten Würden eingesetzt, residierten sie aber naturgemäss in Chur. Während über anderthalb Jahrhunderten, von 600–770, lagen die ersten Ämter erwiesenermassen in ihren Händen, sehr wahrscheinlich aber schon seit dem Beginn der fränkischen Ära in Rätien. Die Viktoriden stellten, wenn man alle Indizien überprüft, mehrere Praesides und Bischöfe. Von ausserordentlicher Bedeutung für Chur waren der mutmasslich erste Vertreter dieses Geschlechtes, der 548 verstorbene Bischof Valentian und die beiden letzten Träger des Namens, Vater und Sohn, Praeses Victor, gestorben um 760, und Bischof Tello, gestorben um 772. Wir werden eingehend auf sie zurückkommen. Dass der Bischof von Chur seit dem frühen 5. Jahrhundert auf dem Hof residierte, wurde schon gesagt. Während der ostgotischen Zeit bewohnte der Dux vermutlich den grossen, der Praeses den kleinen «Palast» im Welschdörfli, und als es keinen Dux mehr gab, dürfte der Praeses den grossen Palast bezogen haben, den nunmehr königlichen «Hof», der 960 in einer Urkunde Ottos I. ausdrücklich als solcher bezeichnet wird. Der kleine «Palast» verblieb wohl als private Wohnung im Besitz der Viktoridenfamilie, die, wie schon E. Poeschel annahm,<sup>2</sup> im Gebiet des Welschdörfli ausgedehnte Güter besass. Ein Teil dieser Güter wäre nach dem Aussterben der Viktoriden zunächst in den Besitz des Königs, dann der Klöster Pfäfers und Churwalden gelangt. Mit dem kleinen «Palast» darf in der Folge vielleicht der um 1290 erwähnte bischöfliche Meierhof jenseits der Plessur identifiziert werden,<sup>3</sup> das spätere Gut zu St. Margrethen.

Das Amt des Bischofs und das Amt des Praeses lagen bis gegen 760 in getrennten Händen. Als erster war Tello Träger beider Würden in einer Person. Da er nicht selbst als oberster Richter auftreten konnte, wurden dessen Befugnisse – auch das Steuer-, Zoll- und Marktwesen sowie militärische Angelegenheiten – in Chur, wie in

andern Landesteilen, einem «iudex publicus», d. h. einem Ober-richter übertragen, der vermutlich, wie bisher der Praeses, seinen Sitz im Welschdörfli hatte. Ihm untergeordnet waren die «iudices», mehrere Unterrichter. Als Urteilsvollstrecker in einem bestimmten Verwaltungsbezirk, dem «ministerium», wird um 800 der «scultai-zus», ein Schultheiss – der Reichsgutverwalter – erwähnt.

Das Erlöschen der Viktoriden brachte für Rätien keinerlei staatliche Veränderungen. Auch die beiden Nachfolger Tellos, die Bischöfe Constantius, nach 772, und Remedius, ca. 790–806, hatten das Amt des Praeses oder des Rectors, wie eine neue Bezeichnung lautete, inne. Dann allerdings kam die grosse Umwälzung. In der Tendenz, die Reichsgebiete staatsrechtlich zu vereinheitlichen, verfügte Kaiser Karl der Grosse im Jahre 806 die Trennung der kirchlichen und weltlichen Gewalten und die Teilung des Besitzes in Kirchengut und Reichsgut. Ein Verzeichnis des letztern liegt in dem für Graubünden äusserst wichtigen Reichsgutsurbar aus der Zeit um 830 vor. Die weltliche Macht wurde nunmehr einem Grafen «comes» übertragen. 807 erscheint bereits Hunfrid als Graf in Rätien, ein dem Könighaus eng verbundener Grosser, wahrscheinlich fränkischer Abstammung. Als Amtssitz – soweit er sich in Chur aufhielt – diente ihm zweifellos der «Palast» der einstigen Praesides im Welschdörfli.

In die Periode der Gewaltenverbindung Bischof-Praeses fällt die Entstehung zweier aufschlussreicher Rechtsquellen, der *Lex Romana Curiensis* in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts und der *Capitula Remedii* in der Zeit um 802.<sup>4</sup> Die erste ist eine für Rätien aus der im Frankenreiche allgemein bekannten Zusammenfassung römischen Rechtes zurechtgemachte Gesetzsammlung, und die zweite ist eine kurze Aufzählung der in Rätien um 800 noch gültigen Gewohnheitsrechte und zum Teil eigenartiger Strafarten. Beide Gesetzbücher sind in Chur geschrieben worden<sup>5</sup> und verraten hohes Interesse am Rechtswesen, zugleich aber auch Toleranz von seiten der Zentralmacht. «Germanisches Recht ist nach und nach und nicht gewaltsam eingedrungen.»<sup>6</sup> Rechtliches über die Stadt Chur im besondern ist jedoch nicht zu erfahren.

Die kulturelle Bedeutung Churs zur Zeit der Viktoriden und ihrer unmittelbaren Nachfolger kommt in andern Quellen eindrucklicher zur Geltung. Die zum Teil in klassisch römischer Art mit gros-

sen Buchstaben geschriebene, schon oben erwähnte Grabinschrift Bischof Valentians von 548 und das ihm daselbst in einem Gedicht und mit sehr gewählten Worten gespendete Lob<sup>7</sup> sprechen sowohl für hochgebildete, anspruchsvolle Auftraggeber, als auch für entsprechende Leser. Wir geben hier die Elegie in der Übersetzung von Peter Wiesmann wieder:

In diesem Grabe hier liegt, den Rätien's Erde beweinte,  
unter der Priester Schar war er ein herrlicher Ruhm.  
Schätze spendet' er reichlich Vertrieb'nen und deckte mit Kleidern  
Scharen Entblösster den Leib, kaufte Gefangene frei.  
Nah ist sein Streben dem Ziel: Er fühlt nicht die Wunde des Todes,  
eilt seiner Taten froh, bis zu den Sternen empor.  
O mein Valentian, so stark durch diese Verdienste,  
du bist, wie jedermann glaubt, nimmer befangen im Tod.

Es scheint uns nicht ganz abwegig zu sein, wenn wir auch aus der Gelehrsamkeit dieser ältesten christlichen Inschrift Graubündens auf ein Kloster schliessen, für dessen Existenz noch andere Momente sprechen. Die kulturelle Überlegenheit des romanischen Chur gegenüber seiner germanischen Umwelt kommt dann um 700 darin zum Ausdruck, dass der hl. Otmar als Knabe zur Erziehung an den Hof des Praeses Victor nach Chur gebracht und dort Priester wurde<sup>8</sup> und dass in der Folge rätische Mönche ins Kloster St. Gallen zogen. Bischof Constantius gehörte zwar nicht mehr zu den Viktoriden, dürfte aber doch ein Einheimischer gewesen sein, während sein Nachfolger, Remedius, eher aus dem Kreise um Karl den Grossen stammte, wie seine Beziehungen zum Leiter der königlichen Palastschule in Aachen, Alkuin, zeigen. Diese hohe Bildungsstätte vereinigte die Geistesgrössen des ganzen Reiches. «Ohne die karolingische Renaissance mit der Wiederentdeckung, Abschrift und Erhaltung der klassischen lateinischen und griechischen Handschriften wäre der Humanismus nicht möglich gewesen, und die westliche Kultur hätte einen ganz andern Verlauf genommen.»<sup>9</sup> Von der sehr herzlichen Freundschaft Alkuins mit dem Churer Bischof zeugen etwa ein halbes Dutzend Briefe von ihm aus der Zeit um 790–804.<sup>10</sup> Wo die beiden sich kennengelernt hatten, weiss man nicht. Da die

Schulen der Kathedralen und Klöster von der Palastschule abhingen, ist bei einer so starken Beziehung auch für Chur mit einer Blütezeit zu rechnen. Leider sind die 300 noch in einem Verzeichnis von 1457 aufgeführten Handschriftenbände der Kathedrale inzwischen bis auf einen verlorengegangen,<sup>11</sup> gleich wie jene von St. Luzi. Die um 800 in Chur bestehende Schule scheint sich wie schon jene ältere, die der hl. Otmar unter der Obhut von Praeses Victor besucht hatte, im Kloster bei St. Luzi, nicht bei der Kathedrale befunden zu haben. Vor dem 12. Jahrhundert gibt es keine konkreten Hinweise auf das Dasein einer Domschule.<sup>12</sup> Zum Kloster St. Luzi gehörten deshalb auch die «*fratres reverendissimi*», die verehrungswürdigsten Brüder, die nach der um 800 verfassten Vita das Fest des Heiligen begingen.<sup>13</sup>

Es ist nun notwendig, hier einige Bemerkungen über den hl. Lucius einzuschalten. Dass die in der erwähnten Vita wiedergegebene und vielfach bis heute verbreitete Legende unglaubwürdig ist, steht nach der neueren Forschung fest; wir haben das schon oben gesagt. Die Legende ist ein typisches Erzeugnis ihrer Zeit und entspricht weitgehend solchen anderer Heiliger. Schon der gelehrte St. Galler Mönch Notker bezweifelte – um 900 – unter anderem die britische Abstammung des hl. Lucius.<sup>14</sup> Wenn dieser, wie jetzt angenommen wird, im 5./6. Jahrhundert gewirkt hat,<sup>15</sup> so bestimmt nicht als Verkünder des Christentums ausgerechnet in Chur, das mindestens seit 380 Bischofssitz war. Für die Abklärung der Frage scheint uns jene Urkunde aus dem Jahre 823 massgebend zu sein, in der Bischof Victor III. von Chur sich beim Kaiser Ludwig dem Frommen beklagt, dass man ihm bei der Ausscheidung des Reichsgutes nicht einmal den Leib des hl. Lucius gelassen habe.<sup>16</sup> Sein Wirken wird folgendermassen beschrieben: «*qui ipsam civitatem de diabolico errore ad cultum veri dei praedicando convertit.*» Auf deutsch: «der predigend die Stadt selbst von der teuflischen Verirrung zur Verehrung des wahren Gottes bekehrt hat». Mit der teuflischen Verirrung kann kaum das Heidentum schlechthin gemeint sein, wohl aber eine eigentliche Irrlehre. In erster Linie denkt man – zumal für das frühe 6. Jahrhundert – an die Lehre der Arianer, der die Ostgoten anhängen. Für Chur gibt es keine andern Hinweise auf sie, als die wahrscheinliche Niederlassung von Beamtenfamilien zur Zeit Theoderichs des Grossen und die schon erwähnte Aufnahme ostgotischer



Flüchtlinge durch Bischof Valentian. Es ist nicht ganz auszuschliessen, dass eine der unter Theoderich erbauten Kirchen, St. Andreas oder St. Martin, primär den Arianern gehörte. Nach dem Tode Theoderichs begann man ja sogleich, arianische Kirchen dem orthodoxen, d. h. katholischen Kult zuzuführen. Wenn in der genannten Urkundenstelle aber gesagt wird, die ganze Stadt sei von der Irrlehre bekehrt worden, so kann es sich gewiss nicht um eine arianische Einwohnerschaft gehandelt haben, wohl aber um eine solche, die ihrem abtrünnigen Bischof anhing, und dieser Bischof ist bekannt. Es war Theodorus, der gegen 600 von Chur nach Autun in Frankreich floh, der dem Erzbischof von Mailand ausgeliefert und dann dem Bischof von Luna zur Untersuchung übergeben werden sollte, weil er sich gegen Recht und Versprechen gegenüber dem Erzbischof vergangen hätte.<sup>17</sup> Flucht und Massregelung Theodors hängen sehr wahrscheinlich mit dem sogenannten Dreikapitelstreit im Erzbistum Aquileia zusammen. Es ging dabei um das auf dem Konzil von Calzedon 451 aufgestellte Dogma von der unzertrennbaren göttlichen und zugleich menschlichen Natur Jesu Christi, also auch um Maria als Gottesgebärerin. Das Dogma richtete sich sowohl gegen Arianer und Nestorianer, die eine Identität Christi mit Gott ablehnten, als auch gegen Monophysiten und Donatisten, die in Christus nur das Göttliche sahen. Ein grosser Teil der Bischöfe, unter andern jene von Illyrien, Dalmatien und Norditalien lehnte das Dogma ab. Die Erzdiözese Mailand bekehrte sich dann im Verlaufe des 6. Jahrhunderts, jene von Aquileia aber verharrete bis gegen 700 im Schisma. Wenn Bischof Theodor von Chur also der Irrlehre Aquileias folgte, war er nicht nur ein Abtrünniger im Glauben, sondern auch ein Rebell gegen den Erzbischof von Mailand, der um 600 offenbar immer noch Metropolit für Chur war. Sogar Bischof Iunior von Verona drohte 590, sich einem fränkischen Metropolit an anschliessen, falls man in Aquileia die Meinung ändern würde.<sup>18</sup> Theodor war ja tatsächlich nach Frankreich geflüchtet, und 614 nahm dann ein Bischof von Chur an einem fränkischen Konzil teil. Ein Zeitgenosse von Bischof Theodor, der nachmalige Bischof von Konstanz, Johannes von Sennwald, verfasste eine Schrift «adversus hereses» «Gegen die Abtrünnigen». Sie war sicher auch gegen Theodor gerichtet,<sup>19</sup> so dass an seiner Irrlehre kaum zu zweifeln ist.



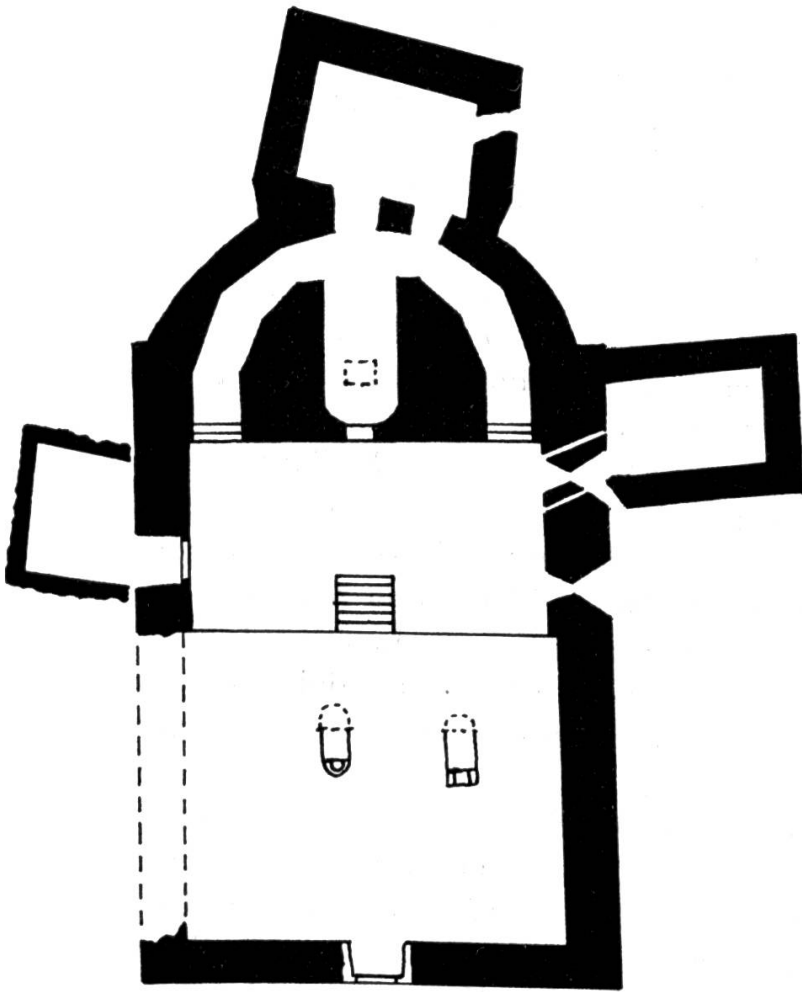


Fig. 12.  
Grundriss der karolingischen Kirche  
St. Lucius mit Ringkrypta und  
Annexen, nach W. Sulser.

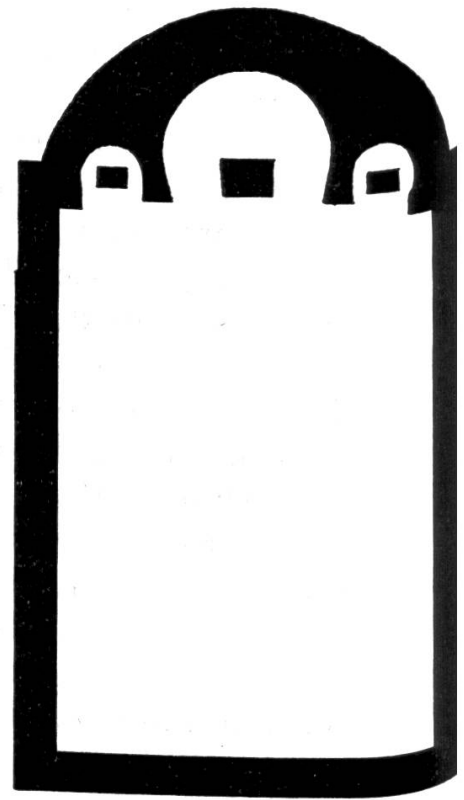


Fig. 13.  
Grundriss der karolingischen Kirche  
St. Lucius in Höhe des Hochchores,  
mit den drei hintermauerten Apsiden  
nach W. Sulser.



Zu dieser Episode religiöser Spannungen passt nun das Wirken des hl. Lucius, wie uns scheint. Er bekehrte die Stadt zum Glauben an den von Rom aus dogmatisch festgelegten und von den Evangelien gelehrtten Erlöser und Gott. Für einen solchen Missionar liefert wiederum Verona eine treffende Parallele.<sup>20</sup> Im frühen 6. Jahrhundert bekehrte hier ein Bischof Theodor die Arianer mit so durchschlagendem Erfolg, dass er als Heiliger unmittelbar den ältern Stadtpatronen S. Zeno und S. Procolo zugesellt und als einziger Bi-

schof aus der bischöflichen Begräbniskirche S. Stefano in den Dom überführt wurde. Er galt zunächst als Schutzpatron des fränkischen Heeres, in der Folge als solcher der Veroneser Verteidigung überhaupt. Dem hl. Lucius wurde nach seinem Tode eine ähnliche Verehrung zuteil. Dass er von Schiers, einem frühen christlichen Zentrum, wie Ausgrabungen zeigten, nach Chur gekommen sei, ist keineswegs auszuschliessen.

### Die karolingische Kirche St. Lucius

Praeses Victor, der sich schon die Reliquien des hl. Gallus verschaffen wollte und als Sühne für die Ermordung des hl. Placidus eine aussergewöhnliche Schenkung zur Gründung des Klosters Disentis gemacht hatte,<sup>21</sup> war der gegebene Mann, auch den Kult des hl. Lucius grosszügig zu fördern. Eine einfache Grabkammer konnte den Ansprüchen der Verehrung durch viele Gläubige nicht mehr genügen. Praeses Victor entschloss sich daher, um 750 eine dem Heiligen geweihte Kirche zu erbauen und die Grabkammer durch etwas völlig Neues zu ersetzen, nämlich durch eine Ringkrypta, wie Märtyrerkirchen in Rom sie z. B. aufwiesen und wie sie wenige Jahrzehnte später auch in einer karolingischen Kirche von St-Maurice in Erscheinung trat.<sup>22a</sup> Die Ringkrypta von S. Crisogono in Rom entstand zwischen 731 und 741. Sie wird für Chur nicht massgebend gewesen sein, ebensowenig jene von St. Peter aus der Zeit um 600. A. Grabar beschreibt aber die zwischen 648 und 671 angelegte Ringkrypta von S. Apollinare in Classe zu Ravenna mit den folgenden Worten: «Le corps du Saint reposait d'abord dans une dépendance de la basilique et fut ensuite transporté sous l'autel qui se dressait devant l'abside. A cette occasion on construisit sous le chœur un caveau et au même niveau un couloir étroit qui suivait le mur incurvé de l'abside, avec deux escaliers symétriques, où les fidèles descendaient».<sup>22b</sup> Die Reihenfolge, zuerst Dépendance, dann Reliquiengrab unter dem Altar, scheint uns auch für Chur vorzuliegen, und wir sind der Ansicht, die Idee der Ringkrypta sei über Ravenna nach Chur gekommen, ursprünglich von Saloniki und Stobi (Jugoslawien), wo sie schon um 500 nachgewiesen ist. Die Churer Anlage ist noch vollständig erhalten. Es handelt sich um einen unterirdischen, ungefähr halbkreisförmigen, tonnengewölbten Gang.

Von dessen Scheitel aus verläuft gegen Westen hin ein ebenfalls tonnengewölbter, gerader und etwas breiterer Gang, der am Ende zugemauert ist. In ihm befanden sich ursprünglich das Reliquiengrab des Heiligen und davor ein Altar. Der Ringgang der Krypta erlaubte den Pilgern, ungestört am Grab vorbeizuziehen. Einen Blick auf dasselbe konnten sie aber auch von der Vorkrypta aus durch ein kleines Fenster im Westabschluss werfen. Wie die Vorkrypta und der Zugang zu ihr gestaltet waren, liess sich nicht mehr feststellen; jetzt befindet sich hier die Hallenkrypta aus dem 12. Jahrhundert. Vom Scheitel des Ringganges aus, wo sich eine Türe in einen kleinen tonnengewölbten Raum öffnet, war es möglich, auch dem Reliquiengrab der hl. Emerita, der Schwester des hl. Lucius, seine Verehrung zu bekunden. Auf diese Grabkammer und auf weitere Annexen der Kryptenanlagen werden wir unten zurückkommen. Als Hauptergebnis der Forschungen von 1951/52<sup>23a</sup> ist der Nachweis zu bewerten, dass über den Krypten ein tiefer Hochchor lag, dessen Ostabschluss drei halbrunde Apsiden aufwies, eine grosse in der Mitte und je eine kleinere auf den Seiten. Die drei Apsiden waren von aussen jedoch nicht sichtbar, weil sie in einem halbrunden, dicken, leicht eingezogenen Chorbogen eingebettet waren. Als Dreiapsidenanlage dürfte die Kirche St. Luzi die älteste in unserem für diese Form charakteristischen Gebiet sein. Als Kirche mit dreiapsidalem, aber aussen gerundetem Hochchor ist sie, soviel wir wissen, überhaupt einmalig. Das Schiff war primär bedeutend kürzer als heute.

Aus den vielen, schon oben angeführten Indizien scheint mit aller Deutlichkeit hervorzugehen, dass an der Stelle von St. Luzi ursprünglich eine Andreaskirche gestanden haben muss. Überprüft man die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1951/52, so stösst man auch hier auf einige Anhaltspunkte, die für eine vorkarolingische Anlage sprechen, obwohl im Grabungsbericht betont wird, dass unter der karolingischen Kirche keine früheren Baureste zum Vorschein gekommen seien. Als vorkarolingisch ist erstens die auf der Nordseite liegende Grabkammer anzusprechen, ein Hypogäum, dessen Steinplattenboden auf dem gleichen Niveau liegt wie der Boden der Vorkrypta. Die zackigen Abbruchkanten der Ost- und Westmauer beweisen, dass die Eingangswand bei Anlage des karolingischen Baues abgebrochen wurde. Als zweites Kriterium, für ein vorkaro-

lingisches Schiff, dürfte der Kirchenraum vor der Vorkrypta in Frage kommen, dessen Mauern auffallend schmaler sind als die Seitenwände der Vorkrypta und wohl auch als der gerundete Ostabschluss. Sein äusserer Kontur konnte bis heute nirgends einwandfrei festgestellt werden. Wir vermuten, dass die ganze Ostpartie der einstigen St. Andreaskirche für die Errichtung der karolingischen Kryptenanlagen weggeräumt worden sei. Wie diese Ostpartie gestaltet war, wissen wir nicht mit Sicherheit, doch möchten wir annehmen, sie sei, wie bei der Friedhofkirche St. Stephan in Chur und wie bei der Friedhofkirche S. Sebastiano in Rom, ohne seitlichen Einzug im Halbrund abgeschlossen gewesen. Das dürfte aus der Lage der drei noch vorhandenen, ganz oder doch weitgehend unterirdischen Grabanlagen an der östlichen Hälfte der Kirche hervorgehen, die ähnlich wie bei S. Sebastiano, nach unserem Dafürhalten schon zur ältesten Kirche gehörten. Die südliche Grabkammer, die jetzige St. Annakapelle – primär ohne Zugang zur Krypta – wurde im Laufe der Zeit allerdings umgebaut; was aber sehr wichtig ist, ihr Niveau liegt sogar etwas tiefer als jenes der Ringkrypta. Einen Beweis für unsere These erblicken wir jedoch vor allem in der Anlage der östlichen Grabkammer. Wäre sie erst nachträglich an die Ringkrypta angebaut worden, wie man allgemein annimmt, so hätte man sie erstens wohl axial auf die Luciuskrypta hin ausgerichtet, zweitens hätte man die Rundung der Aussenwand der Ringkrypta kaum verändert, d. h. die Westwand im Innern des Grabraumes bestimmt nicht geradegemacht. Was aber besonders ins Gewicht fällt, ist der in der karolingischen Anlage a priori ausgesparte breite Zugang zu dieser Grabkammer, wie aus der Gewölbekonstruktion und aus der Beschaffenheit des Zuganges hervorgeht. Nach aussen traten die östliche und südliche Grabkammer wahrscheinlich wenig in Erscheinung, es sei denn, ein Aufbau hätte als Sakristei für den Hochchor gedient. Über dem auffallend tief gelegenen Hypogäum auf der Nordseite stand möglicherweise eine kleine Grabkapelle. Dass man die kleine Lichtscharte über dem Eingang zur östlichen Kammer so schräg nach oben angelegt hätte, wenn das Gewölbe erst später angebaut worden wäre, ist nicht anzunehmen.

Sehr wichtig wäre nun natürlich in Erfahrung zu bringen, wer in den drei Grabkammern bestattet war. Die Schwester des hl. Lucius, die Märtyrerin Emerita, wird in den Churer Totenbüchern zwar

erst am 26. Mai 1208 erwähnt, aber die Freisinger Litanei aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts nennt sowohl Lucius wie Emerita.<sup>23b</sup> Die Zuweisung der östlichen Kammer an die hl. Emerita ist deshalb überaus wahrscheinlich, da ihr Kult mit jenem des hl. Lucius zusammenhing und weil das grosse, rechts neben dem Zugang zur Grabkammer befindliche, der Bauart nach erst im 12. Jahrhundert ausgebrochene Fenster für eine besondere Verehrung des hier Bestatteten spricht. In dieser nur 1,55 m hohen Öffnung einen zweiten Zugang vermuten zu wollen – der Haupteingang ist 2,35 m hoch –, verbietet auch deren Schwellenhöhe sowohl innen als auch über dem Boden des Kryptaunganges; sie misst 0,36 m. Die heutige St. Annakapelle, die Grabkammer auf der Südseite, wurde im Volksmund als Zelle des hl. Lucius bezeichnet. Irgendwo musste ja seine ursprüngliche, besonders hervorgehobene Ruhestätte sein. Ob dafür primär die sogenannte Emeritagruf in Frage kommt? Der Standort derselben lässt das vermuten. Ost- und Südannex sind innen sozusagen gleich gross und auf fast gleicher Ebene, während der Boden des Nordannexes 0,80 m tiefer liegt. Einzig im Nordannex ist der Boden bis zur Türschwelle mit Steinplatten ausgelegt worden, offenbar erst in karolingischer Zeit, wie die tiefe Türnische beweist. Der Raum war damals also noch in Gebrauch, wurde später aber, der Mauertechnik nach in vorromanischer Zeit, endgültig zugemauert. Wir wagen die Hypothese aufzustellen, der Nordannex sei die Gruft der Viktoriden gewesen und werden weiter unten versuchen, dies zu erhärten. Zunächst müssen jedoch die zwei von Osten nach Westen gerichteten Gräber besprochen werden, die am Ostrand des jetzigen Kirchenschiffes gut 20 cm unter dem Boden aufgefunden wurden. Sie sind gemauert und innen mit Mörtel verputzt. Das Fussende der Gräber fehlt. Was sie besonders auszeichnet, ist eine eigens für den Kopf des Toten angelegte Nische, d. h. einmal eine Mulde zwischen zwei Steinen, das andere Mal eine nur im Mörtel eingetiefte Mulde. In den Gräbern lagen ungeordnet zahlreiche Gebeine verschiedener Personen. Walter Sulser nimmt nun an, zwei aus St. Luzi stammende Grabplatten hätten zu diesen Gräbern gehört und die Erbauung der Luciuskirche müsse deshalb in die gleiche Zeit fallen. Dazu die folgende Berichtigung: Die Grabplatten – die eine aus weissem Vintschgauer, die andere aus rotem Trientiner Marmor – wurden von Praeses Victor vor 751 ge-



stiftet,<sup>24a</sup> die erste wahrscheinlich für seinen um 580 verstorbenen Ahnherrn, der eine höhere Stellung bekleidete, wie der Titel «clarissimus» besagt.<sup>24b</sup> Die beiden Toten ruhten, den Inschriften entsprechend, unter ihren Grabplatten «hic sub istam lapidem requiescit». Die Annahme Sulzers kann also nur mit Bezug auf die Grabplatte des Bischofs zutreffen, weil aus rein baugeschichtlichen Überlegungen die Erbauung der Ringkrypta, d. h. der Kirche St. Luzi, in die Zeit um 750 fällt. Das Grab des erwähnten Ahnherrn muss aber um 580 in oder bei einer Kirche angelegt worden sein, die nach allem Gesagten nur dem hl. Andreas geweiht gewesen sein kann. Sie schon war Begräbniskirche der Viktoriden, nicht erst St. Luzi!

Wir müssen noch einmal auf die beiden Gräber im Kirchenschiff zurückkommen. Dasjenige mit der viereckigen Kopfnische ist beinahe 20 cm breiter als das andere und die Nische selbst ist doppelt so breit als die gerundete des Muldengrabes. Es handelt sich demnach um eine monumentale und um eine normale Grabanlage. Normale Gräber mit viereckiger Kopfnische und Muldengräber mit einer Plattenunterlage für den Kopf sind, wie Ausgrabungen im südlichen Tessin beweisen, schon um 550 anzusetzen,<sup>25</sup> was auch für Chur gelten kann. Steinsarkophage mit gerundeter Kopfnische kommen vom 7. bis ins 10. Jahrhundert vor. Das kleinere der Churer Gräber stammt vielleicht aus dieser Zeit, das monumentale aber dürfte ein Beweis dafür sein, dass der Westteil der St. Andreaskirche bei der Erbauung der St. Luzikirche unverändert übernommen wurde.

Dass hochstehende Persönlichkeiten im Innern der Kirchen begraben wurden, braucht weiter nicht betont zu werden. Dass im monumentalen Grab aber jener um 580 verstorbene «clarissimus proavus» beigesetzt gewesen sei, für den Praeses Victor um 750 eine neue Grabplatte gestiftet hat, ist ganz unwahrscheinlich, weil den darin enthaltenen Gebeinen nach zu schliessen mehrere Nachbestattungen vorgenommen wurden. In diesem Zusammenhang ist eine Parallele aus dem erwähnten Tessiner Gräberfeld besonders interessant. Just ein Grab mit viereckiger Kopfnische und Steinplatte als Kopfunterlage enthielt – sogar ans Fussende verschoben – nicht weniger als vier Schädel,<sup>26</sup> während andere Gräber nur deren zwei oder drei aufwiesen. Wenn man überdies bedenkt, dass die um 750 gestiftete Grabplatte noch 1579 zwar nicht in der ursprünglichen Lage, aber doch in der St. Luzikirche vorhanden war,<sup>27</sup> erscheint es



als noch zweifelhafter, dass im zugehörigen Grab je nachbestattet worden sei. Aus solchen Überlegungen und auch deshalb, weil weitere Gräber im Schiff fehlen, nehmen wir an, die zahlreichen Viktoriden hätten eine Familiengruft besessen, eben jenes Hypogäum auf der Nordseite, das sicher aus vorkarolingischer Zeit stammt. Nun erhebt sich noch die Frage, wieso Churs älteste Grabinschrift, jene des 548 verstorbenen Bischofs und Wohltäters Valentian – ein Fragment liegt im Dommuseum – sich bis 1617 gerade in St. Luzi befand.<sup>28</sup> Stimmt die Annahme, dass das Hypogäum unter der St. Stephanskirche das Mausoleum nur der Bischöfe gewesen ist, müsste Valentian ursprünglich dort bestattet und erst nachträglich nach St. Luzi überführt worden sein. Grund für eine Translatio hätte einzig die Zugehörigkeit des in ganz Rätien hochverehrten und reichen Valentian sowie seines Neffen, des Bischofs Paulinus, der die Grabtafel stiftete, zur Familie der Viktoriden sein können. Möglich ist jedoch auch die geläufige Version, dass Valentian, der in der Inschrift als grosser Wohltäter von Flüchtlingen und Gefangenen gepriesen wird, «bei der von ihm erbauten Kirche» ein ansehnliches Kloster «*amplum coenobium*» gegründet habe.<sup>29</sup> Er wäre dann 548 eben in seiner Kirche St. Andreas bestattet worden. Ein Viktoride kann er auch in diesem Fall gewesen sein, und seine Familie dürfte St. Andreas in der Folge als Begräbniskirche beibehalten haben. Mit den erwähnten Flüchtlingen und Gefangenen sind in erster Linie wohl von den Byzantinern und Franken aus Italien vertriebene oder abgeführte Ostgoten gemeint, die in Chur – wenigstens zum Teil – Aufnahme fanden und sesshaft wurden. Sie waren Arianer. Die ihnen von Bischof Valentian dargebrachte Hilfe kann am ehesten mit einem Kloster und Hospiz in Verbindung gebracht werden, für deren Existenz auch verschiedene, noch ungedeutete Mauerzüge und Gewölbe zu sprechen scheinen.

Als einziger Rest der Ausstattung des ganzen Baukomplexes von St. Andreas darf vielleicht jenes nachträglich als Scheitelstück eines Torbogens im Kloster St. Luzi verwendete Steinrelief mit der Darstellung des Agnus Dei, eines Fisches und eines kleeblattförmig stilisierten Berges unterhalb des Agnus gelten (T. 4,10). Die in Flachschnitt und Kerben ausgeführte Arbeit scheint uns für das 8. oder gar für das 12. Jahrhundert<sup>30</sup> zu primitiv zu sein, aber auch die Zusammenstellung der Symbole und die Art und Weise, wie das

Lamm das Kreuz trägt, weisen zumindest auf eine noch frühere Vorlage hin.<sup>31</sup>

In der Zeit vor der Erbauung von St. Luzi entstanden höchstwahrscheinlich noch vier weitere Churer Kirchen, St. Salvator, St. Florinus, St. Laurentius und St. Hilarius. Wie schon früher gesagt, gehörten St. Salvatorenkirchen vornehmlich zu königlichen Pfalzen, auffallend oft im 7. Jahrhundert.<sup>32</sup> So ist es auch für Chur typisch, dass die Kirche dieses Namens im Welschdörfli lag, auf einem vom grossen «palatium» wenig entfernten Geländevorsprung. Als letzter Rest des allmählich überbauten Gotteshauses fiel der Kirchturm zu St. Salvator um 1960 einer modernen Brauereianlage zum Opfer. Wie lange die älteste, noch aus der römischen Zeit stammende kleine Kirche St. Peter unmittelbar neben dem grossen «palatium» im Gebrauch geblieben ist, lässt sich nicht sagen. Auf alle Fälle existierte sie noch um 800, wo sie – wie oben schon erwähnt – in Schenkungsurkunden genannt wird. Eine zweite Kirche dürfte in diesem Rayon kaum vor dem 6./7. Jahrhundert errichtet worden sein. St. Salvator kann vielleicht als eine Stiftung des merowingischen Königshauses angesehen werden, da sie später, um 830, zusammen mit einem Hof, dem Kloster Pfäfers gehörte, wohl als königliche Schenkung. Pfäfers war seit 806 Reichsabtei.<sup>33</sup> Die Kirche St. Florinus, die vor der Kathedrale, an Stelle der heutigen Hofschule stand und zuletzt 1519 erwähnt wird,<sup>34</sup> wurde sicher vor 719 erbaut; denn in diesem Jahre berief man den hl. Otmar als Abt an das aufstrebende Kloster St. Gallen, nachdem er zuvor an der Kirche St. Florinus in Chur geamtet hatte.<sup>35</sup> Die beiden Kirchen St. Laurentius und St. Hilarius schenkte Otto I. 958 dem Bischof von Chur. Urkundlich wird die erstere hier zum erstenmal genannt.<sup>36</sup> Wie aus späteren Quellen hervorgeht, stand sie an der Stelle des heutigen Hofbrunnens. Die Lage der 958 königlichen Kirche unmittelbar neben der Kathedrale erinnert auffallend an jene von St. Salvator in der Nähe der ältesten Bischofskirche St. Peter im Welschdörfli. Wir möchten deshalb annehmen, mit St. Laurentius habe sich gleichzeitig wie mit St. Salvator die politische Macht neben der kirchlichen geltend machen wollen. Die Kirche St. Hilarius wird mehrmals in Schenkungsurkunden der Zeit um 800 erwähnt.<sup>37</sup> Das Frauenkloster daselbst entstand sehr viel später, erst im

12. Jahrhundert. Wie St. Laurentius gehörte auch St. Hilarius 958 dem König; offenbar war auch diese Kirche keine bischöfliche Stiftung. Ihre Entstehung könnte sogar, wie bei St. Martin, in die Zeit Theoderichs des Grossen fallen. Das Heiligenpaar Martin und Hilarius spielte schon 507 bei einem Sieg des fränkischen Königs Chlodwig, dem Schwager Theoderichs, eine massgebende Rolle.<sup>38</sup> Wenn die erste, um 500 entstandene Zilliserkirche bereits dem hl. Martin geweiht war, müsste diese frühe Zeit für Chur noch glaubwürdiger sein, und eine St. Hilariuskapelle scheint es in Zillis ebenfalls gegeben zu haben.<sup>39</sup> Es ist aber durchaus möglich, dass St. Hilarius in Chur erst um 700, als sehr viele fränkische Patrozinien in unsere Lande kamen, gegründet wurde.<sup>40</sup> Die verschiedenen Schenkungen an dieses Gotteshaus und die Bezeichnung «sanctus locus», «heiliger Ort», lassen darauf schliessen, dass um 800 zu ihm gewallfahrt wurde.<sup>41</sup>

### Die karolingische Kathedrale

In mancher Hinsicht wichtiger als die Reliquienkirche St. Luzi, wo die Ausgrabungen nicht den geringsten Hinweis auf Innendekoration erbracht haben – auch dieses Indiz spricht für einen Ordensbau –, war dann in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts der Neubau der Kathedrale. Nach der Tradition hätte Bischof Tello, der spätestens 774 starb, denselben gestiftet und aufführen lassen. Aus stilistischen Gründen möchten wir jedoch annehmen, die überaus reiche Innenausstattung sei zum grössten Teil erst gegen 800 entstanden, was auch durch die politischen Ereignisse erhärtet wird. Gleich nach der Niederwerfung der Langobarden durch Karl den Grossen, 774, dürfte das Bistum Chur von der fränkischen Bindung gelöst und wieder dem Metropolitanverband Mailand zugeteilt worden sein, bei dem es bis 843 verblieb.

Der Grundriss der Kirche liegt leider nicht eindeutig vor, und die Bodenforschung dürfte kaum neue Ergebnisse zeitigen, weil zu viel zerstört ist. Aufgefunden wurde lediglich das Fundament einer abnormal grossen hufeisenförmigen Apsis, die jene der ersten Kathedrale überschneidet. Dass eine Mittelapsis vorliegt, ist sicher, fraglich bleibt nur, ob sie die einzige war, oder ob nicht noch zwei kleinere Seitenapsiden anzunehmen sind, entsprechend den vielen

Dreiapsidenanlagen unseres Gebietes. Die Wahrscheinlichkeit spricht doch sehr für eine solche. In der Breitenausdehnung scheint das karolingische Schiff allerdings dem der heutigen Kathedrale entsprochen zu haben (vgl. Fig. 6).<sup>42</sup>

Die Innenausstattung der zweiten Kathedrale kann nur im Zusammenhang mit jener der etwa gleichzeitig entstandenen, königlichen Eigenkirche in der Stadt, St. Martin, besprochen werden. Ihr Grundriss entspricht dem geläufigen Typus der einschiffigen Saalkirche mit Dreiapsidenabschluss. Im Gegensatz zu Münstair und Mistail sind die Apsiden hier aber nicht hufeisenförmig, sondern das Halbrund läuft in verlängerte Schenkel aus; es ist «gestelzt». Die drei Aussenwände der Kirche wiesen, wie in Münstair, hohe, rundbogig geschlossene Blendnischen auf. An der Südseite sind sie noch heute sichtbar. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei dieser karolingischen St. Martinskirche ebenfalls um eine zweite Anlage. Möglicherweise geht der ungedeutete grosse vermauerte Stichbogen im Fuss der Westwand<sup>43</sup> auf einen früheren Bau zurück, der oben schon erwähnt wurde.

Sowohl in der Kathedrale wie auch in St. Martin sind im Laufe der Zeit überaus zahlreiche ganze und fragmentierte marmorne Teile der karolingischen Inneneinrichtung zutagegetreten, unter anderen vor allem mit Flechtband- und vegetabilen Ornamenten einseitig verzierte Platten, die heute in einigen Altären der Kathedrale eingemauert sind oder dann im Dom- oder im Rätischen Museum liegen (T. 6, 19). Vereinzelt, offenbar verschleppte Stücke wurden überdies in der Stadt, in St. Luzi und im bischöflichen Schloss aufgefunden. Zu diesen skulptierten Stücken gehören auch die verschiedenen am grossen Westfenster der Kathedrale verbauten, ebenfalls aus weissem Marmor bestehenden Säulenfragmente. Das kostbare homogene Material stammt aus dem Vintschgau. Sehr wahrscheinlich wurden die mannigfaltigen, gegen Bestossung empfindlichen Werkstücke in Chur selbst bearbeitet, nicht als Fertigprodukte eingeführt. Derselbe Vorgang lässt sich im 12. Jahrhundert für die Bauplastik des Domes belegen. Die Ähnlichkeit der Flechtbänder beweist, dass Tellokathedrale und St. Martin II ungefähr zu gleicher Zeit entstanden sein müssen. Die Menge skulptierter Teile aus der Kathedrale zeigt aber in eklatanter Weise, dass sie viel reicher ausgestattet war als die Stadtkirche. Die jüngern

– der karolingischen Renaissance entsprechend – mit klassisch anmutendem Dekor wie Doppelwellen, Ranken, Blumengirlanden, Blatt- und Muschelreihen verzierten Fragmente besagen, dass ihre Einrichtung offenbar in zwei Etappen in der Zeit unmittelbar vor und bald nach 775 entstanden ist. Gleiche Motive an Schrankenresten und in den Malereien von St. Johann in Müstair sind für die Datierung der jüngsten Beispiele massgebend. Die Skulpturen von St. Martin entsprechen jenen der zweiten Etappe, für die besonders auch die gespitzten, nicht gerundeten Schlingen typisch sind. Für zwei Etappen scheint uns auch das einzige, jetzt leider verschwundene Fragment einer karolingischen Inschrift aus der Kathedrale zu sprechen. Die sehr schön geschnittenen Antiqua-Buchstaben ...RNITUR HOC MUN... sind kreisförmig zwischen zwei um ein lateinisches Kreuz gezogenen konzentrischen Kreisen angeordnet. Dass es sich um eine Stifterinschrift handelt, scheint sicher zu sein.<sup>44</sup> Durch das Kreuz ist die Vertikale gegeben. Die Steinplatte zeigt nun aber auf der Rückseite das Flechtbandornament eines Schrankenpfostens,<sup>45</sup> das nach einer andern, um 90 Grad abgedrehten Vertikalen ausgerichtet ist. Flechtbandornament und Inschrift sind also nicht gleichzeitig entstanden. Für die klassische Beschriftung ist eine ausgeschiedene Skulpturenplatte neu verwendet worden. Wir kennen aus den italienischen Beständen keine Flechtbandplatten mit gleichzeitiger rückwärtiger Inschrift. Für was für eine Stiftung unsere Inschrift bestimmt war, lässt sich nicht sagen.

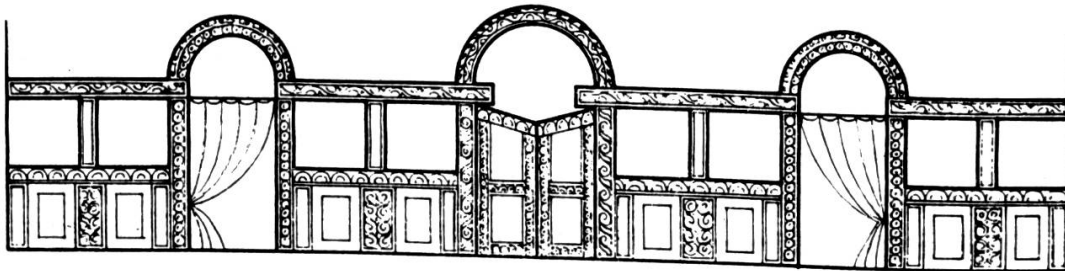


Fig. 14. Skizze einer karolingischen Pergola.

Die Frage nach der Zweckbestimmung besonders der vielen verschiedenen Marmorskulpturen aus der Kathedrale ist an Hand entsprechender, z. B. in Italien noch an Ort und Stelle belassener Bei-



spiele leicht zu beantworten. Auf alle Details einzugehen, ist hier jedoch nicht angezeigt. Die hochrechteckigen, breiten Platten und die schmalere Pfoften, in die sie eingelassen waren, gehörten zur Abschränkung des Altarraumes und des davorliegenden Sängerchores. Die horizontalen niederen Blöcke bildeten den oberen Abschluss dieser Abschränkung. Ein Bogenstück von 35 cm Radius könnte über dem Zugang zum Sängerchor, ein anderes von 49 cm Radius über demjenigen des Altarraumes angebracht gewesen sein. Sicher zur Abschränkung des Altarraumes gehörten mittelstarke Säulen, die auf der Schrankenbrüstung standen und einen aus mehreren Stücken zusammengesetzten marmornen Balken trugen. Das Ganze bildete eine Art Pergola, deren Zwischenräume vermittelst Vorhängen geschlossen werden konnten und in denen Lampen hingen.<sup>46</sup> Säulenteile dieser Pergola dürften im grossen Westfenster der Kathedrale vermauert sein, und ein Balkenfragment – der Querschnitt zeigt einen trapezförmigen Abschluss – ist auch vorhanden. Offenbar vom Eingang der Pergola stammt ein ganz ausserordentliches Fundstück im Rätischen Museum, eine fragmentierte, 8 cm dicke Marmorplatte, die auf der einen Seite zwei glatte, durch horizontale Muschelfriesen getrennte und aussen von einem doppelten Wellenband umrahmte Felder aufweist. Oben ist die Platte leicht nach vorn abgeschrägt, und links sind noch einwandfreie Reste eines runden Zapfens von etwa 6 cm Durchmesser zu erkennen. Sie beweisen, dass die Platte der linke Türflügel eines Eingangs war, was auch daraus hervorgeht, dass die linke Kante ganz scharf, die rechte aber abgerundet ist. Die von einem profilierten Stab eingerahmten Felder entsprechen solchen antiker Holz- oder Bronzetüren. Nimmt man an, der vorliegende Türflügel von 42 cm Breite habe ursprünglich drei Füllungen aufgewiesen, ergibt sich eine Gesamthöhe von etwa 165 cm, was der Türhöhe bei Ikonostasen griechisch-orthodoxer Kirchen entspricht, wie wir sie z. B. von Griechenland her kennen. Steinerne Türen sahen wir vor allem an antiken Grabanlagen im Vordern Orient und in Nordafrika, an frühmittelalterlichen Bauten überhaupt nie. Von den vier kleinen, mit doppeltem Fussring und niedriger Basis versehenen Säulen, welche die aus der ersten Kathedrale auf dem Hof stammende marmorne Altartischplatte trugen, sind drei am jetzigen Tisch des Hochaltares angebracht, und die untere Partie der vierten liegt im Dommuseum. Im West-



fenster sind aber noch weitere Teile kleinerer Säulen wahrzunehmen, die wohl zu Ziborien oder Seitenaltären gehörten. Von einem Ziboriumgiebel oder von der Wange einer Kanzeltreppe stammt ein abgeschrägtes Fragment, während die schönste, jetzt im St. Laurentiusaltar eingelassene Platte, die ein grosses, von zwei Löwen flankiertes Flechtbandkreuz ziert (T.6,19), eine Kanzelbrüstung gewesen sein dürfte.<sup>47</sup> Steinerne Kanzeln mit zwei seitlichen Treppen standen auf beiden Seiten des Sängerchores, wie verschiedene Beispiele in Rom beweisen. Die liturgischen Einrichtungen der Tellokathedrale waren also überaus mannigfaltig und für ihre Zeit denkbar prunkvoll. Wenn man überdies in Betracht zieht, dass gewisse Wandzonen Malereien sowie kolorierte figürliche und ornamentale Stuckdekorationen aufwiesen – Fragmente jeder Gattung liegen vor –, so darf man das Gotteshaus zu den international bedeutenden Kunstdenkmälern der karolingischen Epoche zählen.

Zum frühen Schatz der Tellokathedrale gehörte ohne Zweifel ein kleiner hausförmiger Hostienbehälter aus Holz, dessen Wände mit getriebenem und vergoldetem Kupferblech verkleidet sind. Der Reliefschmuck besteht aus Bandgeflechten, in die vereinzelte farbige Steine eingelassen sind. Zum Teil endigen die Schlingornamente in Drachenköpfe, die ein Kreuz bedrohen, während traubenpickende Vögel Symbole für die Erlösung durch das Blut Christi darstellen. Bei aller Ähnlichkeit mit den erwähnten «langobardischen» Stein- und Holzdenkmälern erinnern gewisse Details erstaunlicherweise an irische Vorbilder, wie die Buchmalerei der Klöster sie im 8. Jahrhundert vermitteln konnte.

Aus der Zeit um 800 gab es in Chur noch zwei weitere Kirchen, St. Johannes<sup>48</sup> und St. Regula, deren älteste Anlage in neuester Zeit freigelegt wurde<sup>49</sup> und die für die Mitte des 9. Jahrhunderts auch urkundlich belegt ist.<sup>50</sup> Wo St. Johannes lag, wissen wir nicht. Ob dieses Patrozinium ursprünglich dem neben der St. Peterskirche festgestellten Baptisterium zukam und nachträglich auf eine andere Taufkirche übertragen wurde, bleibt fraglich. Die erste Kirche St. Regula – und Felix<sup>51</sup> – bestand aus einem rechteckigen Schiff mit halbrunder, aussen jedoch gerade hintermauerter Apsis. Die «capella», bei der auch ein Friedhof lag, wurde um 850 zugleich mit dem zugehörigen, später Planaterra genannten Hof von einer

vornehmen Frau, Berthrada, dem Domkapitel geschenkt, war also Eigenkirche eines Grundherrn. Aus dem ganzen Komplex entstand in der Folge die Vorstadt an der untern Reichsgasse.

Überblicken wir noch einmal kurz die Entwicklung des christlichen Chur vom Ende des 4. Jahrhunderts bis zur Zeit um 800, so staunen wir über die Vielzahl der Kultstätten; es gab im ganzen deren zwölf. Im Welschdörfli lagen: St. Peter, ein Baptisterium, St. Salvator, an der Strasse Richtung Septimer und Julier: die Wallfahrtskirche St. Hilarius, in der ummauerten Stadt, den Hof inbegriffen: St. Martin, wahrscheinlich St. Johannes, die Kathedrale Sta. Maria, St. Florinus, St. Laurentius, oberhalb des Hofes: die Begräbniskirche St. Stephan, die Reliquienkirche St. Lucius mit Kloster, in der nördlichen Vorstadt: St. Regula. Unter den Viktoriden und den beiden Nachfolgern Tellos, die als letzte Bischöfe neben der geistlichen auch die weltliche Macht über Rätien innehatten, wurde sozusagen das ganze kirchliche Geschehen zentral gelenkt. Soweit wir sehen, war um 800 St. Regula die einzige Churer Kirche in Privatbesitz. Die Abtei St. Lucius, ehemals St. Andreas, als Eigenkloster der Viktoriden – auch Disentis war zunächst ein solches<sup>52</sup> –, dürfte nach Tellos Tod in den Besitz des Bistums gelangt sein. Das Kloster Cazis war ebenfalls eine Gründung der Viktoriden. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass das Andreaskreuz sowohl in Siegeln von St. Lucius, als auch in den Wappen von Cazis und Disentis auftritt, offenbar nicht ganz zufällig.

Zum Abschluss dieses Abschnittes ist es notwendig, die beiden schon genannten, höchstwahrscheinlich in Chur verfassten rätischen Rechtsquellen, die *Lex Romana Curiensis* und die *Capitula Remedii* auf ihre speziell über Chur gemachten Aussagen hin zu untersuchen. Beide haben nicht nur Manuskripte fremder Herkunft berücksichtigt, sondern bewusst oder unbewusst auch die eigene Wirklichkeit und die des Landes. Wir haben oben dargelegt, dass mit der frühmittelalterlichen Bezeichnung «civitas» meistens die gesamte Siedlung Chur, d. h. die bürgerliche Stadt, der Hof und das Welschdörfli gemeint ist, nie nur der bischöfliche Hof allein, wie E. Poeschel besonders auf Grund einer Notiz aus dem Ende des 14. Jahrhunderts folgerte.<sup>53</sup> In Urkunden und ausserhalb des Stadtgebietes musste der Name «civitas Curia» so verstanden werden. Wenn es aber um Gesetze für den engern Stadtbereich ging, um

Verfügungen für einzelne seiner Teile, war eine genauere Bezeichnung derselben unumgänglich. Für bestimmte kleinere Quartiere sind Namen jedoch frühestens aus dem 13. Jahrhundert bekannt, aber ein sehr wichtiger Passus der Capitula Remedii von 802 vermittelt doch eindeutig die Gliederung der Gesamtstadt in Bischofssitz, bürgerliche Stadt und Höfe, mit denen in erster Linie das Welschdörfli gemeint ist. Der Passus lautet:<sup>54</sup> «quod si quis in ciuitate aut castello aut in aliqua curte, ubi domnus ipse fuerit, homicidium fecerit, . . . » «et propter quod infra castellum uel curte hoc fecerit, ubi domnus ipse fuerit, . . . ». Auf deutsch: «Wenn jemand in der Stadt oder in der Burg oder auf irgend einem Hof, wo der Bischof sich aufhält, einen Mord verübt. . . » und «wenn er das innerhalb der Burg oder auf dem Hofe begeht, wo der Bischof sich aufhält. . . ». Der befestigte Bischofssitz heisst hier «castellum». Zum Wort Castellum in karolingischer Zeit äussert sich E. Poeschel folgendermassen:<sup>55</sup> «Jedenfalls wird nun schon klar geworden sein, dass wir – im romanischen Rätien – hinter dem Terminus Castellum nicht nach einer römischen Anlage suchen dürfen.» Weder Castelmur (castellum ad Bergalliam) noch St. Georg (aecclesia in castello Beneduces et Ruzunnes) noch Jörgenberg (ecclesia sancti Georgii in Castello) – alle drei erscheinen im Reichsgutsurbar des 9. Jahrhunderts – waren Kastelle im Sinn der römischen Befestigungstechnik. Warum sollte «castellum» in Chur anders verstanden werden? Jörgenberg wird schon im Tellotestament genannt, und es liegt nahe, die Churer Burg von 802 eben mit jener des Theoderich, um 500, zu identifizieren. Darauf, dass die gleichzeitig erwähnte «civitas» auf drei Seiten ummauert war, haben wir schon hingewiesen.

Die spätantike «civitas» im umfassenderen Sinn bestand aus der eigentlichen städtischen Siedlung und einem entsprechenden ländlichen Territorium. Die Einkünfte aus dem Gemeindeland bildeten den Hauptposten im städtischen Haushalt.<sup>56</sup> Die Bürger einer «civitas» lebten in der Stadt oder auf dem Lande. Wohl seit Theoderich verfügten dann aber die Könige über das ganze Gebiet, das teilweise schon sehr früh an die Stadt kam. Nur so sind die Bezeichnungen der Lex Romana Curiensis «in terra dominicalem», «auf königlichem Gebiet» oder «in terra publica», «auf öffentlichem Boden» zu verstehen. Wenn jemand in Chur da oder dort ein Haus errichte-

te, wurde der Bauplatz für immer sein privater Besitz.<sup>57</sup> Besonders bemerkenswert ist der Passus:<sup>58</sup> «Si aliqui iudex antiqua publica habitacione in ciuitate renouare ueluerit, terciam partem cum adiutorio fisci ipsum edificium renouet», «Wenn irgend ein Richter die alte öffentliche Behausung in der Stadt erneuern will, soll ein Drittel der Unkosten aus den königlichen Steuereinnahmen bezahlt werden.» Unter der öffentlichen Behausung können wir uns kaum etwas anderes als eine Art Rathaus vorstellen, obwohl z. B. die Gerichtssitzungen, wie noch Jahrhunderte später, im Freien stattgefunden haben werden. Auch das bischöfliche Archiv «regestorium domenicum»,<sup>59</sup> wo versiegelte Testamente zu deponieren waren, hat sich gewiss nicht hier, sondern in der Burg befunden. Aber Gespräche über alle städtischen Angelegenheiten dürften in der «habitacione publica» stattgefunden haben, und auch die Kasse mag da aufbewahrt worden sein. Übrigens, dass für öffentliche Bauten wie Mauern, Tore und Aquädukte ein Teil der staatlichen Einnahmen zur Verfügung standen, weiss man schon aus der Zeit Valentinians I. (364–375),<sup>60</sup> und wenn für Chur in einer Urkunde von 958<sup>61</sup> von «Hofstätten und öffentlichen gemauerten Anlagen», «curtilibus et structuris» die Rede ist, werden mit den letztern die eben erwähnten Bauwerke und wohl auch das Rathaus gemeint gewesen sein.

Auf die Frage, wer denn eigentlich der Stadt vorgestanden habe, gibt die Lex Romana Curiensis weitgehend Auskunft. Wenn der «iudex», also der Gerichtsvorsitzende, das Rathaus renovieren lassen konnte, war er wohl die oberste Instanz. Die «iudices publici», die für Steuerfragen zuständig waren, wurden in der Regel nur für ein Jahr gewählt, für zwei Jahre einzig, wenn das Brauch war oder in einer Zwangslage.<sup>62</sup> Ob diese Amtsdauer auch für andere «iudices» Geltung hatte, wissen wir nicht. Der «iudex» stand nicht nur der engern Stadt, sondern dem ganzen Stadtgebiet, der Region vor. Diese heisst in der Lex Romana Curiensis «patria», und «patria» ist jener Gerichtsbezirk,<sup>63</sup> der sich mit der spätern Cent Chur deckt. Dem «iudex» scheinen einige «curiales» ständig beigeordnet gewesen zu sein. Einzig dieses Amt geht noch auf die römische Provinzialgemeinde zurück.<sup>64</sup> Die «curiales» stammten aus bestimmten Familien und waren auf Grund ihres Standes der Gemeinde und dem Amt verpflichtet. «Curiales», die für den Steuereinzug und für öffentliche Beurkundungen zuständig waren, wurden «nicht ge-

heim, sondern von vielen Vertrauensmännern oder von andern curiales gewählt», «non in occulto eos elegantur, sed ad electionem multorum bonorum hominum uel de alius curiales ipsum ministerium accipiant». <sup>65</sup> Ohne Zweifel waren «curiales» auch für den Mauerbau, die Holzbeschaffung, die Wasserleitungen und so fort verantwortlich. In den Capitula Remedii treten die «boni homines», «die Vertrauensmänner» nicht mehr auf; an ihrer Stelle erscheinen die «laici», «die Männer aus dem Volk». <sup>66</sup>

Nur an einer Stelle der Lex Romana Curiensis begegnet man den «seniores ciuitates», den «Ältesten der Region», die mit andern Richtern bei Bestellung einer Vormundschaft beraten sollen. <sup>67</sup> Mit den «seniores» sind offenbar erfahrene und erprobte Männer gemeint, nicht einfach Herren eines höheren Standes.

Bei Fragen der Rekrutierung, der Bewaffnung und der Verteidigung spielten zweifelsohne die Ritter, «milites», auch in Chur eine wichtige Rolle. Die Lex Romana Curiensis sagt, dass ein Ritter auf königlichem Boden ein ihm eigenes Gebäude, «edificium», errichten könne und dass ein von ihm urbarisiertes Ackerland ihm persönlich gehöre. <sup>68</sup> Mit dem Baurecht der «milites» steht unter anderm höchstwahrscheinlich die Entstehung des Hofes einer vornehmen Dame Berthrada in Zusammenhang. Sie wird im Reichsgutsurbar und im Necrologium Curiense aufgeführt <sup>69</sup> und wohnte an der Stelle des heutigen Hauses Planaterra. «Milites» wurden, gleich wie die «curiales», auch als Zeugen bei Beurkundungen zugezogen. Beweis dafür ist das Tellotestament. <sup>70</sup>

Erstaunlich ist, dass trotz der häufigen Erwähnung der Stadt «civitas» die Bewohner derselben in der Lex Romana Curiensis und in den Capitula Remedii kein einziges Mal genannt werden. Die Bezeichnung «cives Curienses», «Bürger aus der Provinz von Chur» kommt unseres Wissens erstmals 972 vor. <sup>71</sup> Auch die Freien «liberi» und die Zinspflichtigen «censuales» treten in den beiden Rechtsquellen kaum in Erscheinung. Man begegnet ihnen zusammen mit den Inhabern einer «quarta» (Bodenmass), den «quartani» oder «quadrarii», etwas häufiger erst im 10. Jahrhundert.



# Anmerkungen zu «Chur zur Zeit der Viktoriden»

- <sup>1</sup> Es ist ein Triens des 6. Jhs. aus der Münzstätte Orléans, der in Disentis aufgefunden wurde, s. G. R. Hochuli, Graubünden und seine Münzen, Neue Bündner Zeitung 1970, 5. Dezember.
- <sup>2</sup> BMB 1945, S. 9f.
- <sup>3</sup> CD, Bd. 2, S. 109f.
- <sup>4</sup> E. Meyer-Marthaler, Lex Romana Curiensis, 2. Auflage, 1966; daselbst S. 645 ff. Die Capitula Remedii.
- <sup>5</sup> E. Meyer-Marthaler, Brief vom 17. Jan. 1970.
- <sup>6</sup> E. Meyer-Marthaler, Rätien im frühen Mittelalter, S. 24.
- <sup>7</sup> BU, Nr. 5.
- <sup>8</sup> J. Duft, St. Otmar in Kult und Kunst, S. 7.
- <sup>9</sup> I. Montanelli, L'Italia dei secoli bui, 1965, S. 354.
- <sup>10</sup> BU, Nr. 21, 22, 30, 31, 32.
- <sup>11</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 190, Anm. 1.
- <sup>12</sup> O. Vasella, Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur, JB HAGG 1932, S. 24.
- <sup>13</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 257.
- <sup>14</sup> A. Lütolf, Die Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus, S. 103.
- <sup>15</sup> Vigil Berther, Der hl. Luzius, ZSKG 1938, S. 20 ff., 103 ff.
- <sup>16</sup> BU, Nr. 46.
- <sup>17</sup> BU, Nr. 6.
- <sup>18</sup> Verona, 2, S. 28f.
- <sup>19</sup> «Der Freie Rätier» 1938, 18. Febr., Rezension eines Vortrages von F. Perret, Bischof Theodor von Chur und die kirchliche Orthodoxie im 5./6. Jh.
- <sup>20</sup> Verona 2, S. 21.
- <sup>21</sup> I. Müller, Disentiser Klostersgeschichte, S. 25f.
- <sup>22a</sup> L. Blondel, Vallesia 1948, S. 28 ff.
- <sup>22b</sup> André Grabar, Martyrium, Paris 1946, vol. 1, p. 467.
- <sup>23a</sup> W. Sulser, Die St. Luziuskirche in Chur, Akten für Frühmittelalterforschung 1951, S. 151 ff.
- <sup>23b</sup> I. Müller, Die Verehrung des heiligen Lucius im 9.-12. Jahrh., in ZSKG 1954, S. 120.
- <sup>24a</sup> Nach I. Müller, Disentiser Klostersgeschichte, S. 30, starb Praeses Viktor wahrscheinlich vor 751.
- <sup>24b</sup> Die Grabplatte aus weissem Marmor wurde 1972 in Chur wieder aufgefunden und ins Rätische Museum verbracht. A. Wyss und I. Müller haben bei diesem Anlass die beiden Monumente ausführlich im Bündner Monatsblatt 1972, Nr. 11/12 und 1973, Nr. 7/8 besprochen. Dass Partien, die später für Zölibatseiferer ein Skandal bedeuteten, ausradiert wurden, ist überzeugend dargestellt, aber dass die Frau eines Bischofs ohne Vornamen, einfach nur mit «Episcopina» bezeichnet worden wäre, ist für uns unverständlich.
- <sup>25</sup> C. Simonett, Tessiner Gräberfelder, S. 27.
- <sup>26</sup> ebenda, S. 216, Abb. 191.
- <sup>27</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 270.
- <sup>28</sup> BU, Nr. 5, Einleitung.
- <sup>29</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 56.
- <sup>30</sup> Chr. Caminada erklärte das Relief als Teil einer Altarfront des 8. Jh., vgl. ZAK 1945, S. 23 ff.; E. Poeschel datierte es in das 12. Jh., vgl. Kdm. Grb., Bd. 7, S. 266 f.
- <sup>31</sup> Die beste Parallele liefert ein langobardisches Grabrelief des 7. Jh., vgl. G. B. Boggetti, Sul tipo e il grado di civiltà dei Langobardi in Italia, Akten für Frühmittelalterforschung 1951, fig. 16, Text S. 49. Das Lamm trägt hier wie in Chur das Kreuz auf dem zurückgelegten Huf des linken Vorderbeines; die auch beim Beispiel in Chur weit über den Rücken aufragende Hasta scheint uns eindeutig für ein Kreuz, nicht für eine Fahne zu sprechen. Das Agnus des 12. Jhs. und der spätern Zeit, mit rückwärts gewandtem Kopf, trägt in der Regel kein Kreuz mehr, sondern die Fahne



und diese immer mit dem Huf des rechten Vorderbeines. Zum kleeblattförmigen Dreieck kennen wir keine Parallele. Der Dreieck spielt in östlichen Darstellungen der Verklärung aber eine sehr grosse Rolle.

- 32 M. Mirabella-Roberti, Akten für Frühmittelalterforschung 1962, S. 85.
- 33 BU, Nr. 96, Einleitung.
- 34 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 202.
- 35 J. Duft, St. Otmar in Kult und Kunst, S. 7.
- 36 BU, Nr. 115.
- 37 BU, Nr. 24, 27, 28, 29.
- 38 I. Müller, Zur churrätischen Kirchengeschichte im Frühmittelalter, S. 22.
- 39 Kdm. Grb., Bd. 5, S. 223.
- 40 I. Müller, a. a. O., S. 23.
- 41 ebenda, S. 24.
- 42 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 40.
- 43 ebenda, S. 238.
- 44 ebenda, S. 46; Chr. Caminada ZAK 1945, S. 23 ff.
- 45 Vgl. einen entsprechenden Pfosten in Müstair, Kdm. Grb., Bd. 5, Abb. 317.
- 46 Erika Doberer, Die ornamentale Steinskulptur an der karolingischen Kirchenausstattung, in «Karolingische Kunst», Bd. 3, S. 203 ff. Die Anlagen in Cividale, Padua und Rom sah der Verfasser auf seinen Reisen.
- 47 Erika Doberer, a. a. O., S. 230
- 48 BU, Nr. 24.
- 49 R. Staubli, Rezension eines Vortrages von H. R. Sennhauser, Bündner Tagblatt, 19.–21. März 1968.
- 50 Siehe Anm. 49.
- 51 I. Müller, Zur churrätischen Kirchengeschichte im Frühmittelalter, S. 10f.
- 52 I. Müller, Disentiser Klostersgeschichte, S. 30.
- 53 BMB 1945, S. 14 ff.
- 54 E. Meyer-Marthaler, Die Capitula Remedii, in Lex Romana Curiensis, 2. Auflage, 1966, S. 647.
- 55 Burgenbuch von Graubünden, S. 15f.
- 56 Studien zu den Anfängen des europäischen Städtewesens, in Vorträge und Forschungen IV, Konstanz 1958, S. 30.
- 57 E. Meyer-Marthaler, Lex Romana Curiensis, Kap. II, 21; XV, 1.
- 58 Lex Rom. Cur., Kap. XV, 1,2.
- 59 Lex Rom. Cur., Kap. XXVI, 7,2.
- 60 Siehe Anm. 56.
- 61 BU, Nr. 115.
- 62 Lex Rom. Cur., Kap. XII, 3.
- 63 Lex Rom. Cur., Kap. II, 2; E. Meyer-Marthaler, Rätien im frühen Mittelalter, S. 45f.
- 64 E. Meyer-Marthaler, Römisches Recht in Rätien im frühen und hohen Mittelalter, S. 46 ff.
- 65 Lex. Rom. Cur., Kap. XII, 2, 1.
- 66 E. Meyer-Marthaler, Die Gesetze des Bischofs Remedius, S. 186.
- 67 Lex Rom. Cur., Kap. III, 17,2
- 68 Lex Rom. Cur., Kap. II, 21.
- 69 BU, S. 384, 4; Necrol. Cur., 10. September.
- 70 BU, S. 22f.
- 71 BU, Nr. 138b.

## **Die Trennung von Bistum und Grafschaft**

(frühes 9. Jahrhundert)

Die Alpenpässe waren seit jeher wichtig gewesen. Auch für Karl den Grossen spielten sie eine ausschlaggebende Rolle, als er 773 seinen entscheidenden Eroberungszug gegen die Langobarden in die Wege leitete. Nur aus dieser Sicht lässt sich die gleichzeitige Urkunde erklären, in der er dem Bischof von Chur und dem rätischen Volk seinen besonderen Schutz gewährt, solange sie ihm treu bleiben.<sup>1</sup> Dass dem Bischof zollrechtliche Befugnisse an den Alpenpässen zustanden, geht sodann aus einer Urkunde der Zeit 790–796 hervor.<sup>2</sup> Ausdrücklich als Schlüsselpunkt vieler nach Italien führender Pässe wird Chur im Jahre 806 genannt.<sup>3</sup> Nach dieser Urkunde soll Pipin, der Sohn Karls des Grossen und König von Italien, das Recht haben, sowohl über die Norischen Alpen als auch über Chur nach Italien oder von dort zurück zu ziehen «exitum et ingressum per Alpes Noricas atque Curiam». Im übrigen kommt die Gewogenheit Karls des Grossen dem Bistum Chur gegenüber darin zum Ausdruck, dass er ihm Güter im Elsass schenkte<sup>4</sup> und in Chur selbst Münzen prägen liess. Das bisher einzige Exemplar und überhaupt die älteste Churer Prägung, eine Goldtriens, stammt aus dem Schatzfund von Ilanz (T. 5, 17). Er trägt auf der einen Seite die Inschrift FLAVIA CURIA M CIVI, die wohl so aufzulösen ist: FLAVIA CURIA / M (ONETA) CIVI(TATIS) = das flavische Chur / Münzstätte der Stadt. Den Beinamen «Flavia» trugen viele norditalienische Städte zur Zeit Karls des Grossen, der sich, wie einst Theoderich und Constantin der Grosse nach dem römischen Kaiserhaus der Flavii «Flavius» nannte. Ob der Kaiser je in Chur war, wissen wir nicht.

Wenn Karl der Grosse aber dann 806 im Vergleich zu 773 durch die Aufteilung von Kirchengut und Reichsgut einen völlig neuen politischen Zustand schafft, ist man zunächst versucht, an einen Treuebruch des rätischen Volkes zu denken. Ein solcher könnte höchstens in der Wahl eines ihm nicht genehmen Bischofs bestanden haben, was aber nicht wahrscheinlich ist.<sup>5</sup> Die Bildung einer Grafschaft auch in Rätien entsprach vielmehr Karls Gesamtkonzeption des Reiches, die keine Sonderstellungen duldete, sondern die staatsrechtliche Vereinheitlichung aller Reichsgebiete anstrebte. Das zeigt sich sogleich auch in der Wahl des ersten, 807 erstmals erwähn-

ten Gaugrafen für Oberrätien, Hunfrid. Er war ein Angehöriger der fränkischen Aristokratie nicht rätischer Herkunft.<sup>6</sup> Auf ihn gingen nun alle richterlichen, militärischen und staatlichen verwaltungstechnischen Befugnisse über sowie die Regalien, das heisst die Rechte an Jagd, Fischerei, Bergwerken, Wäldern und Weiden. Seine vielen Aufgaben erledigte er mit Hilfe fränkischer und alemannischer Beamter. Vornehmlich durch diesen Mitarbeiterstab gelangte die deutsche Sprache nach Chur, zumal in die gehobeneren Schichten.<sup>7</sup> Dass Graf Hunfrid und seine Nachfolger anlässlich ihrer Aufenthalte in Chur im Welschdörfli residierten, wurde oben schon gesagt.

Wohl schwieriger als die Umschreibung und Ausscheidung der königlichen Rechte war die Teilung von Kirchen- und Reichsgut. Immer wieder musste die Frage gestellt werden, was den Viktoriden einerseits als Praesides, andererseits als Bischöfen oder Privatpersonen gehört hatte, und sehr oft wird eine eindeutige Lösung kaum möglich gewesen sein. Der Trennungsvorgang an sich ist von seiten des Bischofs wie des rätischen Volkes unangefochten verlaufen.<sup>8</sup> Zu Auseinandersetzungen führten gewisse Forderungen und Übergriffe königlicher, eigens nach Rätien abgesandter Bevollmächtigter erst am Ende der Amtszeit Hunfrids, um 822/23, wahrscheinlich während einer diplomatischen Mission desselben.<sup>9</sup> Zu dieser Zeit richtete Bischof Victor III. von Chur eine erste Beschwerdeschrift an Kaiser Ludwig den Frommen, den Sohn und Nachfolger Karls des Grossen. Ihr folgten in den Jahren 823–827 noch drei weitere Eingaben; besonders aufschlussreich ist die ausführliche vom Juni 823.<sup>10</sup> Bischof Victor klagt über den Verfall der Diözese nach der Gewaltentrennung und namentlich über das ruchlose Vorgehen der Gesandten, eines Grafen Roderich und seines «schlimmen» Genossen Herloin. Die beiden hätten dem Bistum die meisten Kirchen und Klöster geraubt, Hospize zerstört und alle fünf Leiber der Heiligen an sich gerissen, sogar den verehrungswürdigsten des Lucius. Der Bischof bittet den Kaiser um Schutz und Untersuchung des Vorgefallenen.

Soweit man aus den Urkunden schliessen kann, scheint der Hauptteil des dem Bistum von Roderich und Herloin zu Unrecht entfremdeten Gutes schon sehr bald zurückgegeben worden zu sein,<sup>11</sup> und ein letzter Rest folgte wahrscheinlich 825,<sup>12</sup> nachdem

drei kaiserliche Gesandte den Sachverhalt abgeklärt hatten. Schon bei der ersten Restituierung dürften auch die erwähnten Leiber der Heiligen berücksichtigt worden sein, da deren Fürbitte und Hilfe wesentlicher waren als alles andere. Aus eben diesem Grunde hatte man sie entführt. Ihr Verlust kam einer völligen Vernichtung des Bistums gleich. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der Leib des Churer Schutzpatrons nun aber nicht in die eigens für ihn erstellte Ringkrypta nach St. Luzi zurückkehrte, sondern fortan in der Kathedrale aufbewahrt wurde. Dort befand er sich auf alle Fälle 958.<sup>13</sup> In der entsprechenden Urkunde Ottos I. heisst es: «sanctae dei genetrici Mariae et sancto Lucio confessori Christi ibidem requiescenti. . . contradimus», auf deutsch: «Wir übertragen (der Kirche) der hl. Maria, der Gottesgebärerin und des hl. Lucius, des Bekenner Christi, der daselbst ruht. . .». Mit der grössten Wahrscheinlichkeit waren aber die Reliquien schon vor 951 in der Kathedrale und sind auf alle Fälle bis 972 dort verblieben; denn von 951 bis 972 erscheint der hl. Lucius in den Urkunden regelmässig neben Maria als Mitpatron der Kathedrale.<sup>14</sup> Diese Zeitspanne ist für Chur in zweifacher Hinsicht aufschlussreich. 951 wird Hartbert, ein ausgesprochener Schützling Kaiser Ottos, Bischof von Chur, und eben in diesem Jahre zieht Otto I. zum ersten Male nach Italien, vermutlich über einen Bündner Pass. Nun wissen wir aber, dass Otto I. ein grosser Verehrer der Heiligen war und sich in seinen Unternehmungen durchaus auf ihre Hilfe abstützte. In einer seiner Urkunden von 940 werden die Kirchen kurzweg als «loca sanctorum», «Stätten der Heiligen» bezeichnet,<sup>15</sup> und 948 schenkte er Hartbert, der damals noch Abt von Ellwangen war, «aus Liebe zu Gott und seinem hochheiligen Bekenner Florinus»<sup>16</sup> eine Kirche und Güter «zur Belebung des Kultes des Bekenner Florinus». Es handelt sich um den hl. Florinus von Remüs, und Otto dachte vielleicht schon an einen zukünftigen Durchzug durch das Engadin. Bischof Hartbert hatte schon 937 als Kaplan des Herzogs von Schwaben und in dessen Auftrag Reliquien der hl. Felix und Regula von Zürich nach Einsiedeln gebracht, war also längst vertrauter Betreuer solcher Schätze.<sup>17</sup> Auf alle Fälle scheint die hervorragende Rolle, die der hl. Lucius an der Kathedrale spielte mit der Heiligenverehrung Bischof Hartberts und seines grossen Gönners Ottos I. zusammenzuhängen. Hartbert, der übrigens auch beim Empfang

der Reliquien des hl. Mauritius durch den Kaiser 960 in Regensburg zugegen war,<sup>18</sup> trat im Herbst 972 als Bischof zurück, Otto I. starb anfangs Mai 973. Von da an hören wir merkwürdigerweise nichts mehr von den Reliquien; sie sind verschwunden und wurden erst 1108 wieder aufgefunden. Wir werden auf das Ereignis zurückkommen.

Es erhebt sich noch die Frage, warum der Leib des hl. Lucius nach der Gewaltentrennung in die Kathedrale und nicht wieder nach St. Luzi gelangte. Bei der Ausscheidung des Reichsgutes sind Kirche und Kloster St. Luzi offenbar diesem einverleibt worden, gleich wie die übrigen zwei Männerklöster, nämlich Pfäfers und Disentis. Dem Bistum verblieben nur die bischöflichen Stiftungen, die Frauenklöster Cazis und Mistail. Das Männerkloster in Müstair war, einer Urkunde von 881 nach zu schliessen, königlicher Eigenbesitz, der nicht ausgeschieden werden musste. Es ist nun wohl denkbar – die Wichtigkeit der Luciusreliquien für Chur wird in der Klageschrift Victors III. betont –, dass der Leib des Heiligen von Ludwig dem Frommen grosszügig der Hauptkirche und damit dem Bistum überlassen wurde. Für ein vom Bischof unabhängiges Kloster St. Luzi spricht übrigens auch der Umstand, dass Papst Eugen III. dasselbe 1149 in seinen Schutz nahm und seine Freiheiten bestätigte.<sup>19</sup>

Victor III. beklagte sich 823, wie schon gesagt, auch darüber, dass man dem Bistum alle fünf vorhandenen Leiber von Heiligen weggenommen habe. Zu diesen gehörte also auch jener des hl. Lucius. Mit den übrigen vier nicht namentlich Genannten müssten die Reliquien von Sigisbert, Placidus, Florinus und wohl auch Emerita gemeint sein, da es in der Tradition Graubündens keine andern Lokalheiligen von Bedeutung gegeben hat.

Aus der Zeit der Gewaltentrennung selbst gibt es keine Urkunden, die uns Genaueres über das berichten, was in Chur dem Bistum verblieb und was als Reichsgut ausgeschieden wurde, aber einige Urkunden das Kloster Pfäfers betreffend, und besonders solche Ottos I., erlauben sichere Rückschlüsse. Was die Kirchen anbelangt, kamen St. Salvator, St. Laurentius, St. Martin, St. Hilarius und, wie schon gesagt, auch St. Lucius an das Reich. Behalten konnte der Bischof die älteste Kirche St. Peter, die Kathedrale Sta. Maria, die Friedhofkirche St. Stephan und wohl auch St. Florinus und St. Jo-



hannes. Ein Hospiz, das spätestens für diese Zeit als sicher angenommen werden muss – Karl der Grosse schrieb solche vor –, dürfte von der St. Martinskirche abhängig gewesen und mit ihr dem Reich zugeteilt worden sein. An dieses gelangte auch jene Hälfte der Stadt, über die schon oben berichtet wurde. Es war der westlich des primären Stadtgrabens, der heutigen Poststrasse, gelegene neuere Teil zwischen Plessurbrücke und Martinsplatz, der höchstwahrscheinlich schon unter Ludwig dem Frommen ummauert wurde. Der Kaiser begünstigte Chur und liess hier – wie schon sein Vater – auch Münzen prägen.<sup>20</sup> Ausser Chur war in der Schweiz nur noch Basel Prägeort.<sup>21</sup> Nach einer Urkunde von 839 teilte er seinem Sohne Lothar «das Herzogtum Alemannien und Chur», «ducatum Alamanniae, Curiam» zu. Der Name der Stadt Chur vertritt hier den gesamten Dukat Churrätien.<sup>22</sup> Sie war also ein Begriff, der gewiss auch äusserlich, in der Anlage, zur Geltung kam.

Die alles überragende, wichtigste Tat Ludwigs des Frommen für das Bistum Chur war jedoch die ihm 831 verliehene Immunität in sämtlichen Besitzungen in Churrätien, Elsass und Alemannien sowie in den wieder zurückerstatteten Gütern.<sup>23</sup> Sie umfasste erstens die Befreiung von allen Abgaben an den königlichen Fiskus, zweitens die Bestimmung, dass kein königlicher Richter im bischöflichen Gebiet Recht sprechen durfte. Mörder mussten jedoch an den König ausgeliefert werden. Damit war der Bischof von Chur andern Grossgrundbesitzern gleichgestellt. Verschiedene Gebiete und gewisse Volksgruppen, z. B. die Freien, die, wie die Regalien, dem Reich zugehörten, unterstanden selbstredend weiterhin der Reichsvogtei oder Grafschaft.<sup>24</sup> Über die Gerichtsstätten dieser Zeit wissen wir nichts. Vielleicht befanden sie sich – wie viel später – vor der Kathedrale und in der Stadt.<sup>25</sup> Wesentlich war übrigens auch, dass Ludwig der Fromme 831 neben der Verleihung der Immunität das Bistum auf Gesuch des Bischofs in seinen Schutz nahm. Es sollte bei den deutschen Kaisern und Königen stets einen Rückhalt finden.

Im Jahre 842 gehörte das Bistum Chur noch zum Erzbistum Mailand,<sup>26</sup> aber nach dem 843 zu Verdun ausgestellten Teilungsvertrag der Söhne Ludwigs des Frommen wurde es zum Erzbistum Mainz geschlagen,<sup>27</sup> bei dem es nun rund tausend Jahre lang verbleiben sollte. Bischof Ezzo beteiligte sich unseres Wissens als erster 852 an einer Synode in Mainz und figuriert unter 22 Teilnehmern schon



an vierter Stelle,<sup>28</sup> was sehr zugunsten von Chur spricht. 868 war er auch an einer Synode in Worms.<sup>29</sup> Wenn man bedenkt, dass Churer Bischöfe von Amts wegen in Aquileia, Mailand, Paris, Attigny – sur-Aisne, wieder in Mailand und schliesslich in Mainz, Worms, Trebur und 903 in Forchheim auftraten, so darf man wohl sagen, dass auch von kirchlicher Seite her etwas «Weltluft» in die kleine Stadt hereinwehte und einen kulturellen Niederschlag bewirkte. Zudem reisten Churer Bischöfe recht oft in eigener Sache oder in päpstlichem oder königlichem Auftrag ausser Landes, und die Besitzungen im Elsass und in Süddeutschland vermittelten ebenfalls neue Eindrücke und Erfahrungen. Diese Aufgeschlossenheit nach aussen zeigte der Hof also schon vor 917, als Churräten unter dem Hunfrid-Nachkommen Burkhard II. mit dem Herzogtum Schwaben vereinigt wurde.<sup>30</sup>

Nach 926 unterstand Oberräten den vom König eingesetzten Grafen von Bregenz-Buchhorn.<sup>31</sup> Im Grunde genommen berührte jede Veränderung sowohl im politischen als auch im kirchlichen Bereich Rätens irgendwie auch die Stadt Chur, letzten Endes vielleicht nur als neugierigen Zuschauer. Das Kommen und Gehen der verschiedensten Persönlichkeiten mit ihren Begleitern und ihrem Tross erfüllte die Strassen der Stadt und musste Handel und Wandel beleben. Hier wurde zumindest ein Aufenthalt eingeschaltet. Von einem Churer Taverneninhaber berichtet schon das Reichsgutsurbar aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts.<sup>32</sup> Oder wenn z. B. das Bistum Chur 881 Besitzungen im Elsass gegen das Kloster in Müstair und einige Pfarreien eintauschte, die König Karl III., einem Enkel Ludwigs des Frommen, gehörten,<sup>33</sup> so hat man in Chur die grossartige Ausmalung der Kirche St. Johann bestimmt zur Kenntnis und möglicherweise zum Vorbild für zukünftige Aufträge genommen.

Anmerkungen zu «Die Trennung von Bistum und Grafschaft»

- <sup>1</sup> BU, Nr. 19; E. Meyer-Marthaler, Rätien im frühen Mittelalter, S. 56 ff.
- <sup>2</sup> BU, Nr. 21.
- <sup>3</sup> BU, Nr. 33.
- <sup>4</sup> BU, Nr. 39 und 57; O. P. Clavadetscher, Die Besitzungen des Bistums Chur im Elsass, Schweiz. Beiträge zur allgemeinen Geschichte 1950, S. 191 ff. Derselbe, Die Restitution der Churer Besitzungen im Elsass, BMB 1952, S. 306 ff.
- <sup>5</sup> E. Meyer-Marthaler, a. a. O., S. 68.
- <sup>6</sup> ebenda, S. 69.
- <sup>7</sup> ebenda, S. 77.
- <sup>8</sup> ebenda, S. 67.
- <sup>9</sup> ebenda, S. 75 ff.
- <sup>10</sup> BU, Nr. 46; O. P. Clavadetscher, Die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien und die Klageschriften Bischof Viktors III. von Chur, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 1953, S. 46 ff.
- <sup>11</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, S. 95 f.
- <sup>12</sup> BU, Nr. 53.
- <sup>13</sup> BU, Nr. 115.
- <sup>14</sup> BU, Nr. 108.
- <sup>15</sup> BU, Nr. 103.
- <sup>16</sup> BU, Nr. 104.
- <sup>17</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 132.
- <sup>18</sup> BU, Nr. 118.
- <sup>19</sup> BU, Nr. 318.
- <sup>20</sup> P. C. Planta, Das alte Raetien, S. 415, Anm. 2.
- <sup>21</sup> ebenda, S. 415.
- <sup>22</sup> BU, Nr. 58.
- <sup>23</sup> BU, Nr. 54.
- <sup>24</sup> P. Liver, Abhandlungen zur Rechtsgeschichte, S. 449 und 464 ff.
- <sup>25</sup> E. Poeschel, BMB 1945, S. 25; P. Liver, a. a. O., S. 469.
- <sup>26</sup> BU, Nr. 62.
- <sup>27</sup> BU, Nr. 64.
- <sup>28</sup> BU, Nr. 68.
- <sup>29</sup> BU, Nr. 73.
- <sup>30</sup> E. Meyer-Marthaler, a. a. O., S. 82 ff.
- <sup>31</sup> ebenda, S. 94 ff.
- <sup>32</sup> BU, S. 394; O. P. Clavadetscher, Verkehrsorganisation in Rätien zur Karolingerzeit, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 1955, S. 1 ff.; zur Datierung des Reichsgutsurbars vgl. O. P. Clavadetscher, ZSG 1950, S. 161 ff. und Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 1953, S. 46. ff.
- <sup>33</sup> BU, Nr. 75.

## Die königlichen Schenkungen

(10./11. Jahrhundert)

Mit der Rückerstattung der infolge der Gewaltentrennung zu Unrecht dem Reich zugeteilten Güter und mit der Verleihung der Immunität, 831, konnte das nun wohlgeordnete Bistum getrost der kommenden Zeit entgegenblicken. In der Tat, rund hundert Jahre lang blieb es vor Stürmen und Nöten verschont, und 912 wurden seine richterlichen Kompetenzen sogar noch erweitert. König Konrad I. verlieh ihm die ausserordentliche königliche Vollmacht zur Verfolgung und Bestrafung von Übeltätern im Schnellverfahren.<sup>1</sup> Auf Schwierigkeiten finanzieller Natur lässt dann überraschenderweise eine Urkunde von 926 schliessen, nach der König Heinrich I. durch Vermittlung fremder Bischöfe dem Bischof Waldo von Chur auf Lebenszeit den Ort Almens überlässt.<sup>2</sup> Warum gerade dieser begüterte Bischof zusätzlicher Mittel bedurfte, geht eindeutig aus einer Urkunde von 940 hervor.<sup>3</sup> Auf die inständigen, durch Herzog Hermann von Schwaben befürworteten Bitten des Bischofs, schenkte ihm König Otto I., wieder nur auf Lebenszeit, die Kirchen zu Bludenz und Zillis. Bischof Waldo hatte vorgebracht, dass das Bistum durch fortwährende Raubzüge der Sarazenen übel verwüstet worden sei «episcopium continua depredatione Saracenorum valde esse desolatum». Hier erfahren wir erstmals etwas von jenen wilden Horden aus dem Osten, die sich offenbar schon 926 – von Italien her – bemerkbar gemacht und auch Chur in Asche gelegt hatten, wie eine viel spätere Quelle berichtet.<sup>4</sup> Nach der vorliegenden Klage möchte man annehmen, die Sarazenenereignisse in räatisches Gebiet seien 940 aber beendet gewesen; ihre Folgen wirkten natürlich noch lange nach. Dass Waldo verschiedene Kirchen dem Domkapitel geschenkt haben soll,<sup>5</sup> trifft nicht zu, weil dieses erstmals um 980 erwähnt wird.<sup>6</sup>

Wurden die kurzfristigen Schenkungen von 926 und 940 lediglich zur Behebung einer zeitbedingten Not gemacht, so folgte nun eine Reihe grosszügiger königlicher Vergabungen, die in hohem Masse die Stadt Chur angehen. Sie sind zunächst auf zwei besondere Umstände zurückzuführen. Erstens bestieg 951 Hartbert den bischöflichen Thron, ein Vertrauter, wenn nicht gar Freund Ottos I. der ihn – wie gesagt – schon 937 als Priester und 948 als Abt

von Ellwangen beschenkt hat.<sup>7</sup> Nur so ist es erklärlich, dass der kaum im Amt stehende Bischof schon 951 den König auf seinem ersten Italienzug begleitete und von Pavia aus zur Einleitung der Kaiserkrönung nach Rom abgesandt wurde.<sup>8</sup> Sehr wahrscheinlich war schon die Wahl Hartberts zum Bischof im Hinblick auf diese sehr wichtige und heikle Mission erfolgt, gerade zum Bischof von Chur aber wegen der Bündner Pässe. Über einen derselben zog Otto I. auf alle Fälle bei seiner Rückkehr 952, wo er sich selbst von den Verwüstungen der Sarazenen überzeugen konnte.<sup>9</sup> Durch die engen Beziehungen zu Hartbert standen ihm die Wege durch Rätien von nun an jederzeit zur Verfügung, und er konnte bei einem Durchmarsch mit dem Einsatz seiner Bewohner rechnen. Dass solche Unternehmungen dem Bischof von Chur Umtriebe verursachen mussten, liegt auf der Hand. Deshalb übertrug der König dem Bischof schon gleich von Pavia aus, 951, alle Fiskaleinkünfte der Grafschaft Chur «*omnem fiscum de ipso Curiense comitatu*», das heisst, er schenkte sie für alle Zeiten dem Bistum.<sup>10</sup> Schon im März des folgenden Jahres schenkte er diesem zusätzlich und definitiv den gesamten Zoll, der von Reisenden und von überall her zuströmenden Käufern und von jedem im Welschdörfli getätigten Handel erhoben wurde «*omnem teloneum ab iterantibus et undique confluentibus emptoribus atque de omni negotio in loco Curia peracto*». Das «*in loco Curia*», «*in der Ortschaft Chur*» wird deutlich von «*in civitate Curia*» «*in der Stadt Chur*» unterschieden, auch wird betont, dass hier nach alter Gewohnheit der Zoll entrichtet worden sei, den man der Kirche mit andern königlichen Rechten schon früher – vielleicht nach den Sarazeneneneinfällen – überlassen habe. Die finanzielle Besserstellung des Bistums, infolge der genannten beiden Schenkungen, steht sichtlich im Zusammenhang mit der ersten Reise des Königs durch rätisches Gebiet. Jetzt, da Bischof Hartbert gesicherte Mittel zur Verfügung standen, konnte der König ihn noch anderswo als nur in Rätien zur Mitarbeit an wichtigen Aufgaben heranziehen. Wenn Hartbert im gleichen Jahre 952 sich an einem Reichstag in Augsburg beteiligte,<sup>11</sup> so heisst das nichts anderes, als dass er dort im Rang eines Reichsfürsten auftrat. An einer Reichsversammlung von 960 in Regensburg ist er ebenfalls anwesend.<sup>12</sup> Die Bischöfe von Chur wurden also nicht erst 1170 von Friedrich I. Barbarossa in den Fürstenstand erhoben, wie allgemein behauptet

wird, sondern schon 952 von Otto I. Der entsprechende Titel «Fürst» «princeps» als etwas für regierende Bischöfe Selbstverständliches, kommt in Verbindung mit einem Churer Bischof zum erstenmal 1114 vor.<sup>13</sup>

Die von den Sarazenen angerichteten Schäden waren 955 offenbar noch keineswegs behoben. Ausdrücklich mit Bezugnahme auf sie machte Otto I. Bischof Hartbert nochmals eine Schenkung, über die uns zwei Urkunden berichten.<sup>14</sup> Sie umfasste den Königshof in Zizers, ein zollfreies Schiff auf dem Walensee, das Dorf Obersaxen, Weinberge in Malans und Trimmis und eine Zollstation, deren Name nicht mehr lesbar ist. Wenn man aber überdenkt, wie oft Bischof Hartbert nach 960, sei es in Italien oder in Deutschland, als Ratgeber Otto I. zur Seite stand, versteht man, dass der König mit zwei weitem bedeutungsvollen Schenkungen Hartbert keineswegs nur materielle Hilfe leisten, sondern dass er dessen Machtstellung und Autorität in hervorragender Weise vergrössern und festigen wollte. Die Schenkung von 958<sup>15</sup> betrifft – die Kirche in Trimmis ausgenommen – ausschliesslich die Stadt Chur. Der Bischof erhält nicht weniger als die königliche Hälfte der Stadt, deren Bauten hinter einer Mauer liegen, «dimidiam partem ipsius civitatis . . . in muro». E. Poeschel nimmt an, mit der halben Stadt seien einzig königliche Rechte am ummauerten Hof gemeint gewesen. Wenn aber der königliche Vertreter, der Praeses oder Gaugraf, im grossen «Palatium» im Welschdörfli residierte, was urkundlich erwiesen scheint, konnte der König kaum irgendwelche Rechte am Hofgebiet geltend machen. Dieses war 958 wohl schon längst gesamthaft im Besitz des Bischofs.

Was die Bezeichnung «in muro», «innerhalb der Mauer», hier also in der Einzahl, anbelangt, führen wir eine schlagende Parallele aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts an, «domorum congregationem, quae muro non clauditur, burgum vocant», «eine Anhäufung von Häusern, die nicht von einer Mauer umschlossen wird, nennt man Burgus»<sup>16</sup>. In Rom wurde der «Borgo» Mitte des 9. Jahrhunderts ummauert. Im 10. und 11. Jahrhundert bedeutete bei uns «civitas» sowohl Burg wie Stadt oder stadtähnliche Siedlung.<sup>17</sup> Schon Chr. Kind hat für das 10. Jahrhundert eine Mauer wenigstens auf der Nordseite angenommen.<sup>18</sup> Die Ummauerung neuer Stadtteile in deutschen Städten ist übrigens seit der Karolingerzeit

üblich.<sup>19</sup> Mit der «halben ummauerten Stadt» von 958 dürfte also wohl die westliche Stadthälfte gemeint sein, die kirchlich ohne Zweifel zu St. Martin gehörte (T. 8,27). Gerade deshalb konnte die Kirche erst jetzt mitgeschenkt werden; die Urkunde erwähnt sie. Übrigens geht aus der Bestätigungsurkunde Ottos III. von 988 hervor,<sup>20</sup> dass die ganze Stadt ummauert war, nicht etwa nur die königliche Hälfte. Der Königsschutz erstreckte sich selbstverständlich über die gesamte Stadt «suscipientes sub nostram regiam tuitionem ipsam Curiensem civitatem . . . cum edificiis in muro . . .». Wir wiederholen, mit der königlichen Stadthälfte ist das Gebiet zwischen Plessurbrücke und Martinsplatz gemeint. In der Urkunde werden Welschdörfli und Stadt eindeutig auseinandergehalten «in loco et civitate Curia». Wenn von ständigen Wachen und Wächtern innen und aussen «intus et foris» gesprochen wird, so sind darunter Wachorgane in der Stadt und draussen im Welschdörfli, z. B. an der Brücke, zu verstehen. Auch in Chiavenna lagen die Brücke mit ihrem Wächter «custos pontis»,<sup>21</sup> die Zollstation, der Markt und die offene Siedlung ausserhalb der bewehrten Anhöhe, und man sprach vom Gesamtort als von innerhalb und ausserhalb der Burg «intra et extra castellum». Ausser der halben Stadt umfasste die Schenkung noch die Kirchen St. Laurentius, St. Martin und St. Hilarius, ferner jeden Handelszoll im Welschdörfli «in ipso loco» sowie das Recht der Münzprägung. Wenn hier zum dritten Male ein Zoll in Chur verliehen wird, so zeigt das, wie differenziert Gebühren erhoben wurden und wie wichtig Chur als Zwischenstation für den Transithandel war. Er bildete die Haupteinnahmequelle der Stadt und rechtfertigte in erster Linie die Herausgabe ortseigener Münzen. Es ist anzunehmen, dass Hartbert und seine Nachfolger das ihnen 958 geschenkte, politisch so wichtige Privileg sogleich ausgenützt haben, aber bis heute konnten keine bischöflichen Prägungen der Zeit vor 1000 nachgewiesen werden. Die frühesten Beispiele stammen von Bischof Ulrich von Lenzburg (1002–1026), und von seinem Nachfolger, Hartmann von Plantair (1026–1030), kennen wir solche wohl aus skandinavischen Vikingerhorten und aus einem Fund bei Payerne, nicht aber aus Graubünden.<sup>22</sup> Gross scheinen die Münzauflagen nicht gewesen zu sein, und nach 1030 klafft sogar eine Prägelücke von rund 150 Jahren.

Die letzte Zuwendung Ottos I. an die Churer Kirche erfolgte im



Jahre 960.<sup>23</sup> Sie erhielt zunächst einige bescheidenere Besitzungen wie das Lehen eines Berenhardts, das wir nicht kennen, die Kirchen zu Riein und Pitasch, die Fischereirechte im Walensee und in der Sez als Geschenk, dann aber in einem sehr vorteilhaften Tausch gegen ein Gut mit Zehntenkirche im Badischen die Kirche im Kastell Bonaduz und Rhäzüns, mit der wahrscheinlich St. Georg gemeint ist, und drei politisch ausserordentlich wichtige Dinge, die das Bistum besonders gegenüber der Grafschaft in einen ganz neuen Rang erhoben. An erster Stelle wird der Königshof im Welschdörfli aufgeführt, den bisher der rätische Graf als Lehen innehatte, dann folgen das Tal Bergell mit allen Rechten, insbesondere denen des Zolles bei der Burg Castelmur und schliesslich sämtliche Abgaben aus dem Verwaltungsbezirk Chur «ab centena et scultatia Curiensi», der die Stadt, den Kreis der Fünf Dörfer und das Schanfigg umfasste. Die Cent Chur entsprach dem karolingischen Ministerium und dem späteren Dekanat.<sup>24</sup> Unter den Abgaben sind solche von der Schafweide, von der gebannten Falkenjagd, vom Brückenbann, von den Handelsgeschäften erwähnt sowie jegliche sowohl von den freien als auch von den zinspflichtigen Bauern im Talboden und in den Höhen geschuldete Steuer. Sehr auffallend ist die Erwähnung von freien Leuten als nunmehrige Schuldner des Bischofs, nicht mehr des Grafen. Solche reichsfreien Bauern – sicher Romanen – gab es nach den genannten Urkunden von 958 und 960 auch im Gebiet von Chur. In diesem Zusammenhang sei z. B. an die Freien von Lüen erinnert, die 1084 aus eigenen Mitteln eine Kirche bauten.<sup>25a</sup> 960 schenkte Otto I. ausdrücklich «die von den Freien kraft unserer Banngewalt geschuldeten Leistungen», zu denen nach der Urkunde von 988 auch solche für die Heeresfolge «hostisana» gehörten.<sup>25b</sup> Dass der Bischof von Chur zur Stellung von 40 Bewaffneten für den Romzug Ottos II. verpflichtet wurde, geht schon aus einer Urkunde von 981 hervor.<sup>26</sup> Wenn die Rechte des Bischofs über die Freien in seinem Gebiet 988 bestätigt wurden «propter censualem terram liberorum... ad prefatam ecclesiam pertinentem», so heisst das nichts anderes, als dass ein Teil der gräflichen Rechte bereits 958 auf den Bischof übergegangen waren und dass die Grafschaft einer wachsenden Auflösung entgegentrieb. Dazu gehörte ja schliesslich auch der Entzug des königlichen Hofes im Welschdörfli, wo der Graf oder sein Vertreter bislang zu residieren pflegten. Zu diesem Königshof

«curtis regalis» oder «curtis dominica» gehörten eine Menge Besitzungen und Rechte, z. B. der Herrenhof, andere Höfe, Hofstätten, Gebäude, Leibeigene, Bauern, in den Bergen Verfertiger von Holzgeschirren,<sup>27</sup> dann selbstverständlich auch Alpen, Weinberge, Wiesen, Äcker, Weiden, Wasserläufe, Mühlen und Fischgründe. Die Tatsache, dass der Königshof als solcher aufgehoben wurde, besagt doch wohl, dass die oberrätischen Grafen in Chur keine Rolle mehr spielten und dass sie ihre Angelegenheiten nur noch durch Abgesandte erledigen liessen.

Die letzte in unserm Gebiet erfolgte Schenkung Ottos I. betraf ausnahmsweise nicht Bischof Hartbert, sondern den Erzpriester der Kathedrale «sancte Curiensis ecclesie archipresbitero».<sup>28</sup> Der Kaiser überlässt diesem persönlich und zur freien Verfügung im Jahre 967 von Italien aus erbloses Gut im Vintschgau und im Engadin für seine in unermesslicher Treue geleisteten Dienste «pro immensa fidelitate et servitio quod semper circa nos exhibere non desistit». Um welche Dienste eines hier erstmals erwähnten Churer Erzpriesters es sich handelte, erfahren wir nicht, doch dürften diese am ehesten im seelsorgerischen Bereiche gesucht und mit den verschiedenen Reisen des Kaisers durch Chur und über die Alpen in Zusammenhang gebracht werden. Bischof Hartbert und der Erzpriester Victor waren offensichtlich tatkräftige Wegbereiter für angebliche oder gesicherte Züge über Septimer, Lukmanier und Splügen.<sup>29</sup>

Bei der Schenkung des Bergells an den Bischof von Chur hatte Otto I. 960 bestimmt in erster Linie an die ständige Bereitstellung des Septimerpasses gedacht, der von nun an vermehrte Beachtung fand. Dafür, dass sich ihm auch der Süd-Nordhandel zuwandte, spricht einmal eine 980 erfolgte Schenkung Ottos II.,<sup>30</sup> dann aber auch die ausführliche Bestätigung derselben im Jahre 995 durch Otto III.<sup>31</sup> Dazu gehörte zunächst der Zoll an der Brücke über die Maira bei Chiavenna, der alle Waren erfasste, die via Septimer und Maloja den Weg nach Norden nahmen oder die von dort her kamen. Ohne Zweifel war diese Zollstation ein einträglicher Posten. Für Chur noch interessanter war jedoch der Besitz des Fleckens Chiavenna selbst, der weit nach Süden, bereits nahe an die verlockende Poebene vorgeschoben war und das Gebiet von Como und dessen Interessen direkt berührte. Für die Passpolitik des Bistums Chur bedeutete der strategisch so wichtige Platz den Höhepunkt. In

der Urkunde von 995 wird Chiavenna ausdrücklich mit «intra et extra castellum» «innerhalb und ausserhalb der Burg» umschrieben, mit allen Nutzungen und Rechten, wie ein Graf Amizo sie bisher zu Lehen innehatte. Die hohe Gerichtsbarkeit aber wird hier nicht erwähnt; sie gehörte demnach nicht zur Schenkung und bot in der nachfolgenden Zeit Anlass zu langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Chiavenna und dem Reich, Chur und Como.<sup>32</sup> Vom Bistum abgesehen besass seit 1038 auch das Domkapitel Grundbesitz zu Chiavenna.<sup>33</sup>

Die Gunst der Ottonen vor allem hat das Bistum Chur weit über das, was es vor der Gewaltentrennung war, erstarken lassen und eigentlich zu einem Fürstentum gemacht, dessen Gebiete und Kompetenzen sich im einzelnen vielfach mehr erahnen als konkret erfassen lassen. Man muss sich stets bewusst bleiben, dass ja nur ein Bruchteil des einstigen Urkundenbestandes auf uns gekommen ist. Sehr wesentlich sind die von den Ottonen und ihren Nachfolgern bis zu Heinrich IV., 1061, immer wieder ausgestellten Bestätigungsurkunden für alle früheren Schenkungen, die Immunität und den Königsschutz. Aus der schon genannten Urkunde Ottos III. von 988 geht eindeutig hervor, dass das Bistum sukzessive die volle Immunität erlangt hatte, mit ihr die hohe Gerichtsbarkeit, und dass ein Immunitätsvogt sie ausübte.

Auch für die Stadt Chur selbst war die Zeit der Ottonen aussergewöhnlich, ganz abgesehen vom oben erwähnten, die halbe Stadt und mehrere Kirchen berührenden Besitzerwechsel. Die Unternehmungen in Italien bewirkten ein ständiges Hin und Her nicht nur von Truppen, Tross und unzähligen Läufern, sondern auch von Kaisern und Königen mit ihrem Gefolge. Wir wissen, dass Otto I. mehrmals in Chur war, 972 und 980 auch Otto II. und dann wieder der 19jährige Otto III., da er am 20. Juni des Jahres 1000 in Chur urkundete «... actum Curie».<sup>34</sup> Mit den Königen reisten in der Regel auch ihre Gemahlinnen und nahe Verwandte. Auf der Flucht zu Otto I. hielt sich, vom S. Bernardino kommend, 941 Willa, die Gattin des Markgrafen Berengar von Ivrea, in Chur auf.<sup>35</sup> Mit Otto I. zog auch die Kaiserin Adelheid – in erster Ehe Königin von Italien – durch Chur über die Bündner Pässe, mit Otto III. seine in vielerlei Beziehung fast legendär gewordene Mutter, die Griechin Theophano. Sie war als Prinzessin am Hof in Konstantino-

pel aufgewachsen, sehr schön und geistvoll, gewöhnt an die Sprache und Künste des Ostens. Ihr Sohn, Otto III., hatte entsprechend eine griechische Erziehung genossen, pflegte mit morgenländischem Pomp aufzutreten und gebärdete sich zugleich als römischer Kaiser.<sup>36</sup> Otto II. starb mit 28 Jahren und wurde als einziger deutscher Kaiser im Vatikan beigesetzt, während der Leichnam des 21jährigen Otto III. von Italien nach Aachen überführt wurde. Es berührt eigenartig, die mannigfaltigen Schicksale der Ottonen irgendwie auch mit Chur verknüpft zu wissen, und man möchte gerne erfahren, wo und wie die gekrönten Häupter in Chur empfangen und beherbergt wurden. Geschah das auf dem Hof oder noch im Herrenhaus des Welschdörfli? Und was für rätische Notable mochten bei den Festlichkeiten zugegen gewesen sein? Über solche interne Dinge schweigen sich die Urkunden beharrlich aus. Die einzige, lediglich aus der Bischofsliste bekannte Churer Familie der Zeit um 1000 bewohnte ein befestigtes Saalhaus und einen Turm in der nördlichen Vorstadt und nannte sich «de Plantair», von Planaterra. Von den Münzen des Bischofs Hartmann von Planaterra (1026–1030) war schon oben die Rede. Das erwähnte Saalhaus war sehr wahrscheinlich karolingischen Ursprungs.<sup>37</sup> Das nahe Quartier «Salas»<sup>38</sup> erhielt den Namen aber von einem andern entsprechenden Haus.

Die Beziehungen der Bischöfe von Chur zu den deutschen Königen und Kaisern blieben auch ohne Umtriebe in Italien rege. Die Rücksichtnahme wurde gegenseitig gewahrt. So reiste z. B. Bischof Thietmar 1043 zur Beerdigung der Kaiserin Gisela, der Mutter Heinrichs III., nach Speyer,<sup>39</sup> und just diesem Kaiser hatte Chur in der Folge seinen sehr ausgedehnten Besitz an Wäldern zu verdanken. Am 12. Juli 1050 schenkte Heinrich III. dem Bischof ein Stück Wald mitsamt dem Königsbann im Bezirk Werdenberg,<sup>40</sup> zugleich aber auch den Bann über den viel wichtigeren Wald zu beiden Seiten des Rheins vom Versamertal bis zur Landquart und Tamina.<sup>41</sup> Es handelte sich, so wird ausdrücklich gesagt, um einen in der Grafschaft des Grafen Otto I. von Buchhorn gelegenen Wald, der mit den meisten Rechten offenbar schon vorher in bischöflichem Besitz war. Selbstredend gehörte zu ihm auch der heutige Fürstenwald, so benannt nach den Fürstbischöfen von Chur. Im Schanfigg und anderswo waren bereits durch die ottonischen Schenkungen Wälder an den Bischof gelangt.

Otto I. von Bregenz-Buchhorn, Graf von Oberrätien, wird in der eben aufgeführten Urkunde von 1050 für unser Gebiet zum letzten Male erwähnt. Nach dem Stammbaum<sup>42</sup> starb er um 1080, sein Nachfolger, Otto II., im Jahre 1089. Unmittelbar nach 1050 muss die Grafschaft Oberrätien sang- und klanglos erloschen sein. Durch die königlichen Schenkungen und Privilegien waren ganz wesentliche Grafschaftsbefugnisse schon vor 1000 an den Bischof von Chur gekommen, der Rest verkümmerte und verband sich dann mit der Immunitätsvogtei. De facto hatte der Bischof die Reichsvogtei seit etwa 1050 inne, sicher spätestens seit dem Aussterben des Grafengeschlechtes derer von Buchhorn. Von 1089 an bildeten Reichsvogtei und Immunitätsvogtei eine Einheit: die Vogtei Chur «*advocatia Curiensis*». <sup>43</sup> Der Bischof war jetzt unumschränkter Herr von Oberrätien und einzig dem König oder Kaiser verpflichtet. Der Stadt Chur als Zentrum seines Machtbereiches kam erhöhte Bedeutung zu.

Anmerkungen zu «Die königlichen Schenkungen»

- <sup>1</sup> BU, Nr. 91.
- <sup>2</sup> BU, Nr. 99.
- <sup>3</sup> BU, Nr. 103.
- <sup>4</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, S. 126; I. Müller, Disentiser Kloster-  
geschichte, S. 61 ff.
- <sup>5</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 124.
- <sup>6</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 10.
- <sup>7</sup> BU, Nr. 102 und 104.
- <sup>8</sup> F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1926, S. 748; BU, Nr. 108.
- <sup>9</sup> BU, Nr. 113.
- <sup>10</sup> BU, Nr. 108.
- <sup>11</sup> BU, Nr. 110.
- <sup>12</sup> BU, Nr. 118.
- <sup>13</sup> BU, Nr. 247.
- <sup>14</sup> BU, Nr. 113 und 114.
- <sup>15</sup> BU, Nr. 115.
- <sup>16</sup> W. Schlesinger, Burg und Stadt, in Festschrift für Theodor Mayer, S. 102.
- <sup>17</sup> ebenda, S. 98.
- <sup>18</sup> H. Bernhard, Chur, Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie einer Ver-  
kehrsstadt, 1937, Skizze S. 117.
- <sup>19</sup> S. Rietschel, Civitas, S. 63 f.
- <sup>20</sup> BU, Nr. 148.
- <sup>21</sup> BU, Nr. 146 und 152.
- <sup>22</sup> G. H. Hochuli, Die Münzen Graubündens, S. 10 f.; Schweiz. Numismatische Rund-  
schau 1969, S. 154, 197, Tf. 46, Nr. 1068. Die Familiennamen von Lenzburg und  
v. Plantair stehen nicht auf den Münzen und sind nicht urkundlich gesichert.
- <sup>23</sup> BU, Nr. 119.
- <sup>24</sup> I. Müller, Zur Entstehung der Churer Landdekanate im Hochmittelalter, ZSG  
1964, S. 195 f.
- <sup>25a</sup> BU, Nr. 206; A. Schorta, Namenkundliches zur Lüener Stiftungsurkunde von 1084,  
BMB 1949, S. 97 ff.
- <sup>25b</sup> O. P. Clavadetscher, Hostisana und pretium comitis, in Zeitschrift für Geschichte  
1964, S. 218 ff.
- <sup>26</sup> BU, Nr. 147.
- <sup>27</sup> So versteht der Verfasser den Passus «cum vassellariis cunctis de montanis», weil  
das Kübler- und Küfergewerbe des Arvenholzes wegen bei uns von jeher in den  
Hochtälern heimisch war, z. B. im Engadin und im Avers. Vassellarius = rätoro-  
manisch «vaschlér».
- <sup>28</sup> BU, Nr. 134.
- <sup>29</sup> Urkundlich lässt sich für einen Übergang Ottos I. nur der Lukmanier belegen, vgl.  
I. Müller, Disentiser Klostergeschichte, S. 70 ff.
- <sup>30</sup> BU, Nr. 146.
- <sup>31</sup> BU, Nr. 152.
- <sup>32</sup> G. Conrad, Von der Fehde Chur-Como, BMB 1955, Separatabzug.
- <sup>33</sup> BU, Nr. 178.
- <sup>34</sup> BU, Nr. 155.
- <sup>35</sup> E. Oehlmann, Alpenpässe im Mittelalter, Jahrb. für schweiz. Geschichte 1879, S. 171.
- <sup>36</sup> F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1926, S. 820 ff.
- <sup>37</sup> C. Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1, S. 83 ff.; der Hof  
mit der Eigenkirche St. Regula ist für die Zeit um 800 belegt.
- <sup>38</sup> F. Jecklin, Zinsbuch des Klosters Churwalden, S. 51, Nr. 30.
- <sup>39</sup> BU, Nr. 184.
- <sup>40</sup> BU, Nr. 190.
- <sup>41</sup> BU, Nr. 191.
- <sup>42</sup> BU, S. 503.
- <sup>43</sup> P. Liver, Abhandlungen zur Rechtsgeschichte, S. 468 f.



## **Klöster, Hospize und Spitäler**

(ca. 1100–1400)

In einem früheren Abschnitt unserer Untersuchungen wurde darauf hingewiesen, dass die Reliquien des hl. Lucius nach der Rückgabe durch das Reich bis 973 in der Kathedrale ruhten. In einer Urkunde vom 18. August 972 wird die Kirche zum letztenmal als der Muttergottes und St. Lucius geweiht erwähnt.<sup>1</sup> Nach diesem Datum ist Maria alleinige Patronin, und von den Reliquien hört man nun 135 Jahre lang nichts mehr, obwohl auch aus dieser Zeit verhältnismässig viele für Chur aufschlussreiche Urkunden vorliegen. Solche merkwürdige, ja unverständliche Perioden, wo noch wichtigere Heiligenreliquien einfach der Vergessenheit anheimfielen, sind uns auch von andern Orten bekannt. In Venedig blieben die Gebeine des Apostels Markus beinahe 270 Jahre lang, von 828–1094, verschwunden, obwohl man sich offenbar alle Mühe gab, sie aufzufinden.<sup>2</sup> Ähnlich erging es den Leibern der Heiligen Sigisbert und Placidus in Disentis. Als das Kloster im 11. Jahrhundert ans Bistum Brixen gelangte, verbarg man die in einem kostbaren Sarkophag gesammelten Reliquen in einem Seitengang der Rundkrypta, wo man sie anlässlich von Fundamentierungsarbeiten erst 1498 wiederentdeckte.<sup>3</sup> In Venedig hatte der Klerus ohne Zweifel schon vor 1094 Kunde vom Vorhandensein der Reliquien; denn sie wurden Behörden und Volk in einem «Wunder» vorgeführt, indem eine der Säulen der neubauten Markuskirche sich plötzlich öffnete und der Schrein mit den Gebeinen sichtbar wurde. Man hatte das Ereignis im Zusammenhang mit dem staatlichen Aufstieg solange hinausgeschoben, bis die richtige Zeit gekommen war. «Erst im Verlauf des 11. Jahrhunderts wurde Markus Stadtpatron im Sinne eines tätigen Eingreifens in die Geschicke des venezianischen Stadtstaates.»<sup>4</sup> Sehr ähnlich verhielt es sich mit der Verehrung des hl. Ambrosius in Mailand im 11. Jahrhundert, «der Epoche des kraftvollen Auflebens der Stadt».<sup>5</sup> Die Überreste von Heiligen verkörperten eine gewaltige Macht.<sup>6</sup>

Bei den regen Beziehungen Churs sowohl zum östlichen Italien wie zu Mailand ist es nicht verwunderlich, wenn der Ruf nach einem schützenden und anspornenden Heiligen allmählich auch hier laut wurde; dies umsomehr, als im Investiturstreit, den Ausein-

andersetzungen zwischen kirchlichen und weltlichen Mächten, 1075–1122, auch unser Bistum und seine Träger in mannigfaltige Kämpfe und Gefahren verwickelt wurden. Als Retter in der Not kam für Chur zunächst nur der hl. Lucius in Betracht. Tatsache ist, dass seine Reliquien am 30. März 1108 wieder zum Vorschein gekommen sind,<sup>7</sup> aller Wahrscheinlichkeit nach in der Kathedrale selbst<sup>8</sup> und möglicherweise absichtlich während eines Aufenthaltes des Bischofs Wido in Speyer. Der Oberhirt, der sehr oft auf Reisen war, erweist sich durch seinen regen und interessanten Briefwechsel mit den Päpsten Paschalis II. und Calixtus II. einerseits als treuester Anhänger der Kurie, andererseits war es just Wido, der 1114 den grössten Feind der Kirche, Kaiser Heinrich V., dazu ermunterte, das in seiner Diözese und in nächster Nähe von Chur liegende Kloster Pfäfers an den Bischof von Basel abzutreten. Das Domkapitel mag bei dem unberechenbaren Verhalten des Bischofs unruhig und skeptisch geworden sein und nach einer höheren Hilfe Ausschau gehalten haben, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Feudalherren die Wirren der Zeit ausnützten und in der Rebellion verharrten.<sup>9</sup> Die häufige Abwesenheit Widos, der vermutlich sogar am ersten Kreuzzug, 1096–1099, teilnahm, trug selbstredend nicht nur Befriedung der Gemüter bei.

Den Vorgängen in Italien entsprechend hätte das Auffinden der Reliquien des hl. Lucius eine Wendung der Dinge herbeiführen und er selbst sogleich die Rolle eines unbestrittenen Bistumspatrones übernehmen können. Nun erfahren wir aber aus einem Antwortschreiben des Papstes Paschalis II. vom Jahre 1110 an Wido, dass er 1. angefragt worden war, wo die Reliquien wieder beigesetzt werden sollten und 2. den Bescheid des Papstes, dass es ihm ehrenvoller scheine, wenn der heilige Leib in der Mutterkirche, der Kathedrale, sei, «*corpus sacrum in matrice ecclesia esse mihi videtur honestius*».<sup>10</sup> Es stand also nicht zum vornherein fest, dass die Reliquien in die Kathedrale gehörten, und eine andere Kirche erhob ohne Zweifel Einsprache gegen dieses Ansinnen. Diese andere Kirche kann nur St. Luzi gewesen sein, wo die eigens für die Gebeine errichtete Ringkrypta seit der Beraubung im 9. Jahrhundert leer stand und keine Wallfahrer mehr anzuziehen vermochte, was natürlich auch eine grosse materielle Einbusse sowohl für die Kirche selbst, wie auch für das uralte Kloster bedeutete. Eine gewisse Riva-

lität zwischen dem Bischofssitz, der zur Stadt gehörte, und dem ausserhalb der Mauer liegenden Kloster dürfte von jeher bestanden haben, «man ging sich gegenseitig aus dem Wege»,<sup>11</sup> obwohl St. Luzi im Grunde eine Art Annex der Kathedrale war. Welche Rolle spielte das Kloster aber überhaupt noch, und wer war es, der die Luciusreliquien zurückverlangte?

Auch für die Zeit von der Jahrtausendwende bis 1149 ist etwas absolut Sicheres über das Kloster nicht beizubringen. Wenn die Domschule aber erst im 12. Jahrhundert errichtet worden ist,<sup>12</sup> muss St. Luzi bis zu diesem Zeitpunkt, wie von jeher, klösterliche Bildungsanstalt für junge Kleriker geblieben sein. Anschliessend dürfte es zunächst nur noch eine geringe Anzahl dissidenter, reformfreudiger Chorherren der Kathedrale beherbergt haben; denn von Mönchen ist nirgends mehr die Rede. Dass die an der Kathedrale tätigen Geistlichen, die Kanoniker, sich zu einer engen Gemeinschaft zusammengeschlossen hatten, erfahren wir erstmals aus einer Schenkung Bischof Hiltibalds, 972–988.<sup>13</sup> Diese Domherren – Priester, Diakone, Subdiakone – nahmen die Mahlzeiten zwar gemeinsam ein und schliefen in Schlafsälen, verfügten im übrigen aber über persönliche Einkünfte und lebten entsprechend frei. Eine entscheidende Wendung trat erst mit der Kanonikerreform Papst Gregors VII., 1073–1085, ein. Er forderte den Verzicht auf persönlichen Besitz und eine apostolische Lebensführung in brüderlicher Demut. Besonders die Churer Bischöfe Wido und Conrad I. waren der gregorianischen Reform durchaus zugetan,<sup>14</sup> und so löste sich im 12. Jahrhundert das gemeinschaftliche Leben am Churer Dom auf. Die der Reform folgenden Kanoniker schlossen sich zu einer neuen, nach den Regeln des hl. Augustinus lebenden klösterlichen Gemeinschaft zusammen und zogen sich nach St. Luzi zurück. Die priesterliche Sendung der Regularkanoniker – für Messe, Taufe, Begräbnis – wurde ein Hauptargument im Kampf gegen die Mönche, und besonders Bischöfe erbaten sich oft von den Regularstiften würdige Mitarbeiter für Gottesdienst und Seelsorge. Wie lange St. Luzi als Kanonikerstift bestanden hat, wissen wir nicht genau, dass aber die Kanoniker mit der Zeit dem ihren Idealen entsprechenden Prämonstratenserorden beitraten, ist sicher; er ist für Chur entgegen der bisherigen Annahme nicht erst 1215 eindeutig belegt «cenobio sancti Lucii . . . preposito videlicet Chonrado».<sup>15</sup> Da der dem Vor-

steher eines Prämonstratenserklosters zukommende Titel «Propst», «prepositus» im Zusammenhang mit St. Luzi schon 1156 vorkommt,<sup>16</sup> 1149 jedoch noch von einem «Prior» die Rede ist, dürfte der definitive Beitritt der Regularkanoniker zum Orden der Prämonstratenser bald darauf erfolgt sein. Auch die Bezeichnung «Kloster» ist schon für die Zeit vor 1187 belegt «in cenobio beati Lucii»<sup>17</sup>. Ohne Zweifel war Bischof Conrad I. von Biberegg, 1123–1145, Hauptförderer der Angelegenheit. Er wurde in St. Luzi begraben. Seine Eltern hatten das Prämonstratenserkloster Roggenburg gestiftet,<sup>18</sup> und von dort kamen die ersten Ordensbrüder nach Chur. 1149 und 1156 nahm der Papst St. Luzi in seinen Schutz und 1207 befreite es König Philipp von jeder Vogt- und Steuerpflicht.<sup>19</sup> Wieso Bischof und Stadtrat von Como um 1190 dem Kloster St. Luzi Zollfreiheit gewährten,<sup>20</sup> entzieht sich unserer Kenntnis. Es geschah merkwürdigerweise zum Seelenheil des Bischofs von Como «pro remedio animae suae».

Dass das Kloster St. Luzi in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in hohem Ansehen stand, beweisen zwei bisher zu wenig beachtete Urkunden. 1195 bestätigte Kaiser Heinrich VI. in Como einen Entscheid der Ministerialen der Churer Kirche, den sie im Interesse der Kanoniker in Anwesenheit seines Vaters, Friedrich I. Barbarossa, im Kloster St. Luzi «in cenobio beati Lucii» getroffen hatten.<sup>21</sup> Barbarossa war möglicherweise schon 1158, sicher aber 1164 und 1186 in Chur.<sup>22</sup> In welchem Jahre die genannte Sitzung stattfand, wird leider nicht gesagt. Wesentlich bleibt, dass Barbarossa in St. Luzi abgestiegen ist, nicht im bischöflichen Schloss, und daraus, dass die Klage der Kanoniker geschützt wurde, könnte man schliessen, es seien jene gemeint, die sich nach St. Luzi zurückgezogen hatten. Auch Kaiser Heinrich VI. kam auf seinen Zügen dreimal nach Chur.<sup>23</sup> Wenn er im Mai 1194 «bei Chur», «apud Curê», eine Schenkungsurkunde für St. Luzi ausstellen liess,<sup>24</sup> wird man wohl annehmen können, mit «bei Chur» sei das ausserhalb der Mauer gelegene Kloster St. Luzi gemeint gewesen, dies umsomehr, als St. Luzi 1207 in einer Urkunde König Philipps von Schwaben, der es von jeder Reichsvogtei und Steuer befreite, ausdrücklich als «bei Chur» liegend erwähnt wird «ecclesie sancti Lucii apud Curiam concedimus».<sup>25</sup> Hier also hätte sich Kaiser Heinrich VI., begleitet von den Bischöfen von Bamberg und Augsburg, dem Kanzler

und mehreren Herzögen und Grafen, im Kreise hervorragender bündnerischer Feudalherren aufgehalten. Für das Ansehen von St. Luzi spricht ferner auch eine Urkunde des dritten Sohnes Friedrich Barbarossas, Herzog Friedrichs von Schwaben. Derselbe gestattete – wohl 1170 – seinen Ministerialen, also vornehmen Herren, in das Kloster einzutreten oder diesem Güter zu übertragen.<sup>26</sup> Wenn also der Grossvater, Friedrich I., und der Vater, Heinrich VI., in St. Luzi waren und die Onkel, Philipp und Friedrich von Schwaben, das Kloster förderten, wird hier wohl auch Friedrich II. gewohnt haben, als er gut 17jährig 1212 über Chur nach Deutschland reiste.

Nach dem oben Dargestellten können es nur die Regularkanoniker in St. Luzi gewesen sein, die 1110 der Kathedrale die Reliquien des Heiligen streitig machten, und es gab keinen Grund, ihnen diese länger vorzuenthalten. Für Bischof Adalgott, 1151–1160, der aus dem französischen Kloster Clairvaux stammte, wo er Schüler des hl. Bernhard war, bedeutete es ein Hauptanliegen, die Klöster zu fördern und zu reformieren. Wie sehr er dem jungen Prämonstratenserkloster St. Luzi zugetan war, offenbaren die ihm übertragene Leitung des Frauenklosters Cazis und verschiedene Vergabungen. Wenn eine solche Schenkungsurkunde für St. Luzi von 1154 mit dem Anruf «In nomine sancte et individue trinitatis et beati Lucii confessoris», d. h. «Im Namen der hl. und unteilbaren Dreifaltigkeit und des seligen Bekenners Lucius» beginnt,<sup>27</sup> so scheint uns das ein Beweis dafür zu sein, dass die Reliquien sich wieder in der ihnen zugehörigen Krypta befanden. Das wird auch dadurch erhärtet, dass Bischof Adalgott in einer Urkunde von 1156 für das Kloster St. Peter in Cazis nicht wieder St. Lucius, sondern St. Peter anruft.<sup>28</sup>

Das Vorhandensein der Reliquien in St. Luzi war auch Voraussetzung für die Gestaltung des Siegels des Klosters. Das älteste Beispiel stammt nicht von 1282, wie bisher angenommen wurde,<sup>29</sup> sondern von 1208,<sup>30</sup> doch dürfte der Stempel des letztern schon um 1150 entstanden sein. Die beiden in Durchmesser und Inschrift verschiedenen Rundsiegel zeigen in der Mitte den auf einem Thron sitzenden, gekrönten hl. Lucius mit Lilienzepter und Reichsapfel, auf beiden Seiten flankiert von Sternen. Der hl. Lucius war somit im 12. Jahrhundert wieder ausschliesslich Schutzpatron des Klosters,



nicht auch der Kathedrale oder des Bistums, was sehr zu betonen ist. Mit dem Auffinden der Reliquien hat der Heilige in Chur also keinen Siegeszug als Lenker etwa der Geschicke der Stadt oder des Bistums angetreten, wie es St. Markus und St. Ambrosius getan hatten. Die kleine Stadt war politisch unbedeutend und die Diözese räumlich zu sehr zersplittert und anders geartet. Auch hatte der von seiner Schwester Emerita begleitete hl. Lucius in den Heiligen Sigisbert und Placidus in Disentis, Florinus im Engadin, Gaudentius im Bergell seit der Karolingerzeit ebenbürtige Konkurrenten.<sup>31</sup> Selbst unmittelbar nach der Übertragung der Gebeine in einen kostbaren Schrein, 1252, spielte der Heilige im politischen Geschehen des Bistums noch keine Rolle; denn als Helferin in der Schlacht bei Ems, 1255, wird ausdrücklich nur Maria genannt «hoc nobis b. Marie virginis auxilio peractum est».<sup>32</sup> Auch das ist ein Beweis dafür, dass die Reliquien nicht in der Kathedrale waren.

### Der Neubau der Kirche St. Lucius

Mit dem Einzug der Prämonstratenser in St. Luzi – man rechnete offenbar mit einer grossen Anzahl – stellte sich sogleich die Frage eines Neubaus sowohl für das Kloster als auch für die Kirche, und es müssen bedeutende Mittel zur Verfügung gestanden haben, dass die Ausführung der Pläne unverzüglich in Angriff genommen werden konnte. Von den eigentlichen Klostergebäuden ist nur eine erst in den letzten Jahren freigelegte Partie des Kreuzganges übriggeblieben,<sup>33</sup> aber die Kirche St. Luzi präsentiert sich nach der neuesten Renovation und abgesehen vom veränderten Schiff in der ursprünglichen Grossartigkeit und Strenge. Von der ersten St. Luzikirche ist die Ringkrypta mit der anschliessenden Emerita-Grabkammer intakt geblieben. An Stelle des Dreiapsiden-Hochchores trat der jetzige Hochchor, der aus drei hintereinander aufgereihten Räumlichkeiten besteht. Es sind dies der Vorchor, d. h. eine zwischen den Treppen angebrachte Terrasse, die über der romanischen Vorkrypta, einer Hallenkrypta mit Säulen, liegt, der dreischiffige Mönchschor, der sich nach vorn in drei Arkaden öffnet, deren Spitzbögen auf quadratischen Pfeilern ruhen, und das Altarhaus, bei dem Rundbogen dominieren, aber auch schon gotische Tendenzen



wahrnehmbar sind. Über dem Mönchschor erhob sich einst der romanische Turm, der – abgesehen vom mehrmals erneuerten Dach – bis 1811 bestanden hat; dann wurde er nach einem Brand abgerissen. Auf alten Stichen ist uns das wuchtige Wahrzeichen überliefert worden. Die Schönheit von St. Luzi liegt in der Ausgewogenheit der Proportionen, in der Staffelung der Räume und in der vom Orden gewollten Nüchternheit der Einzelformen. Das dekorative Element fehlt, aber die Verschiedenheit der Steinarten und ihre besondere Funktion kommt voll und ganz zur Geltung. Von der Innenausstattung und den Kultgeräten ist in der Kirche selbst nichts mehr vorhanden.

Die Bauarbeiten in St. Luzi waren ohne Zweifel im grossen und ganzen abgeschlossen, als man sich 1252 entschloss, die Reliquien des Heiligen aus der düstern Ringkrypta zu entfernen, um sie in einem sargförmigen, ausserordentlich kostbaren Schrein aus vergoldetem Kupfer auf dem Hochaltar der Kirche ausstellen zu können. Auf dem nachträglich stark überarbeiteten Reliquiar<sup>34</sup> sind jetzt noch unter Rundbogenarkaden eine Kreuzigung und eine Anzahl Heiligenfiguren in Relieifarbeit zu sehen. In der untern Reihe erscheinen neben den für Chur massgeblichen Kirchenpatronen Andreas, Lucius, Stephanus und Florinus auch der hl. Papst Gregor I. sowie der hl. Nikolaus als Beschützer der Pilger und Reisenden. Sehr merkwürdig sind vier auf den Kapitellen oder Basen eingravierte kleine Tierfiguren: ein Stierkopf, nicht ein Hirschkopf, wie schon gesagt wurde,<sup>35</sup> ein Löwe, ein fliehender Hase und ein steigender Steinbock. Auf Grund anderer Parallelen wissen wir, dass Stiere, Löwen und Steinböcke apotropäische Symbole waren, d. h., dass sie Gefahr abwenden sollten, während der Hase die Furcht andeutete.<sup>36</sup> Löwe und Stier sind auch auf einem Kapitell der hintern Krypta, Löwe und Hase auf einem solchen der Hochaltarmensa der Kathedrale dargestellt. Von besonderer Wichtigkeit für Chur ist aber der steigende, also sich verteidigende Steinbock, weil er hier überhaupt zum erstenmal erscheint. Gerade in dieser Zeit begannen Feudalherren, Städte und Orte sich Wappen und Siegel zum Teil mit Machtsymbolen beizulegen, z. B. die Landschaft Uri jenes mit dem Stierkopf, schon 1243.<sup>37</sup> Auch die Bischöfe von Chur hielten Ausschau nach einem Wappen für ihr Bistum. Wir werden im nächsten Abschnitt darauf zurückkommen.

Zu jedem wohlbestellten Kloster gehörte ein Armenspital, und zudem stand die Pflege der vorüberziehenden Bettler, ärmerer Pilger und Reisender im Vordergrund.<sup>38a</sup> Das war auch bei St. Luzi von jeher so gewesen und hatte selbst im Stift der Regularkanoniker seine Gültigkeit behalten; denn ihm übertrug 1154 Bischof Adalgott u. a. das an der Einmündung der Rabengasse in den St. Martinsplatz gelegene, schon 1070 erwähnte<sup>38b</sup> Hospiz zu St. Martin, zum Unterhalt der Armen «*hospitale ad sustentacionem pauperum*».<sup>39</sup> Selbstredend kam das Hospiz dann in den Besitz der Prämonstratenser, die dort nicht nur die Insassen betreuten, sondern auch die Seelsorge ausübten und wahrscheinlich zu St. Martin auch für sie predigten. Auf alle Fälle ergab sich aus diesen Beziehungen eine gewisse Bindung der Bürgerschaft der Stadt zum Kloster St. Luzi, die wahrscheinlich schon bei der Erhebung der Reliquien des hl. Lucius, 1252, eine Rolle spielte.

Aus einer päpstlichen Urkunde von 1208<sup>40</sup> erfahren wir zwei wichtige Dinge über das neuentstandene Prämonstratenserkloster St. Luzi. Bestätigt wird ihm nicht nur der Besitz des Hospizes zu St. Martin, sondern auch der Kirche St. Hilarius mitsamt dem dabeiliegenden Frauenkloster sowie der Kapelle St. Antonius an der Strasse zur Lenzerheide. Bei St. Hilarien war inzwischen also eine Filiale für Prämonstratenserinnen entstanden,<sup>41</sup> und mit dem Namen des hl. Antonius scheint in der Regel eine Anstalt zur Pflege und Isolierung von Kranken verbunden gewesen zu sein,<sup>42</sup> die 1370 dann ausdrücklich mit «Siechenhaus für Churer Bürger» bezeichnet wurde.<sup>43</sup> Abgesehen von Stiftungen hatte es von drei bischöflichen Meierhöfen Anspruch auf Stroh, vom Kloster St. Luzi auf den Zehnten von Brot sowie von Butter, Käse und Ziger aus dessen Alp Ramutz und auf die Kleider verstorbener Klosterbrüder. Das Frauenkloster zu St. Hilarien wird nach 1347 nicht mehr erwähnt; es dürfte mitsamt der Kirche wohl bald danach aufgehoben worden sein, während das Spital zu St. Antönien noch bis gegen 1400 weiterbestanden hat, bis die Stadt das Armen- und Krankenwesen neu organisierte.

Ob das absichtlich isolierte Heim für Aussätzige in Masans, das sogenannte Leprosenhaus, um 1370 «*domus leprosorum*», mit dem Kirchlein des Pestheiligen St. Sebastian ursprünglich ebenfalls von St. Luzi aus betreut wurde, wissen wir nicht. Es muss nach den vom

Verfasser untersuchten noch erhaltenen Erdgeschossräumen gegen 1300 errichtet worden sein, offenbar weil ein viel älteres Siechenhaus im Gebiet des heutigen Karlihofes bei der Ausdehnung des Mauergrürtels als zu nahe der Stadt empfunden wurde. Das Aussätzigenhaus in Masans erfüllte seine Aufgabe noch am Ende des 16. Jahrhunderts.

Sicher im Besitz des Klosters St. Luzi befand sich um 1150 jedoch die Kirche Sta. Maria in Churwalden, und im Zusammenhang mit ihr entstand in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als Filiale von St. Luzi ein Prämonstratenserkloster «conventus qui est Curwalde». <sup>45</sup> Es war um 1200 ein Doppelkloster für Mönche und Nonnen, das in den Freiherren von Vaz grosszügige Gönner fand. Auf ihren Einfluss ist sehr wahrscheinlich die Erbauung der St. Margaretenkapelle im Welschdörfli in Chur zurückzuführen, deren Weihe in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in den Churer Totenbüchern verzeichnet ist und die am Ende dieses Jahrhunderts zugleich mit einem Hof, einer Mühle und Weinbergen als Besitz des Klosters Churwalden erscheint. <sup>46</sup> Über den Bau selbst, der im Stadtbrand von 1574 zerstört wurde, wissen wir nichts. Bei der überaus günstigen Lage der Kapelle St. Margareta, da wo Septimer- und Splügenstrasse unmittelbar vor der Plessurbrücke aufeinanderstossen, ist es denkbar, dass bei ihr auch ein Hospiz zumindest vorgesehen war.

So lag denn bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Pflege der Kranken und die Betreuung ärmerer Pilger und Reisender fast ausschliesslich in den Händen der Prämonstratenser. Ihre Wohlfahrtsanstalten werden weitherum bekannt gewesen sein, und Schenkungen an dieselben waren eine Selbstverständlichkeit. St. Luzi besass Häuser, Weinberge, viele Wiesen und wie gesagt sogar eine Alp. Trotzdem nahm die Lebenskraft des Prämonstratenserklosters – gleich wie jene der Klöster Pfäfers und Disentis – gegen Ende des 13. Jahrhunderts ab, und sein Wirken wurde durch drückende Schulden gelähmt. <sup>47</sup> Ohne Zweifel waren diese auf die laufenden grossen Bauvorhaben zurückzuführen; die Neuweihe der Kirche erfolgte ja erst 1296, also rund 150 Jahre nach Baubeginn. Charakteristisch ist auch, dass das Nonnenkloster zu St. Hilarien schon verhältnismässig so früh einging. <sup>48</sup>

Um 1300 durchlebten nicht nur die erwähnten Klöster eine Kri-

senzeit, sondern auch die Priesterschaft der Kathedrale, und Bischof Conrad von Belmont erliess zunächst, 1273, Statuten, die eine Erneuerung des religiösen Lebens im Domkapitel erstrebten, dann trachtete er aber auch nach einer sittlichen und religiösen Besserung des Volkes durch eine tieferdringende Seelsorge, eine Aufgabe, der die Weltgeistlichen nicht gewachsen waren. Neue Kräfte mussten ausserhalb des Bistums gesucht werden. Den Weg dazu hatte schon der tüchtige Vorläufer im Amte, Bischof Heinrich von Montfort, gewiesen, der selbst Dominikaner, d. h. Bruder des Predigerordens gewesen war. Somit baten 1277 Bischof und Domkapitel die Leitung der Dominikaner in Deutschland um eine Niederlassung in Chur. Höchstwahrscheinlich hatte schon Heinrich von Montfort, 1251–1272, eine solche Gründung vorgesehen. In Graubünden waren Predigermönche bisher aber einzig am Hospiz St. Nikolaus und St. Ulrich in Capella bei S-chanf tätig gewesen. Sie werden erstmals 1259 erwähnt und kamen – wohl von Heinrich von Montfort gerufen – aus dem Predigerkloster in Como.<sup>49</sup> Woher die Predigermönche in Chur stammten, weiss man nicht. Auf dem Gebiet der deutschen Schweiz war diese Niederlassung die letzte und der Abschluss der mit Absicht an den Verkehrswegen des Rheins angelegten Gründungen.<sup>50</sup>

Die Dominikaner waren für Predigt und Seelsorge berufen worden, und sie hätten selbstredend auch in Chur zu Rivalen der Weltgeistlichen werden können, wenn sie nicht unter dem Schutz des Bischofs und des Domkapitels gestanden wären und wenn diese nicht durch kluge Verordnungen betreffs der Einkünfte und Kompetenzen allen Streit zum vornherein verhindert hätten. Für das Predigtamt sollte in der Diözese kein weiterer Orden zugelassen werden, und mit den Prämonstratensern konnten sich kaum Anstände ergeben, weil deren Tätigkeit nur auf wenige bestimmte Kirchen beschränkt blieb; jene der Dominikaner erstreckte sich jedoch über das ganze Bistum, vornehmlich ihre Bettelreisen. Über Anzahl und Wirken der Klosterbrüder im einzelnen ist wenig überliefert. Etwas mehr erfahren wir von ihren Vorgesetzten, den Prioren, die verschiedentlich als Schiedsrichter wirkten. Dem Predigerkloster in Chur kam als wichtiges Anliegen die Aufsicht über die Klausnerinnen und die Beginenhäuser im Sarganserland und im Vorarlberg zu.<sup>51</sup> Dass es solche Fromme Schwerstern von jeher auch in Chur

gegeben hat, ist nicht zu bezweifeln, auch wenn direkte Nachrichten fehlen. Sie waren, wie die Prämonstratenserinnen, in der Armen- und Krankenpflege tätig. In dieser Richtung wirkten auch zwei Bruderschaften, die zu St. Nicolai gehörten und deren eine sich aus den Rebleuten – merkwürdigerweise Männer und Frauen –,<sup>52</sup> die andere, die für fremde Kaufleute besorgt war, wohl aus solchen und aus Gewerbetreibenden zusammensetzte. Neben materieller Hilfe spielten nicht nur bei den Bruderschaften, sondern bei den Dominikanern überhaupt Jahrzeiten und Begräbnisse eine Hauptrolle. Deshalb waren ihre Kirchen, Kreuzgänge und Friedhöfe als letzte Ruhestätten überaus begehrt. Das galt auch für St. Nicolai in Chur, wo u. a. die Rebleute – die im Rang erste Zunft der Stadt – ihre Jahrzeiten begingen.<sup>53</sup> Die Blütezeit des Klosters fällt in das 14. Jahrhundert, dann folgte ein religiöser und wirtschaftlicher Abstieg, der erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts wieder aufgefangen werden konnte.<sup>54</sup>

Als das Generalkapitel der Dominikaner die Stiftung des Klosters St. Nicolai 1280 bestätigte, dürfte der erste, wahrscheinlich nur aus Holz bestehende Bau schon gestanden haben. Er befand sich ausserhalb der Stadt auf einem Grundstück, das ein bischöflicher Ministeriale, Ritter Ulrich von Flums, gestiftet hatte. Zwei kurz nacheinander ausgebrochene Brände waren dann der Grund, dass man schon um 1288 mit dem Kloster ins Innere des Mauerringes übersiedelte, in einen Weingarten, den die Mönche gegen den ersten Bauplatz eintauschen konnten. Hier entstanden nun die gemauerten Konventgebäude und die Kirche, die bezeichnenderweise dem hl. Nikolaus, dem Schutzpatron aller Fahrenden, Kaufleute und Wanderer gewidmet wurde. Die Weihe des Chores erfolgte 1299.

In groben Zügen ist die ehemalige Klosteranlage noch heute in den drei um einen Hof, den einstigen Kreuzgang gruppierten Trakten der Nicolaischule erhalten geblieben, und viel genauer – wenn auch nicht in allem richtig – erscheint sie im Knillenburgers Prospekt von ca. 1640. Der Hauptteil des südlichen, von Westen nach Osten gerichteten Flügels, der jetzt von Zinnengiebeln begrenzt wird, war das einstige Laienschiff, an das der polygonale Mönchschor und ein neben ihm stehender Glockenturm anschlossen. Standort und ursprüngliche Form des letztern sind am besten im Holzschnitt der Stumpfschen Chronik von 1548 wiedergegeben.



Von den Dominikanerkirchen der deutschen Schweiz besass einzig St. Nicolai einen Glockenturm. Die Kirche war einschiffig, da Fenster neben dem Haupteingang an der Westfassade fehlen. Ein Lettner trennte das Laienschiff vom Mönchschor, in dem mehrere Altäre standen.<sup>55</sup>

Wäre die Klosteranlage einigermaßen intakt auf uns gekommen, würde sie wohl eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt bilden: denn Kirche und Kreuzgang bargen eine grosse Zahl wappenverzierter Grabmäler. Eine ganze Reihe von Rittern und ihren Damen war hier bestattet, aber auch Kleriker und vermögliche Bürger, für die die Mönche die Totenmessen zelebrierten und Jahrzeiten begingen.<sup>56</sup> In der hochinteressanten, in ihrer Art einmaligen Aufreihung heraldischer Epitaphe im alten Scalettafriedhof, jetzt Stadtgarten, haben wir den Nachfolger jener «Rhaetia sepulta» von St. Nicolai vor uns. Viele der einst in der Predigerkirche Ruhenden sind Wohltäter des Klosters gewesen, und ihre Vergabungen wurden weitgehend in einem aufschlussreichen Zinsbuch vermerkt.<sup>57</sup> Als Friedhof der Mönche und einfachen Leute diente ein ummauerter Bezirk<sup>58</sup> innerhalb der grossen Klosterumfriedung<sup>59</sup> im Süden der Kirche; er dürfte in erster Linie die Friedhöfe bei St. Martin, St. Regula und St. Salvator entlastet haben, doch mussten gewisse Zahlungen weiterhin an die ordentlichen Pfarrkirchen geleistet werden. Vom Friedhof abgesehen befanden sich innerhalb des ausgedehnten Klostergeländes noch Wein- und Gemüsegärten,<sup>60</sup> und ausserhalb besass das Kloster weitere Weinberge und Grundstücke sowie mehrere Häuser. St. Nicolai war für die Stadt in jeder Beziehung eine sehr wesentliche und unauslöschliche Institution, weit mehr als St. Luzi.

Eine dritte, aus Schuhmachern, Gerbern und Metzgern zusammengesetzte Bruderschaft, die sich «Schuhmacherbruderschaft St. Sebastian» nannte, wird 1419 und 1464 erwähnt, dürfte aber schon viel früher gebildet worden sein.<sup>61</sup> Sie unterstand einem «Brudermaister» und trat bei Begräbnissen, Prozessionen und Begehungen von Jahrzeiten auf. Die letztern fanden zu St. Martin statt. Dass die Bruderschaft auch caritativ tätig war, geht aus der Verteilung des Vermögens an die Armen hervor, als sie sich nach Einführung der Reformation 1527 auflöste. Erstaunlich ist, dass diese Bruderschaft seit 1464 parallel zur Zunft der Schuhmacher wirken wollte.



Die beiden Krankenhäuser zu St. Martin und St. Antönien müssen gegen Ende des 14. Jahrhunderts offenbar als veraltet und als nicht mehr zeitgemäss empfunden worden sein.<sup>62</sup> Ähnlich dachte man auch über das bestehende Rathaus im Zentrum der Stadt. Nur so – nicht aus politischen Gründen – lässt es sich unseres Erachtens erklären, dass im Sommer 1386 das Rathaus mit Einverständnis des Bischofs von der Stadt in ein Spital für arme Leute umgewandelt wurde «der Heyligen Dryvaltikait geoppert, geben, geaygnet und gemacht für ein ewige unwiderrufflich gab. . . und sol es fürbas sin ein Hus des Heyligen Geystes».<sup>63</sup> Dieses Spital zum Heiligen Geist umfasste den schmalen Nordtrakt des heutigen Rathauses. 1398 wurde ihm auf der Nordseite noch eine Heiliggeistkapelle angegliedert,<sup>64</sup> die, samt einem Friedhof, schon bei der Spitalgründung vorgesehen war. Die Kapelle, deren Standort jetzt feststeht (vgl. Fig. 15), gehörte zur Pfarrei St. Martin, wo in der Folge auch die Toten beigesetzt wurden; denn ein Friedhof wird später nicht mehr erwähnt.

Spital und Kapelle fielen 1464 dem grossen Stadtbrand zum Opfer, doch wurden beide wieder neu aufgebaut. Die auffallend grosse Kapelle mit rundem Turm ist in den Stadtansichten sowohl von Johannes Stumpf, 1548, als auch von Sebastian Münster, 1550, angegeben.<sup>65</sup> Aus Versehen erwähnt E. Poeschel nur die viel weniger deutliche Wiedergabe bei Stumpf. Im übrigen bezieht er den Rest einer runden Mauerschale im Dachboden des Rathauses eben auf diesen Kirchturm.<sup>66</sup> Täuschen wir uns nicht, so befanden sich nach Sebastian Münster an der Westfassade der Kapelle drei grosse Fenster, von denen ein mit Masswerk versehenes nach dem Abbruch in der Ostwand der heutigen Kaufhalle eingesetzt wurde, kaum schon im Zusammenhang mit der Wiederherstellung des Rathauses, kurz nach 1464, wie E. Poeschel annimmt;<sup>67</sup> denn die gemauerte Ostwand der Kaufhalle hat den Brand bestimmt überdauert.

Die Spitalkapelle war 1398 zu Ehren des Hl. Geistes, des hl. Antonius und der hl. Lucia, der Bewahrerin vor Infektionen und Augenkrankheiten, geweiht worden. Nach dem Brand von 1464 musste das eingestürzte Gewölbe neu errichtet werden. Es war aber erst um 1490 fertig, wie zwei im Rätischen Museum aufbewahrte und wohl den ursprünglichen entsprechende Schlusssteine aus Terakotta beweisen.<sup>68</sup> Der eine, etwas kleinere, zeigt im Relief den segnenden Gottvater-Christus mit Weltkugel und, schräg nach un-

ten fliegend, die Taube des Hl. Geistes. Da auch die Rippenansätze schmaler sind als beim andern, handelt es sich hier bestimmt um den Schlussstein über dem Choraltar, während der grössere Schlussstein mit den breiteren Rippenansätzen vom Gewölbe des Schiffes stammt. Da er das Bild der hl. Emerita mit einer brennenden Fackel und der Märtyrerpalme trägt, ist ohne Zweifel noch mindestens ein dritter Schlussstein mit dem Bild des hl. Lucius anzunehmen. Obwohl Spital und Kapelle nicht dem heiligen Geschwisterpaar geweiht waren und kirchlich zu St. Martin gehörten, dominierte mit dessen sichtbarer Präsenz doch das alte Kloster St. Luzi, dem die früheren Spitäler zu St. Martin und St. Antönien organisationsmässig angehört hatten. Noch wichtiger war aber wohl die steigende Bedeutung der Heiligen Lucius und Emerita als Stadtpatrone von Chur. Hier verkörperten sie gleich wie die in Holz geschnitzten Bilder der beiden Heiligen an der gewölbten Decke der grossen Ratsstube von 1494<sup>69</sup> deshalb in erster Linie das Bewusstsein und die Macht des Bürgertums. Ein weiterer Beweis dafür sind die grossen Reliefs des hl. Lucius und der hl. Emerita am nur noch teilweise erhaltenen geschnitzten spätgotischen Chorgestühl der Stadtkirche St. Martin.<sup>70</sup>

# Anmerkungen zu «Klöster, Hospize und Spitäler»

- <sup>1</sup> BU, Nr. 138a, 138b.
- <sup>2</sup> H. C. Peyer, Stadt und Stadtpatron im mittelalterlichen Italien, S. 14.
- <sup>3</sup> I. Müller und O. Steinmann, Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern, S. 141; I. Müller, Disentiser Klostersgeschichte, S. 54, 85, 236.
- <sup>4</sup> H. C. Peyer, a. a. O., S. 15.
- <sup>5</sup> ebenda, S. 33.
- <sup>6</sup> D. Schwarz, Die Stadt- und Landespatrone der alten Schweiz, S. 5.
- <sup>7</sup> Necrol. Cur., S. 31.
- <sup>8</sup> Die Reliquien des hl. Zeno wurden in Verona um 930 wegen der Sarazenenfälle von der Kirche ausserhalb der Mauern auch in die Kathedrale überführt. Verona, 2, S. 139.
- <sup>9</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 208.
- <sup>10</sup> BU, Nr. 230.
- <sup>11</sup> S. Rietschel, Civitas, S. 65f.
- <sup>12</sup> O. Vasella, Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse im Bistum Chur, in JB HAGG 1932, S. 24ff.
- <sup>13</sup> R. Staubli, Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte aus den Churer Totenbüchern, S. 26ff.
- <sup>14</sup> J. Siegwart, Die Chorherren- und Chorfrauengemeinschaften in der deutschsprachigen Schweiz vom 6. Jahrhundert bis 1160, S. 210ff., 270f.
- <sup>15</sup> BU, Nr. 580.
- <sup>16</sup> BU, Nr. 336.
- <sup>17</sup> BU, Nr. 470.
- <sup>18</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 203ff.
- <sup>19</sup> BU, Nr. 515.
- <sup>20</sup> BU, Nr. 470.
- <sup>21</sup> BU, Nr. 470.
- <sup>22</sup> R. Staubli, a. a. O., S. 13.
- <sup>23</sup> ebenda, S. 14.
- <sup>24</sup> BU, Nr. 467.
- <sup>25</sup> BU, Nr. 515.
- <sup>26</sup> BU, Nr. 324.
- <sup>27</sup> BU, Nr. 330.
- <sup>28</sup> BU, Nr. 334.
- <sup>29</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 258f.
- <sup>30</sup> BU, Nr. 518 (B 1). Die Urkunde – eine Abschrift – befindet sich in Innsbruck.
- <sup>31</sup> D. Schwarz, a. a. O., S. 6f.
- <sup>32</sup> Necrol. Cur., 26. August.
- <sup>33</sup> W. Sulser, Die Kreuzgänge der Kathedrale und der ehemaligen Klosterkirche St. Luzi, in ZAK 1959, S. 44ff.
- <sup>34</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 166ff.
- <sup>35</sup> ebenda.
- <sup>36</sup> C. Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 2, S. 198.
- <sup>37</sup> C. Lapaire, Les plus anciens sceaux communaux de la Suisse, Archives héraldiques 1967, p. 6, fig. 3 (tirage à part).
- <sup>38a</sup> S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter, S. 17ff.
- <sup>38b</sup> Necrol. Cur. 29. Januar.
- <sup>39</sup> Necrol. Cur. 13. September.
- <sup>40</sup> BU, Nr. 518.
- <sup>41</sup> ebenda.
- <sup>42</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 286.
- <sup>43</sup> CD., Bd. 3, S. 214.
- <sup>44</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 286.
- <sup>45</sup> Kdm. Grb., Bd. 2, S. 216ff.
- <sup>46</sup> Chr. Kind, Die Stadt Chur in ihrer ältesten Geschichte, 1859, S. 26f.

- 47 O. Vasella, Geschichte des Predigerklosters St. Nicolai in Chur, S. 3.
- 48 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 283.
- 49 C. Simonett, Ein Urkundenfund zum Hospiz in Capella bei S-chanf, in BMB 1965, S. 292 ff.
- 50 O. Vasella, a. a. O., S. 6f.
- 51 ebenda, S. 20f.
- 52 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 275, auch Anm. 51.
- 53 O. Vasella, a. a. O., S. 40f.
- 54 ebenda, S. 105, Urkunde Nr. 22 (*confratribus et confratris*).
- 55 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 278.
- 56 O. Vasella, a. a. O., S. 22 ff.
- 57 F. Jecklin, Zinsbuch des Predigerklosters St. Nicolai in Chur vom Jahre 1515.
- 58 O. Vasella, a. a. O., S. 108, Urkunde Nr. 25; Kdm. Grb., Bd. 7, S. 287.
- 59 O. Vasella, a. a. O., S. 141, Urkunde Nr. 70.
- 60 ebenda, S. 147, Urkunde Nr. 78.
- 61 Rechnungsablage der Bruderschaft von 1419–1427 im Stadtarchiv Chur; F. Jecklin, Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1916, S. 99 ff.
- 62 Nach B. Mathieu, Zur Geschichte der Armenpflege in Graubünden, in JB HAGG 1927, S. 170, hätte das Spital zu St. Martin noch nach 1475 bestanden. Wir fanden in den Dokumenten keinen entsprechenden Hinweis.
- 63 CD, Bd. 4, S. 157f.; Kdm. Grb., Bd. 7, S. 284f.
- 64 CD, Bd. 4, S. 316f.
- 65 Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 8 und 9.
- 66 ebenda, S. 285, Anm. 2.
- 67 ebenda, S. 293f.
- 68 ebenda, Abb. 308 und 309. Die Objekte bestehen aus gebranntem Ton, nicht aus Skaläraschiefer, wie E. Poeschel sagt.
- 69 E. Poeschel, Chur vom Altertum bis ins späte Mittelalter, in BMB 1945, S. 59.
- 70 Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 270, 271.

## **Die Bischöfe von Chur auf der Höhe ihrer Macht**

(ca. 1100–1350)

Dass die Bischöfe von Chur nach dem Aussterben der Grafen von Buchhorn 1089 praktisch alle dem Reich zugehörenden Rechte innehatten, ist eine bekannte Tatsache. Die hohe Gerichtsbarkeit im Bergell besaßen sie schon lange, dazu kam jene in Chur mit der nähern Umgebung und im Schanfigg, 1137 – 1139 durch Verkauf und Schenkung der Grafen von Gammertingen jene im Oberengadin,<sup>1</sup> 1160 durch die Schenkung Ulrichs III. von Tarasp alle Rechte u. a. über viele Leute des Unterengadins,<sup>2</sup> und zweifellos übten die Bischöfe seit 1089 auch die Hochgerichtsbarkeit über die sämtlichen Freien der einstigen Grafschaft Oberrätien aus, so besonders im Vorderrheintal, im Schams und im Raume Grossdomleschg. In den meisten Tälern, von Misox und Calanca abgesehen, besaßen die Bischöfe seit jeher grössere oder kleinere Immunitätsgebiete. Das Oberhalbstein wurde jedoch erst durch Verkauf der Herren von Wangen, 1258, ganz bischöflich.<sup>3</sup> Schon vor 1200 scheinen die Churer Bischöfe auch die Landeshoheit über das Puschlav innegehabt zu haben.<sup>4</sup> Ihre Herrschaft über das weitaus grösste rätische Gebiet war uneingeschränkt, und sie gehörten seit der Zeit der Ottonen zu den Reichsfürsten. Urkundlich wird erstmals 1114 Bischof Wido unter den Fürsten Kaiser Heinrichs V. erwähnt.<sup>5</sup>

Eine folgeschwere Änderung in der Machtstellung der Bischöfe von Chur trat aber schon im Jahre 1170 ein. Friedrich Barbarossa war sicher zweimal in Chur, und seine Beziehungen zu Chur waren rege.<sup>6</sup> Mehrmals erscheinen Churer Oberhirten in seiner Umgebung oder seiner Begleitung, so in Konstanz, Mailand, Ulm, Mainz, Regensburg, Verona, Worms und anderswo. Sie waren als Fürsten zu solch häufiger Abwesenheit und gewiss auch zu grossem persönlichem Aufwand verpflichtet. Nur so ist es verständlich, dass Kaiser Friedrich Bischof Egin von Ehrenfels – wohl auf dessen inständige Bitten – 1170 von allem Hof- und Reichsdienst befreit hat, allerdings nicht ohne Entgeld. Egin von Ehrenfels überträgt dem Kaiser zuhanden seines Sohnes, Herzog Friedrich von Schwaben, dessen Erben und Nachfolgern ein für Chur überaus wichtiges Lehen. Die Originalurkunde liegt im bischöflichen Archiv in Chur;<sup>7</sup> sie nennt als Lehen die «advocatia Curiensis», was verschiedentlich

mit «Schirmvogtei»<sup>8</sup> und «Vogtei des Hochstiftes»<sup>9</sup> oder einfach mit Stiftsvogtei übersetzt wurde, Bezeichnungen, die alle dasselbe meinen, nämlich die bischöfliche Immunitätsvogtei. Deren Inhaber war Vogt über das gesamte bischöfliche Gebiet, im speziellen als «advocatus civitatis Curiensis», also auch Vogt über die Stadt Chur.<sup>10</sup> Hier und in entfernteren Immunitätsgebieten amtierten zu gewissen Zeiten Untervögte. Neben der Immunitätsvogtei gab es aber bis zum Aussterben der Grafen von Buchhorn noch die Reichsvogtei, die in der Folge stillschweigend von den Churer Bischöfen ausgeübt wurde, z. B. über die freien Leute. P. Liver weist nun neuerdings überzeugend nach, dass 1170 unter «advocatia Curiensis» beide Vogteien zugleich, nämlich die ehemalige gräfliche Gerichtsbarkeit und die Immunitätsgerichtsbarkeit verstanden waren.<sup>11</sup>

Das Merkwürdige an der erwähnten Verleihung der «advocatia Curiensis» ist, dass der Kaiser die einst gräflichen Rechte nicht ausgeschieden und für das Reich zurückverlangt hat. So empfing er etwas zu Lehen, das ihm eigentlich mit vollem Recht gehört hätte. Sehr wichtig ist in diesem Zusammenhang das Versprechen des Kaisers: «Unser Sohn wird die Vogtei in der Weise besitzen, dass weder er noch seine Erben und Nachfolger berechtigt sind, dieselbe ganz oder zum Teil an andere abzutreten. Sollte die Bestimmung von ihm nicht beobachtet werden, so geht er der Vogtei verlustig, und der Bischof mag sie nach Belieben, wem er will, verleihen.»<sup>12</sup> Das Lehen sollte also eindeutig im Besitz der Herrscher bleiben, an die man bei Übergriffen ihrer Beamten appellieren konnte. Das Risiko, dass zukünftige Herrscher unbotmässige, für das Bistum schädliche Vögte einsetzen könnten, musste in Kauf genommen werden.

Sowohl Heinrich VI. als auch Friedrich II., Sohn und Enkel Friedrich Barbarossas, bestätigten den Empfang der Vogtei als Lehen, Friedrich II. im März 1213.<sup>13</sup> Nach einem Schenkungsvertrag von 1260 könnte möglicherweise – die Bezeichnung ist nicht sehr präzise – schon 1218 ein Vaz die Churische Vogtei ausgeübt haben;<sup>14</sup> auf alle Fälle taten dies die Vaz während des Interregnums, 1256–1273.<sup>15</sup> Da sie mächtige rätische Territorialherren waren, hatte das Bistum allerhand zu gewärtigen, dies um so mehr, als kein Herrscher da war, der es hätte schützen können. Die für Chur relativ friedsame Zeit der Hohenstaufen, zu denen es sich immer bekannt hatte,<sup>16</sup> war 1250 mit dem Tod Friedrichs II. zu Ende. Erste



Anstände ergaben sich 1252/53 mit den Herren von Matsch, die die Vogtei im bischöflichen Vintschgau ausübten.<sup>17</sup> Viel schwerwiegender aber waren die Übergriffe, die sich eine ganze Anzahl von Feudalherren im Bündner Oberland, die Rhäzüns, Belmont, Montalt und andere erlaubten, die – früheren Abmachungen entgegen – 1255 bischöfliche Burgen besetzt hielten und den Bischof dadurch um Geld zu erpressen versuchten.<sup>18</sup> Als dieser ihrer Forderung nicht nachkam, verbanden sich die genannten Herren noch mit Conrad von Rialt, einem massgebenden Ministerialen der Hinterreintäler, ja sogar mit einigen Herren aus Locarno und zogen Ende August 1255 als grosse Schar gegen Chur. Der Bischof, unterstützt von seinem Bruder, Graf Hugo von Montfort, zog dem Feind entgegen und besiegte ihn in einer wilden Schlacht bei Ems.<sup>19</sup> Merkwürdigerweise erfahren wir nichts über die Stellungnahme der Vaz in dieser Sache, obwohl sie als Inhaber der Vogtei zum Bischof hätten stehen müssen. Dass sie selbst höchst unbotmässig auftraten und das Bistum in mannigfaltiger Weise schmälerten, gaben sie 1275 anlässlich einer grosszügigen Schenkung zur Wiedergutmachung der ihm zugefügten Schäden ohne weiteres zu.<sup>20</sup>

Wenn die Vaz 1275 sich zu Entschuldigung und Schadenersatz herabliessen, lässt sich das nur im Zusammenhang mit der Revindication des Reichsgutes und der Reichsrechte durch den 1273 neu-gewählten König, Rudolf von Habsburg, erklären. Sicher hatten die Vaz in der Zeit des Interregnums ihre Position nicht nur auf Kosten des Bistums Chur, sondern auch auf solche des Reiches unrechtmässig verbessert und ausgebaut. Als der König dann 1273/74 eigenmächtig die Churische Vogtei wieder an sich zog – als Lehen des Bischofs an das Reich hat er sie nie bestätigt –, wollte er seine Rechte möglichst gewahrt wissen. Es war ja in seinem Interesse, wenn auch die Rechte des Bischofs von Chur, nicht nur jene des Reiches, wiederhergestellt waren. Allerdings, ohne Einbusse den Vaz gegenüber scheinen weder der Bischof noch der König geblieben zu sein. Wenn z. B. die Vaz bei der Schenkung von 1275 die Grafschaft Schams zurückbehalten haben, in der doch die Gemeinde der Freien eine grosse Rolle spielte – sie schloss 1204, 1219 und noch 1428 selbständig Verträge mit Chiavenna und der Val S. Giacomo ab –, so verzichtete hier das Reich auf seine Rechte, immerhin in erster Linie zugunsten des Bischofs von Chur; denn die Grafschaft blieb von nun

an Lehen des Bistums an die Vaz. Die Einrichtung der Grafschaft Schams als solche dürfte aber ein Zugeständnis an Walter V. von Vaz gewesen sein, der in einem freundschaftlichen Verhältnis zu Rudolf von Habsburg stand. Es ist doch sehr auffallend, dass die Grafschaft Schams 1275 zum erstenmal genannt wird, in dem Zeitpunkt also, wo auch die Grafschaft über die Freien von Laax eingerichtet worden ist, die jedoch als Lehen des Reiches an die Vaz kam. Auch in andern Tälern sind Rechte des Reiches offenbar auf ähnliche Weise wie im Schams an den Bischof übergegangen, so dass der Churischen Vogtei nur mehr die Cent Chur als geschlossenes Gebiet und restliche zerstreute Kolonien von Freien unterstanden.<sup>21</sup>

Seit der Übergabe an Friedrich Barbarossa war die Churische Vogtei unveräusserliches Lehen des Reiches. Als Vertreter des Königs, «vicarius regis», war 1274 der Ritter Diethelm Meier von Windegg Churischer Vogt,<sup>22</sup> 1282 Cuno von Reichenstein.<sup>23</sup> In beiden Urkunden ist Chur Ort der Handlung. Noch nicht eindeutig beantworten lässt sich die Frage, warum vom König nicht wieder Walter V. von Vaz als Vogt eingesetzt wurde, der das Amt ja schon vor 1273 innegehabt hatte. Ein Grund für die Übergehung könnten schwerwiegende Klagen sowohl von seiten des Bischofs als auch von seiten der Freien gewesen sein. Die Zeitspanne von 1273 bis 1283 in der Geschichte der Freiherren von Vaz birgt noch manches Rätsel, so auch jenes, ob der Vater der letzten Generation Walter IV. oder Walter V. genannt werden soll. Die Meinungen gehen auseinander.<sup>24</sup> Gegen altes Herkommen und Recht verpfändete ihm zwischen 1282 und 1284 König Rudolf die eigentlich unveräusserliche Vogtei über Chur und die Vier Dörfer (Zizers, Igis, Untervaz und Trimmis), d. h. über das Gebiet der alten Cent Chur. Dem König gehörte fortan nur noch die Vogtei über jene Freien, die in der neu geschaffenen Grafschaft Laax zusammengefasst worden waren.

Walter V. von Vaz starb 1284. Seine beiden minderjährigen Söhne Johann und Donat kamen unter die Vormundschaft des Grafen Hugo von Werdenberg, mit dem der Bischof einen Vergleich abschloss. Aus diesem geht unter anderm hervor,<sup>25</sup> dass die Vaz zwar ausserhalb des Hofbezirkes, aber ganz nahe beim Torturm, der heutigen Hofkellerei, als Lehen des Bischofs einen Turm besaßen, der ohne Zweifel durch Inhaber der Reichsvogtei errichtet worden war. Die Überreste des Turmes wurden mehrmals erwähnt und

abgebildet.<sup>26</sup> Im genannten Vergleich wird nun bestimmt, dass weder die Vaz diesen «Spinöl» genannten Turm, noch der Bischof den Torturm erhöhen und dass beide Partner keine Trutzbauten gegeneinander errichten dürfen. Schon dieser Passus allein genügt, das gespannte Verhältnis zwischen dem Bischof und den Vazern aufzuzeigen, die ja seit der Verpfändung wieder die Reichsvogtei innehatten. Nur während der Zeit, da ein Neffe der Freiherren Johann und Donat von Vaz auf dem bischöflichen Throne sass, 1290–1298, gab es keine Zwistigkeiten,<sup>27</sup> aber gleich nach dessen Tod flackerten diese wieder auf. Aus einem Schiedsspruch König Albrechts vom März 1299 geht hervor, dass die Vaz dem neugewählten Bischof Vieh geraubt und entgegen dem früheren Abkommen eine neue Burg erbaut hatten. Allerdings hatte der Bischof seinerseits, möglicherweise mit Einwilligung des Königs, den Turm der Vaz am Hofrand teilweise abbrechen und seinen eigenen Torturm erhöhen lassen. Im Schiedsspruch schützte der König das Vorgehen des Bischofs, offenbar schon in Rücksicht auf die Ablösung der an die Vaz verpfändeten Reichsvogtei durch diesen, 26. Dezember 1299;<sup>28</sup> denn von da an hatten die Vaz in der Nähe des Hofes nichts mehr zu suchen. Für die Rechtsprechung konnte der Bischof fortan nach seinem Gutdünken Vögte und Viztume einsetzen. Zur finanziellen Besserstellung bestätigte ihm der König 1300 die Einnahme einer Weinumsatzsteuer in der Stadt Chur.<sup>29</sup>

Der neugewählte Bischof, Siegfried von Gelnhausen, 1298–1321, konnte nicht nur wegen des Schutzes durch den König so entschieden auftreten; er war als ein völlig Fremder auch der erste vom Papst eingesetzte Bischof von Chur. Mit dessen Einwilligung behielt er zunächst noch die Benefizien des Kanonikates von Aschaffenburg und der Kaplanei im Schloss Gelnhausen bei und war sogar Generalvikar der Erzdiözese Mainz. Das Vertrauen, das er schon am Anfang genoss, zeigt sich darin, dass die Grafschaft Bormio, die seit 1205 von Como beherrscht wurde, sich 1300 freiwillig unter den Schirm von Chur stellte. Tatkräftig brachte Bischof Siegfried 1303 die verpfändeten Burgen Flums und Remüs ans Bistum zurück. Die Fehden mit den Freiherren von Vaz und die Raubzüge zum Schaden des Bistums hörten allerdings weder unter Bischof Siegfried noch seinen drei Nachfolgern auf. Erst mit dem Tod des letzten Vertreters des Geschlechtes, Donats, 1338, und nach der Aufteilung von

dessen Erbschaft unter die Grafen von Werdenberg und von Toggenburg kehrten Ruhe und Frieden ein. Die Vazischen Erben verzichteten nunmehr auch auf ihre Ansprüche am abgebrochenen Turm «Spinöl» in Chur, der nie wieder aufgebaut wurde. Jener Bischof, in dessen auch sonst turbulente Regierungszeit der Tod des Hauptfeindes, des letzten Vazers fiel, erlebte noch die Genugtuung, 1349 von Kaiser Karl IV. die Bestätigung aller Privilegien der früheren Kaiser und Könige,<sup>30</sup> auch jene der Pfandschaft der Reichsvogtei zu Chur, deren Einlösungssumme für das Reich um weitere 300 Mark erhöht wurde,<sup>31</sup> erlangt zu haben, und etwas ganz Ausserordentliches bedeutete für denselben Bischof ohne Zweifel auch die Erhebung seines festen Platzes Fürstenau zu einer eigentlichen Stadt mit Mauern, Toren, Richtstätte und zwei Jahrmärkten durch Karl IV. im Jahre 1354.<sup>32</sup> Das Bistum stand jetzt im Zenit seiner Macht.

Die Inhaber der Churischen Vogtei vor 1299 verfügten, wie gesagt, sowohl über die gräfliche als auch über die Immunitätsvogtei. Dementsprechend gab es in Chur auch zwei verschiedene Gerichtsstätten; die der Immunitätsgerichtsbarkeit wird erstmals 1260 als «in der Halle vor dem Eingang der Kathedrale» erwähnt «in atrio ante hostium Curiensis maioris ecclesie»,<sup>33</sup> jene der gräflichen Gerichtsbarkeit 1303 im habsburgischen Urbar als «in der statt under der burg» gelegen.<sup>34a</sup> Hier wurde offenbar von altersher auch über die Freien gerichtet und verhandelt. So hat z. B. 1204 Konrad von Masein den Pachtvertrag zwischen den Freien von Schams und der Gemeinde Chiavenna in Chur, in der Vorhalle der Kirche St. Martin, abgeschlossen, «Actum in civitate de Curia sub porticu ecclesie sancti Martini». <sup>34b</sup> Nach 1299 setzte der Bischof für die hohe Gerichtsbarkeit einen Vogt ein und als Unterrichter und Verwalter in den Immunitätsgebieten, so in Chur, im Domleschg, im Oberengadin und anderswo je einen Viztum. Nach P. C. Planta sass der Viztum von Chur im frühen 15. Jahrhundert «uff dem brugglin, da man zu den predigern (St. Nicolai) hingät, an offener Reichsstrass» zu Gericht,<sup>35</sup> nicht der Vogt, wie P. Liver annimmt.<sup>36</sup> Im 14. Jahrhundert tagte das Viztumsgericht noch vor der St. Martinskirche. Hier, vor der einstigen königlichen Eigenkirche, dürfte von jeher wohl auch das Hochgericht Recht gesprochen haben, dessen Kompetenzen im spätern 15. Jahrhundert an die Stadt übergingen. Für

Chur ernannte der Bischof ausser dem Viztum in der Folge noch einen Ammann als Marktaufseher und Marktrichter, zum Beispiel zur Kontrolle der Masse und Gewichte sowie aller Lebensmittel, ferner einen Proveid, ebenfalls ein richterlicher Beamter, für Bau- und Grenzstreitigkeiten, schliesslich noch einen Stadtkanzler für die Abfassung von Urkunden und Urteilen und zum Siegeln derselben.<sup>37</sup> In geistlichen Angelegenheiten entschied ein besonderes, direkt unter dem Bischof stehendes Gericht mit einem eigenen Schreiber. Appellieren konnte man hier an den Erzbischof von Mainz, dem die Diözese Chur unterstand. In weltlichen Dingen war eine Appellation an die königlichen Hof- und Landgerichte möglich, ja man konnte in gewissen Fällen sogar direkt an diese gelangen, mit Übergehung der landesherrlichen Gerichte.<sup>38</sup> Die Hof- und Landgerichte sprachen auch nach der Verpfändung der Reichsvogtei an den Bischof von Chur, 1299, die Ächtung über Verbrecher an Kaiser und Reich aus. Eine Verpflichtung an die Gerichte blieb für Chur bis 1396 bestehen.<sup>39</sup> Der Reichsacht hatte die Stadt aber noch späterhin nachzukommen.

Das Regiment des Bischofs war im übrigen kein absolutes. Neben dem Domkapitel erscheinen als mitberatende Korporation bereits 1154 die Ministerialen,<sup>40</sup> die auch für das 13. und 14. Jahrhundert durch eine ganze Reihe von Beispielen belegt werden können.<sup>41</sup>

### Das Wappen und die Patrone des Bistums

Mit dem Pfandbesitz der Reichsvogtei auf unbegrenzte Zeit hatte das Bistum Chur politisch das höchste Ziel erreicht. Es wäre geradezu unverständlich, wenn es just in dieser Zeit, wo die Heraldik allgemeine Bedeutung erlangte, sich nicht auch mit einem sichtbaren Zeichen, einem Wappen, kenntlich gemacht hätte. Die älteste Fassung, die wir kennen, ein dreieckiger Schild mit nach rechts springendem Steinbock, erscheint zwar erst im Spitzovalsiegel des Bischofs Johannes I. Pfefferhart, 1325–1331.<sup>42</sup> Da die Stellung des kleinen Wappens im Zwickel unterhalb der Hauptfigur – hier die thronende Muttergottes mit Kind – fortan beibehalten wurde, dürfte aber erwiesen sein, dass das Wappen als soches eine abschliessende Entwicklung ausserhalb der Stempelschneidekunst, am ehesten in Zeichnung und Malerei erlebt hatte, wahrscheinlich schon bald



nach 1300. Die ältesten erhaltenen farbigen Wiedergaben des Bistumswappens, der schwarze Steinbock auf weissem Grund, finden sich u. a. in der Zürcher Wappenrolle von etwa 1350<sup>43</sup> und auf einem gleichzeitigen Minnekästchen von Scheid im Rätischen Museum.<sup>44</sup> Vorbild für das Anbringen des Wappens im Fuss des Siegels könnte neben fremden Beispielen die freihängende Montforter Fahne im Siegel des Bischofs Friedrich I., 1282–1290, gewesen sein.<sup>45</sup> Das früheste Beispiel, wo das Steinbockwappen allein, als einzige Figur im Zentrum des Rundsiegels erscheint, ist ein Geheimsiegel «Secretum» des Bischofs Ulrich V. Ribi, 1331–1355.<sup>46</sup> Das Wappen mit dem Steinbock führte in der Folge auch der Gotteshausbund, im Siegel offiziell erst seit 1529,<sup>47</sup> aber durchaus in Anlehnung an das wenig ältere des verbündeten Gotteshauses in Chur mit der Inschrift SIGILLUM FOEDERIS CATHEDRALIS.<sup>48</sup>

Wenn im ältesten Kanzlersiegel von Chur, auf das wir in einem spätern Abschnitt zurückkommen, der Reichsadler erscheint,<sup>49</sup> so ist wohl an eine Gunstbezeugung durch Friedrich II. von Hohenstaufen zu denken. Reichsadler und Löwe zeigt auch das Siegel des Heinrich von Sax, 1231, jenes treuen Gefolgsmannes des Kaisers. Die beiden starken und kämpferischen Tiere sind Ausdruck der Macht und der Abwehr. Als entsprechende, aber typisch bündnerische Symbole sind die drohenden, über einem Fallgatter aufsteigenden Steinbockhörner im Siegel des bischöflichen Ministerialen Conrad von Rialt, 1257, aufzufassen, ebenso die Steinbockköpfe an den romanischen Kapitellen der Kirchen von S. Vittore in Muralto und S. Nicolao in Giornico<sup>50</sup> sowie der aufrechte Steinbock am Luciuschrein der Kathedrale, 1252.

Es ist anzunehmen, dass Bischof Friedrich I. von Montfort, 1282–1290, den schreitenden Steinbock aus eigenem Ermessen als Bild für seine Münzen wählte;<sup>51</sup> denn er fand keine Nachahmer (T. 5, 18). Etwas aufschlussreicher ist dann aber ein einmaliges bischöfliches Notariatssiegel von 1291, das auf der Rückseite des Siegels von Bischof Berchtold von Heiligenberg, dem Neffen Donats von Vaz, erscheint.<sup>52</sup> Es zeigt ohne Wappenschild einen aufrechten, d. h. steigenden Ziegenbock mit kurzen Hörnern, der im Begriff ist, von einem über ihm vorstehenden Baumast Laub zu naschen (T. 7, 22). Dieses Motiv findet sich schon in der römischen Kunst und ist später ein stereotypes Element in Bildern der Verkündigung an die Hirten.



Sehr charakteristisch ist dieser Ziegenbock in den Deckengemälden von Zillis dargestellt.<sup>53</sup> Hier frisst das auf den Hinterbeinen stehende Tier Blätter einer durch Ranken gekennzeichneten Weinrebe. Offenbar ist der steigende Ziegenbock dann Vorbild für den Steinbock u. a. auch im Bistumswappen geworden, wie schon gesagt, in Stempelkunst und Malerei um 1300. In diesem Zusammenhang sei noch darauf hingewiesen, dass der laubfressende Steinbock mit mächtigen Hörnern mehrmals in den Malereien des Rhäzünser Meisters in St. Georg, um 1350, vorkommt.<sup>54</sup> Darin sehen wir den Beweis für die von uns geschilderte Entwicklung.

In der bildenden Kunst konnte das Bistum auch durch die Wiedergabe seiner Patrone, Maria und die Heiligen Lucius und Florinus, zum Ausdruck gebracht werden. Die früheste Kunde ihrer Existenz erfahren wir über ein originelles, in den Jahrzeitbüchern der Kathedrale erwähntes Kunstwerk.<sup>55</sup> 1251 stiftete Bischof Volkard eine «rota», d. h. einen Kronleuchter, in dessen Mitte Maria, ihr zur Rechten St. Lucius, zur Linken St. Florinus – ohne Zweifel plastisch – dargestellt sein sollten.<sup>56</sup> Urkundlich werden die drei Patrone erstmals 1288 genannt «de misericordia . . . patronorum nostrorum».<sup>57</sup> Ein Büstenreliquiar des hl. Florinus aus dem frühen 14. Jahrhundert befindet sich im Dommuseum,<sup>58</sup> und ein Florinus-Sarkophag ist für das Ende dieses Jahrhunderts bezeugt.<sup>59</sup> Dass der Luciusschrein von 1252 sich unseres Erachtens ursprünglich in St. Luzi befand, sagten wir schon. Es fällt auf, dass Luciusreliquien im Zusammenhang mit der Kathedrale überhaupt nicht mehr erwähnt werden.<sup>60</sup>

Die früheste und eindrucklichste Darstellung der drei Kirchenpatrone kommt im grossen Ovalsiegel des Bischofs Hartmann II. von Werdenberg-Sargans vor, 1388–1416.<sup>61</sup> Unter einem gotischen Baldachin thront die Muttergottes mit Kind, und in den seitlichen Nischen stehen St. Lucius und St. Florinus; vor dem letztern kniet der nie geweihte Bischof als Johanniter. Unterhalb der Figurengruppe befinden sich die Wappenschilde des Bistums mit dem Steinbock und der Werdenberg mit der Kirchenfahne. Somit ist in diesem hervorragenden Kunstwerk sehr viel ausgesagt, was Bischof und Bistum anbelangt, eine reiche Dokumentation auf kleinstem Raum.

- <sup>1</sup> BU, Nr. 297, 298, 299.
- <sup>2</sup> BU, Nr. 341.
- <sup>3</sup> BU, Nr. 926, 927.
- <sup>4</sup> Kdm. Grb., Bd. 6, S. 3.
- <sup>5</sup> BU, Nr. 247.
- <sup>6</sup> R. Staubli, Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte aus den Churer Totenbüchern, S. 13.
- <sup>7</sup> BU, Nr. 373.
- <sup>8</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 214; F. Pieth, Bündner Geschichte, S. 41.
- <sup>9</sup> R. Staubli, a. a. O., S. 13.
- <sup>10</sup> J. L. Muraro, Untersuchungen zur Geschichte der Freiherren von Vaz, S. 161.
- <sup>11</sup> Abhandlungen zur Rechtsgeschichte, S. 466 ff.
- <sup>12</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 214.
- <sup>13</sup> BU, Nr. 561.
- <sup>14</sup> BU, Nr. 946.
- <sup>15</sup> P. Liver, Abhandlungen zur Rechtsgeschichte, S. 471, besonders Anm. 22.
- <sup>16</sup> R. Staubli, a. a. O., S. 13 ff.
- <sup>17</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 244.
- <sup>18</sup> BU, Nr. 902, 907.
- <sup>19</sup> Necrol. Cur., 26. August.
- <sup>20</sup> BU, Nr. 1060.
- <sup>21</sup> P. Liver, a. a. O., S. 475.
- <sup>22</sup> BU, Nr. 1053.
- <sup>23</sup> BU, Nr. 1110.
- <sup>24</sup> E. Meyer-Marthaler nennt ihn stets Walter IV., P. Liver Walter V. Nach J. Muraro, a. a. O., S. 7 ff. war es Walter V.
- <sup>25</sup> BU, Nr. 1135.
- <sup>26</sup> Wir werden im nächsten Abschnitt ausführlich darauf zurückkommen.
- <sup>27</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 259 ff.
- <sup>28</sup> ebenda, S. 326 f.
- <sup>29</sup> P. C. Planta, Verfassungsgeschichte der Stadt Chur im Mittelalter, S. 41 ff.; CD., Bd. 2, Nr. 95.
- <sup>30</sup> CD, Bd. 3, Nr. 40.
- <sup>31</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 359 f.
- <sup>32</sup> CD, Bd. 2, S. 419.
- <sup>33</sup> BU, Nr. 946.
- <sup>34a</sup> P. Liver, a. a. O., S. 469.
- <sup>34b</sup> BU, Nr. 504.
- <sup>35</sup> P. C. Planta, a. a. O., S. 30 f.
- <sup>36</sup> P. Liver, a. a. O., S. 469.
- <sup>37</sup> P. C. Planta, a. a. O., S. 38.
- <sup>38</sup> Ein sprechendes Beispiel dafür ist die Klage der Grafen von Werdenberg-Sargans gegen die Freien am Schamserberg vor dem Hofgericht in Basel, 4. April 1434, vgl. C. Simonett, BMB 1938, S. 280 ff.
- <sup>39</sup> CD, Bd. 4, Nr. 214.
- <sup>40</sup> BU, Nr. 330.
- <sup>41</sup> O. Vasella, Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, S. 74 ff.
- <sup>42</sup> E. Meyer-Marthaler, Die Siegel der Bischöfe von Chur, JB HAGG 1944, Abb. 13.
- <sup>43</sup> W. Merz / F. Hegi, Die Wappenrolle von Zürich, Tf. 1, Nr. 16 (Fahne).
- <sup>44</sup> F. Jecklin, Das Kästchen von Scheid, Farbtafel.
- <sup>45</sup> E. Meyer-Marthaler, a. a. O., Abb. 9b.
- <sup>46</sup> ebenda, Abb. 14e.
- <sup>47</sup> Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, Abb. vor S. 305 und Text S. 549 f.

- <sup>48</sup> ebenda, Abb. vor S. 257. Die Jahreszahl in der Bildlegende, 1282, ist ebenso falsch wie die Beanspruchung der Fahne des Grauen Bundes (Abb. vor S. 113) für den Gotteshausbund.
- <sup>49</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 6. Das Siegel ist von 1322, nicht von 1233.
- <sup>50</sup> Suisse Romane 1958, Tf. 8 und 16.
- <sup>51</sup> Original im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich.
- <sup>52</sup> Urkundenbuch Zürich, Bd. 6, Nr. 2166.
- <sup>53</sup> P. Heman / E. Murbach, Zillis, Tf. 59.
- <sup>54</sup> Kdm. Grb., Bd. 3, Abb. 52 (oben, 5. Feld von links, Mitte, 7. Feld von links).
- <sup>55</sup> Necrol. Cur., 16. Oktober.
- <sup>56</sup> R. Staubli, a. a. O., S. 85.
- <sup>57</sup> BU, Nr. 1178
- <sup>58</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 182.
- <sup>59</sup> ebenda, S. 164, Anm. 1.
- <sup>60</sup> Das Büstenreliquiar von 1499 stammt aus St. Luzi; Kdm. Grb., Bd. 7, Abb. 186.
- <sup>61</sup> E. Meyer-Marthaler, a. a. O., Abb. 18a.

## **Die bauliche Entwicklung und die Einteilung der Stadt**

(ca. 1100 bis 1400)

### **Die Wehrbauten und die bischöfliche Wohnung auf dem Hoffelsen**

Mit dem Aussterben der rätischen Gaugrafen kurz vor 1100 waren die Bischöfe von Chur im Grunde die unumschränkten Herren des Landes geworden. Über den baulichen Zustand des Hofes lässt sich für diese Zeit mit einiger Sicherheit nur sagen, dass die karolingische Kathedrale, die wohl saalhausartige Wohnung des Bischofs, nämlich das 1200 erwähnte «antiquum palatium episcopi»,<sup>1</sup> sowie Annexe für die Chorherren und das Gesinde immer noch im Osten und Süden halbkreisförmig von der breiten Theoderichmauer eingefasst waren, an deren Ende je ein niederer Turm stand.<sup>2</sup> Eine gerade und bedeutend schmalere Mauer auf der Nordwestseite, gegen die Stadt hin, verband die beiden niedern Ecktürme; jener in der Südwestecke befand sich etwas erhöht neben dem Toreingang. Von der Stadt aus konnte kaum mehr als die eintönige Ummauerung gesehen werden, da zu dieser Zeit ja keine hohen Bauten auftrugen. Das Ganze machte wohl den Eindruck einer Festung, nicht aber einer eigentlichen Burg.

Das Bild sollte sich jedoch bald radikal ändern. In einem grosszügigen, alle Teile umfassenden Bauvorhaben wurde zunächst der der Stadt zugekehrte Teil des alten Kastells durch zwei neue, viel grössere Ecktürme, drei zwischen diesen liegende kleinere Türme und eine sehr hohe Wehrmauer ersetzt, durch eine Anlage also, die als mächtige, imposante Burg wirken musste, als etwas durchaus in sich Geschlossenes und von der Stadt völlig Abgetrenntes. Erst in diesem Bau kamen die Macht und Bedeutung des Bischofs und Fürsten voll und ganz zur Geltung. Hier traten sie augenfällig für alle in Erscheinung. Im Innern dieser Burg entstand für den Bischof zu gleicher Zeit ein neuer Wohntrakt, ein «palatium novum», und – was viel wesentlicher für den Bischof selbst und für die Kirche im allgemeinen war – eine von Grund auf neue Kathedrale.

Alle diese Bauten waren um 1100 wahrscheinlich schon geplant. Für die Entstehung des Hauptturmes Marsöl haben wir keine ge-

naueren Anhaltspunkte. Bossenquadern an den Ecken und in der Mauerfläche, wie hier, fehlen z. B. am Turm von Nieder-Juvalta, der sicher vor 1149, dem ersten Auftreten des Geschlechtes, erstellt worden ist. Wenn aber 1200 das alte Palatium noch erwähnt wurde, so muss das neue, das höchstwahrscheinlich wie das heutige an den Turm Marsöl anschloss, etwas um 1170 und der Turm noch etwas früher entstanden sein. Engere Datierungen nur auf Grund der Mauertechnik erweisen sich als sehr fragwürdig. Das zeigt auch die Art der Mauerung am Torturm, der jetzigen Hofkellerei, die E. Poeschel in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert. Zunächst ist festzuhalten, dass diese Anlage unseres Erachtens genaugenommen aus zwei ineinander verschachtelten Türmen besteht, was auch aus dem Holzschnitt von Sebastian Münster, 1550, hervorgeht (T. 8, 28). Der südliche, an der intakten Südseite 9 m breite Turm erhebt sich genau in der Südwestecke des Hofplateaus und dürfte – der Holzschnitt deutet dies an – auf den Fundamenten des einen Theoderichturmes errichtet worden sein. An seiner Nordseite lag ursprünglich der Haupteingang zum Hof. Teilweise, d. h. etwa 3 m tief in diesen südlichen Turm hinein und genau über dem Tor erbaute man dann die Hofkellerei. Dass der grösste Teil des kleineren Turmes in derselben Art gemauert ist wie der gesamte Torturm spricht eindeutig für gleichzeitige Entstehung, was auch aus der Zeichnung von Münster hervorgeht. Bossenquadern mit Randschlag und opus spicatum, die typischen Merkmale für Bauten bis ca. 1250, fehlen, wenn man von den rein dekorativen Bossen am Torbogen der Hofkellerei absieht. Wir zögern deshalb nicht, die ganze Anlage in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren und glauben, auch einen urkundlichen Beleg dafür zu haben. Wenn 1299 die Rede ist vom Abbrechen «des nuwen buwez uff den turn dez gotzhus von Kur, der da ob dem tor stat der vesti ze Kur»,<sup>3</sup> so kann es sich nur um den gesamten hohen Torturm handeln; denn ein anders gearteter Mauerabschnitt, eine Zäsur zwischen zwei Bauperioden lässt sich nicht beobachten, und dass die Hofkellerei einmal noch höher gewesen sei, ist kaum anzunehmen. Die Stützpfeiler an der Frontseite sprechen auch dagegen. Dass übrigens der grösstenteils neu erbaute «Theoderichturm» und der zum Teil in ihn hineingesetzte, von Grund auf neu errichtete Torturm eine Einheit bildeten, geht auch daraus hervor, dass hier in erster Linie ein Mesner der Kathedrale, d. h. auch

der Tag- und Nachtwächter des Hofes untergebracht war. 1442 wird ein Haus in der Stadt genannt, dessen Einkünfte der Mesnerie, zukommen «das ander hus gehoret in das mesener ampt uff dem Turn»,<sup>4</sup> und P. C. Planta spricht noch 1879 vom Torturm als «der heutigen Messnerie». <sup>5</sup> Im südlichen Turm lag ohne Zweifel, wie jetzt noch, die Küche neben der grossen Stube im Torturm, die erstmals 1380 als Trinkstube erwähnt wird. <sup>6</sup> Die Mesnerfamilie sorgte offenbar auch für die Bewirtung der Chorherren.

Mit der Erbauung des breiten Torturmes trat die bischöfliche Feste zwar noch wuchtiger in Erscheinung, aber eindeutig als «Burg» wird sie urkundlich schon 1180 erwähnt «caminata in castro Curiensi sita», nicht etwa erst 1282 «Curie in castro». <sup>7</sup> Dass es in dieser Burg ein unteres und ein oberes bischöfliches Wohnhaus gab, erfahren wir aus einer Urkunde von 1394, wo von einer Stube, also von einem heizbaren Raum «im oberen Haus» die Rede ist «in stuba superiori domus castri Curie». <sup>8</sup> Im Burgenbuch nimmt E. Poeschel an, mit dem «obern Haus» sei der im Holzschnitt von Sebastian Münster rechts neben dem bischöflichen Schloss wiedergegebene Wohnturm mit Satteldach gemeint, <sup>9</sup> im Churer Band der Kunstdenkmäler schreibt er die Erbauung dieses Turmes jedoch Ortlieb von Brandis zu. <sup>10</sup> Die zuerst geäusserte Meinung dürfte die richtige sein, weil der grosse Turm im Knillenburger Prospekt rechts neben einem viel kleineren erscheint, eben dem «kleinen Thurm bey der Schlossporten» des Bischofs Ortlieb. Mit Schlossporte ist das Tor zur Schanfiggerstrasse gemeint.

Wenn man 1284 gegen den Hof hinaufschaute, fiel ausser dem beherrschenden Turm Marsöl, den niedern Mauertürmen und dem Torturm, an dem möglicherweise noch gebaut wurde, rechts neben dem letztern noch ein weiterer grosser Turm auf, der Spinöl, den damals die Freiherren von Vaz in Händen hatten. In einem schiedsgerichtlichen Entscheid von 1284 wird nämlich gesagt, dass weder Johann und Donat von Vaz ihren Turm zu Chur, noch der Bischof seinen Turm «ob dem tôr» höher bauen soll, als wie die Türme «jeze» seien. <sup>11</sup> 1295 wird weiterhin in einem Vertrag der Vaz mit dem Bischof bestimmt, dass der Vazische Turm nicht höher gebaut oder ausgebessert werden soll, <sup>12</sup> und 1299 wird die Entscheidung, ob dieser zerstörte Turm «der da gebrochen wart» wieder aufgebaut werden würde oder nicht, verschoben, ebenso wie jene über das



Abbrechen des Neugebauten am Torturm «umb daz abe brechen dez nuwen buwez uff den turn . . . der da ob dem tor stat».<sup>13</sup> Aus welchen Gründen der Vazische Turm zwischen 1284 und 1295 teilweise gebrochen wurde, wissen wir nicht, wahrscheinlich doch in einem spontanen Aufstand gegen die Vaz, die den Turm als Immunitäts- und Reichsvögte innehatten. Nur so lässt es sich erklären, dass erst die Erben der Vaz, 1338, auf ihre Ansprüche am abgebrochenen Turm Spinöl und an der bei demselben gelegenen Hofstatt verzichteten.<sup>14</sup> Das Aufschieben der wichtigen Entscheidung im März 1299 versteht man durchaus, weil der Bischof ja am 26. Dezember desselben Jahres die vom Kaiser an die Vaz verpfändete Reichsvogtei einlöste und wieder an sich brachte.<sup>15</sup> Mit der nach dem Entscheid von 1284 unerlaubten nachträglichen Erweiterung des alten Torturmes möchten wir jenen Teil bezeichnen, der noch heute über den ursprünglichen Turm beim Tor, den «Theoderichturm» hinausragt, eben den imposanten, vorspringenden Turm der Hofkellerei.

Den oben zum Teil abgetragenen und von Rissen durchzogenen Turm der Vaz hat Sebastian Münster als siebenten der aufgereihten Türme rechts aussen auf dem Holzschnitt angegeben. Er ähnelt in seinem rudimentären Zustand dem Turm in Lumbrein, mit dem er auch in der Form der kleinen Rundbogenfenster übereinstimmt.<sup>16</sup> Sebastian Münster erwähnt den Turm in seiner Beschreibung des Hofes mit den folgenden Worten: « . . . dann es sind vorhin daselbst allein alte zwey veste Schloss auf dem Bergle gestanden, der jetzt das ein der Bischofflich Hof, ist noch ein gantze wehrhaffte Burg mit gewaltigen Thürmen. Das ander auff diesem Berglein gelegen ist zerbrochen, aber die Mawren sind noch dick und starck, ist allein ein Graben zwischen beyden. Das gebrochen heisse noch Spinoeila, das ist Rhetysch gesprochen Dorn in Augen.»

E. Poeschel sagt sowohl im Burgenbuch<sup>17</sup> wie in den Kunstdenkmalern – und viele sind ihm darin gefolgt – der Turm Spinöl sei heute völlig verschwunden. Nach den Chronisten Tschudi und Campell, sagt Poeschel weiter, müsse man den Spinöl ausserhalb des Burgberings (des Hofes), jedoch noch auf dem Hügel, und zwar beim heutigen sogenannten Obern Spaniöl, dem einstigen Haus von Abys suchen, Spuren seien nicht mehr vorhanden. Den Namen Spinöl leitet Poeschel von spina gleich Dorn ab und meint, er sei vielleicht

mit einem früheren Dornverhau im Vorfeld der Burg zusammenzubringen.

Nun haben wir nach eifrigem Suchen im höchst romantischen Garten des Hauses von Abys den alten Vaz-Turm doch noch entdeckt und sind in der Lage, einige Fragen gültig zu beantworten (T. 8, 29). Der auf der Ost- und Nordseite noch 3,30 m hohe Turmfuss in Form einer stumpfen Pyramide ist, wie auch Partien auf der Westseite zeigen, auf einem aufragenden Felssporn, eben auf einer «spina», die jetzt die oberste Terrasse des Gartens trägt, erbaut worden, im Abstand von etwa 10 m südlich des «Theoderichturmes» und auf beinahe gleicher Höhe. Teile des Ost- und Westfusses sowie die ganze Verankerung auf der Südseite sind abgestürzt, vielleicht auch zur Steingewinnung abgesprengt worden. Sehr schön erhalten sind die Nordost- und die Nordwestecke des nach unten breiter werdenden Turmfusses. Die Ecken zeigen grosse Bossenquadern mit Randschlag. Das übrige Mauerwerk ist aus Quadersteinen sorgfältig gefügt. Ganz intakt ist die 10 m lange Nordseite. Nach einer 1860 publizierten Skizze von Ferdinand Keller war der Grundriss ein unregelmässiges, dem Gelände angepasstes Sechseck.<sup>18</sup> Nach unserer Berechnung dürfte die Grundfläche etwas grösser als jene des Marsöls gewesen sein. Zwischen «Theoderichturm» und Spinöl klaffte einst ein tiefer, natürlicher Einschnitt, der jetzt weitgehend ausgeebnet ist. Da der Turm Spinöl nicht nur ausserhalb der Hofummauerung, sondern auch ausserhalb der Stadtmauer lag, war er nur von Süden her zugänglich. Wir werden darauf zurückkommen.

Was die zeitliche Einordnung des Spinöl anbelangt, ist daran zu erinnern, dass ein ausladender Fuss unseres Wissens nur bei den Bergfrieden von Mesocco und Rietberg vorkommt, die beide im späten 12. Jahrhundert entstanden sein sollen. Ferdinand Keller spricht vom 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Die sehr sorgfältige Mauerung möchten auch wir der Zeit um 1200 zuschreiben. Stimmen diese Annahmen, so wurde der Turm aber nicht von den Vaz erbaut, die die Reichsvogtei nicht vor 1250 innehatten.<sup>19</sup> Er müsste schon bedeutend früher eigens für die Inhaber der Vogtei errichtet worden sein, vielleicht schon bald nach 1170, wo die Vogtei an das Kaiserhaus der Hohenstaufen kam.

Zu jeder Burg gehörten zumindest auch Stallungen für die Pferde und Unterkünfte für das Gesinde. Meistens aus Holz erbaut, sind

diese Anlagen natürlich längst verschwunden, doch beweist zuweilen eine Terrassierung im nahen Gelände, dass es sie gab. Im Zusammenhang mit dem Turm Spinöl erfahren wir aus der schon erwähnten Verzichtleistung der Vazischen Erben von 1338, dass sie auch ihre Ansprüche auf die beim Turm gelegene Hofstatt aufgegeben haben.<sup>20</sup> Bei dieser Hofstatt, «die zwischend demselben turn und Kurtesell ze Chur gelegen ist», kann es sich nur um die heutige grosse Gartenterrasse südlich des von Abys-Hauses handeln, die, von unten gesehen, mit der hohen, gleich hinter dem Mühlbach aufsteigenden Stützmauer wie ein Festungswerk aussieht und besonders mit einem noch erhaltenen Rundbogenfenster sehr alt zu sein scheint. Zum Teil in den Felsen gehauene Gelasse am Südende des Gartens, von denen aus eine sagenhafte innere Treppe zum Wasser geführt haben soll, könnten auf die Burgenzeit zurückgehen. Curtisella hiess das ausserhalb der Stadtmauer, links vom Metzger- und Gerbertor liegende Gelände, wo jetzt die Bildhauerwerkstätten Bianchi & Co. sind, wo die geheime Treppe ausmündete und von wo auf alle Fälle der Weg zum Turm Spinöl hinanstieg. Der «Garten Spinoel» wird schon um 1370 erwähnt,<sup>21</sup> und 1589<sup>22</sup> verkauft ein Churer Bürger «den Garten, Spaniöl genannt, vor dem Gerber Thürlj gelegen, stosst hinden an gemeiner Stattringmur, der Chorherren Trinkstuben und an Herr Nicolay Venosta, beider rechten Docktor und Thumprobst des bischöflichen Gestifts Chur behauung, vornen an der Statt Mülbach und Andres Grabers seligen erben huss und krautgarten».

Interessant ist auch, dass in der Stadtordnung von Chur von 1370 die noch heute am vorspringenden Felsen bestehende Biegung des Mühlbaches als bei der Burgruine (Spinöl) befindlich angegeben wird «von der welbi Turaschz (Turratscha) untz (bis) zer brugge zer metzi (Metzg)».<sup>23</sup> Dieser Passus beweist, dass der hochgelegene, rudimentäre Turm Spinöl immer noch ein starker Blickfang war. Das Wort «welbi» wurde bisher fälschlicherweise als «Gewölbe» mit der Brotlaube in Zusammenhang gebracht. Sollte doch ein Gewölbe gemeint sein, könnte es sich nur um die von uns mit dem Turm in Zusammenhang gebrachten Gelasse im Spaniölgarten handeln, die oberhalb der Bachbiegung liegen.

Die sonderbare feudale Besitzung, Turm, Hofstatt und der ganze felsige Abhang unmittelbar vor der Stadtmauer und vor der bischöf-

lichen Burg gelegen, hatte somit alle Vorzüge, die man sich denken kann: Wehrhaftigkeit, Aussicht, Wasser, einen völlig freien Zugang vom offenen Land her. Sie war höchstwahrscheinlich schon 1170 im Lehen des Bischofs an den Sohn Barbarossas, Herzog Friedrich von Schwaben, vorgesehen und bedeutete für Chur die erste Herausforderung des fremdländischen Adels. Unzählige Bündner Burgen mit deutschen Namen sollten diesem «Eindringling» nachfolgen.

#### Der Neubau und die Ausstattung der Kathedrale

Für die Umgestaltung des veralteten Kirchenkastells zu einer zeitgemässen feudalen Burg und für die Erbauung eines neuen «Palatiums» war die Planung eines Neubaus der Kathedrale Vorbedingung. Wir sagen Planung, weil die Ausführung der Arbeiten sehr zögernd verlief und der Abschluss erst rund 100 Jahre nach Baubeginn möglich wurde. Im Vergleich zur karolingischen einschiffigen, wohl flachgedeckten, wahrscheinlich mit drei halbrunden Apsiden versehenen Anlage sollte eine gewölbte dreischiffige Kirche mit Vor- und Hauptkrypta, Altarhaus und Priesterchor entstehen, fast doppelt so lang, aber gleich breit wie die bisherige, und dazu kam noch ein Glockenturm. Aber diese völlig neuen Masse und Häufungen entsprangen nicht dem feudalen Machtdenken, das an den Wehranlagen so auffällig zur Geltung kommt. Hier diktierte vor allem der Glaubenseifer der Kreuzzüge. Nicht von ungefähr sind in den Kapitellen des Altarhauses Ritter mit grossen Schwertern dargestellt neben Engeln, von denen einer das für Kreuzfahrer typische Tatzensteckkreuz vor sich hält. 1149 war der von Bernhard von Clairvaux angeregte zweite Kreuzzug zu Ende geführt worden, und um 1150 wurde von Bischof Adalgott – welch merkwürdiger Zufall –, einem Schüler des Bernhard von Clairvaux, der Grundstein zur neuen Kathedrale von Chur gelegt. 1178 erfolgte die Weihung des Hochaltares. 1208 waren die Krypten, Altarhaus und Priesterchor vollendet, um 1250 das Langhaus mit dem Westportal, und dann folgte noch die Errichtung des Turmes. Die zweimalige Brechung der Bauachse dürfte auf die berstende Felswand zurückzuführen sein, der später ja auch ein Teil des Turmes Spinöl zum Opfer fiel.

Über die Kathedrale St. Maria soll hier nur unsere kurze, wenig veränderte Zusammenfassung folgen, die schon im Stadtbuch «Chur» vorweggenommen wurde. Im Gegensatz zu St. Luzi, wo

die Aufführung des Hochchores chronologisch von Westen nach Osten verlief, begann man mit dem Neubau der Kathedrale im Osten, das heisst mit der hintern Krypta, in deren Altar unter anderen Apostelreliquien niedergelegt wurden. Das wuchtige, mit einem Stier-, einem Löwen- und einem bärtigen Männerkopf verzierte Würfelkapitell über der Säule der niedern Abschlussarkade wirkt wie ein Auftakt für das Kommende. In der Kathedrale sollten die Macht und der Reichtum der Hauptkirche des rätischen Gebietes in hohem Masse sichtbar gemacht werden.

Vor der hintern Krypta befindet sich eine niedere, beängstigend flach gewölbte Vorkrypta. Wohl um die gewagte Statik etwas zu vertuschen, steht in ihrer Mitte eine praktisch zwar wirkungslose, aber gefühlsmässig doch wünschenswerte, höchst originelle achtek-kige Stütze, die ursprünglich vielleicht für das Hauptportal gedacht war. Wie aller plastische Schmuck der Kathedrale besteht sie aus dunkelgrauem einheimischem Schiefer. Sie ruht auf dem Rücken eines hockenden Mannes, der seinerseits mit untergeschlagenen Beinen auf einem liegenden Löwen sitzt. Dieser hält einen vorzüglich modellierten Widder in den Pranken. Das Kapitell zeigt vier bärtige Männer, die unter der Last der von ihnen getragenen Deckplatte fast zusammenbrechen.

Über den beiden Krypten erhebt sich der Hochchor, der in Presbyterium, das heisst Priesterchor, und Altarhaus gegliedert ist. Das Schiff ist dreiteilig. Vier von Halbsäulen umkleidete massive Pfeiler tragen mit den entsprechenden Wandpfeilern die verhältnismässig niedern Kreuzgewölbe. Interessant sind die gedrückten Spitzbogen der Seitenschiffe, weil sie nach unten leicht hufeisenförmig eingezogen sind und damit an islamische Bauten erinnern. Ob dieser Zug dem Aufenthalt Friedrichs II. von Hohenstaufen zu verdanken ist, der 1212 von Sizilien über Chur nach Deutschland zog? Der Gesamt-raum der Kathedrale wirkt eher schwerfällig, düster und streng. Die durch den Baugrund bedingte zweimalige Brechung der Achse erhöht den Eindruck von etwas sehr Altem, den auch die Bauplastik nicht aufzulockern vermag. Die vorzüglich gearbeiteten figürlichen Kapitelle von Altarhaus und Presbyterium – Einzelheiten können hier nicht erläutert werden – verdankt man einer einheimischen Werkstatt, die jener des bekannten oberitalienischen Meisters Antelami nahesteht. Als beste Leistung ist das Kapitell am



Südpfeiler des Chorbogens anzusprechen, das in der Mitte Daniel zwischen den beiden Löwen darstellt. Ein Vergleich dieses Kapitells mit dem gegenüberliegenden am Nordpfeiler zeigt eindrücklich, zum Beispiel in der Faltengebung, den Qualitätsunterschied. Auch die figürlichen Kapitelle im Schiff gehören der zweiten, weit weniger fähigen Werkstatt an. Einer ihrer Gesellen hat sogar unverantwortlich ausgiebig gepfuscht. Leider liess sich die Sache nicht korrigieren, weil die Kapitelle als Rohblöcke an Ort und Stelle versetzt und erst hier bearbeitet worden sind. Die nur mit Blättern und Knospen verzierten Kapitelle erscheinen als gekonnter. Sie zeigen schon Ansätze zu frühgotischen Formen.

Zu einem stilistischen Vergleich eignen sich vorzüglich auch die beiden aus der Wand vorstehenden Löwenköpfe links und rechts der Choraufgänge. Der südliche, mit den symmetrisch angeordneten Spirallocken – er klammert sich an einer Konsole fest – stammt aus der «Danielwerkstatt»; der nördliche, im zottigen Fell – seine Beute ist ein nackter Mensch –, entspricht dem Löwen an der Stütze in der Vorkrypta und jenen, auf denen die vier jetzt am Abstieg zur Vorkrypta aufgestellten Apostelfiguren stehen. Genauer gesagt sind es Säulen, an die sich die Apostelfiguren, auf Blattkonsolen stehend, anlehnen, Petrus, Paulus, Johannes und Jakobus der Ältere. Die Löwen, ihre Opfer zwischen den Pranken, versinnbildlichen das Böse, die Apostel über ihnen die Überwindung von Tod und Sünde. Aus der Verzierung der Kapitelle und andern Merkmalen geht hervor, dass die Bildwerke paarweise zusammengehören und dass die Figuren Johannes und Jakobus axial hinter Petrus und Paulus angeordnet waren. Die neueste Forschung nimmt mit guten Gründen an, sie hätten ursprünglich eine am Presbyterium vorstehende Kanzel getragen und dem darunter befindlichen Altar als Ziborium gedient. Stilistisch sind die Apostelsäulen vom Portalschmuck der berühmten Kirchen von Arles und Saint-Gilles in der Provence abhängig. Die Churer Figuren weisen aber etwas jüngere Züge auf, auch in der Anordnung, und sind in die Zeit um 1200 zu datieren. Vielleicht hat ein über Italien zugereister Künstler sie und die verwandten Werke geschaffen. Dass Beziehungen zu Frankreich nachgewirkt hätten, weil der Urheber des Kathedralen-Neubaus, Bischof Adalgott (1150–1160), aus dem Kloster Clairvaux kam, ist kaum anzunehmen.



Dem Ablauf des Bauvorganges von Osten nach Westen entsprechend, müssen das Hauptportal und das darüber angebrachte grosse Fenster zuletzt errichtet worden sein. Das Portal führt abgeschrägt in die Wand hinein. Seitlich stehen auf einer glatten Sockelbank je sechs sehr schlanke Säulen mit Vasen und eleganten Knospenkapitellen. Über den letztern liegt ein durchgehender, mit stilisierten Akanthusblättern feinverzierter Kämpfer. Der glatte Türsturz wird von zwei figürlich verzierten Konsolen gestützt. Sechs mit dem flachen Entlastungsbogen über dem Türsturz parallellaufende wulstförmige und verschieden bunt bemalte Bögen schliessen nach aussen mit einem leicht profilierten Bogen ab. Sie sind ausgesprochen romanisch, während die Tiefe des Portals, die Säulen sowie deren Kapitelle schon in die Gotik weisen. Am grossen Rundbogenfenster, für das ein Ritter um 1300 inzwischen verlorengegangene Glasgemälde gestiftet hatte, fallen Teile von Säulenschäften aus weissem Marmor auf, die ohne Zweifel von der Tello-Kathedrale herkommen, gleich wie die kleinen marmornen Säulen am Altarfuss des heutigen romanischen Hochaltars. Hier und am grossen Fenster kommt der Farbwechsel von Weiss und Grau sehr schön zur Geltung. Er war besonders in Italien beliebt. Zwei symmetrisch angeordnete romanische Kapitelle am aussergewöhnlich hohen, gemauerten und von kleinen Säulen gegliederten Hochaltar zeigen symbolische Motive: ein Löwenhaupt, Ausdruck der drohenden Gefahr, und einen an grossen Blättern knabbernden Hasen als Ausdruck der Furchtsamkeit. Dass ein Hase gemeint ist, nicht wie schon vermutet ein Esel oder ein Lamm, beweisen unter anderm die mehrgliedrigen Pfoten, der kurze Schwanz und die stehenden Ohren.

Auf alle aus Chur stammenden romanischen Kunstgegenstände hinzuweisen, kann nicht Aufgabe dieser Zusammenfassung sein. Es sollen nur einige hervorragende Stücke erwähnt werden. Von Chur kommt die älteste Holzstatue der Maria in der Schweiz (Schweizerisches Landesmuseum in Zürich). Sie wird gegen 1000 entstanden sein und stellt die Gottesmutter thronend dar, das bis zu den Knöcheln bekleidete Kind mit untergeschlagenen gekreuzten Beinen vor sich im Schoss. Die gleiche Beinstellung zeigte schon der Löwenreiter in der Vorkrypta; sie erinnert an sitzende Buddhas, kommt letztlich also aus dem Orient. Das 87 cm hohe Werk ist aber auch im Ausdruck aussergewöhnlich. Es zeigt eine Beseelung, ja sogar Lieblich-

keit, die andern gleichzeitigen Figuren durchaus fehlen. – Viel altertümlicher wirkt ein silbernes Triumphkreuz von 1,20 m Höhe aus der Zeit um 1250, das einst auf einem Querbalken im grossen Chorbogen stand (Domsakristei). Der Gekreuzigte ist im Flachrelief mit waagrecht ausgestreckten Armen und geradeaus gerichtetem starrem Blick dargestellt. Haar, Bart und das kurze Lendentuch sind vergoldet. Den Heiligenschein zieren rundgeschliffene Kristalle. Vielleicht ist das Kreuz französischer Herkunft. – Sicher eine einheimische Arbeit liegt im St. Luciusschrein von 1252 vor, einem hausförmigen, fast meterlangen Reliquienbehälter aus vergoldeten Kupferplatten auf Holzkern (Dommuseum). Vorhanden ist nur die vordere Hälfte des Schreins, aber möglicherweise ist diese Form wegen der Schaustellung auf dem Altar gewollt gewesen. Wand und Dach sind durch plastische Arkaden gegliedert. In sie hineingestellt sind oben die Reliefs des Gekreuzigten mit Maria, Johannes, Petrus und Jakobus, unten solche von sechs Heiligen. Obwohl die Figuren, vor allem die Gesichter, alles andere als gekonnt erscheinen, macht der Schrein gesamthaft doch den Eindruck des Kostbaren und in hohem Masse Verehrungswürdigen. – Künstlerisch und inhaltlich hochwertig ist ein aus zwei Teilen bestehender bronzener Kreuzständer des späten 11. Jahrhunderts (Dommuseum). Auf vier Löwenfüssen ruht kalottenartig ein Rankengeschlinge, in dessen Mitte vier nach unten gekippte Vasen liegen. Aus jeder fliesst einer der Paradiesflüsse durch einen Löwenrachen auf die Standfüsse herab. Auf den vier Löwenköpfen sitzen die vier Evangelisten an ihren Schreibpulten. Dieses Ganze bildet den untern Teil des Ständers. Der obere Teil zeigt zwei Engel, die den säulenförmigen Kreuzhalter tragen. Sie stehen auf dem Rand des Grabes, aus dem Adam – nach einer Legende – erwachend heraufsteigt. Zur Idee der lebenspendenden Quellen der Evangelien und zum Wunder der Auferstehung gehörte als Hauptsache natürlich noch das jetzt nicht mehr vorhandene Kreuz. – Ein weiteres äusserst seltenes und kostbares Stück ist eine 42 cm hohe, oben rundbogig abgeschlossene Tafel aus Kastanienholz, die vermitteltst eines Ringes frei aufgehängt werden konnte. In den leicht vertieften Feldern der beiden Seiten waren die wöchentlichen Funktionen der Chorherren auf Pergament oder Papier verzeichnet. Um die Schreibfläche herum zieht sich ein breiter geschnitzter Rahmen. Seine Ornamentierung be-

steht aus Ranken, Blättern, Rosetten und eingestreuten Tierfiguren. Die Bogenfelder füllen ein Agnus Dei zwischen Trauben und zwei unter einem stilisierten Baum liegende Löwen. Ursprünglich war das Schnitzwerk bunt bemalt. Die Arbeit, die an viel frühere Elfenbeinschnitzereien erinnert, wird dem 12. Jahrhundert zugeschrieben. Nur zeitlich, keineswegs stilistisch, mag als letztes noch ein Messgewand aus islamisch-ägyptischem Stoff der Zeit um 1300 aufgeführt werden (Dommuseum). Die darin immer wiederkehrenden Schriftbänder sind in arabischer Sprache abgefasst. Ursprünglich diente der reichliche Stoff wohl als Umhüllung eines grösseren Reliquienbehälters.

Dass der gotische Stil sich bereits beim Abschluss des Kathedralen-Neubaus um 1250 bemerkbar machte, wurde schon oben gesagt. Aus der Frühgotik, das heisst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts seien nur drei bedeutende Kunstwerke erwähnt. Es sind dies die Wandmalereien in der Taufkapelle, ein weiterer Reliquienschrein und Teile eines Chorgestühls. Die erstern, eine dramatische und zugleich ergreifende Kreuzigung, eine reizvolle Anbetung der Könige sowie eine Reihe stehender Heiligenfiguren, malte der «Waltensburger Meister», der sehr wahrscheinlich aus Niederösterreich kam. Auf Beziehungen des Stifters zu Zürich weisen die auf der rechten Seite des Kreuzes stehenden Heiligen Felix, Regula, Exuperantius hin. – Der Reliquienschrein entspricht in Form, Material und Figurenanordnung weitgehend dem oben erwähnten romanischen St. Luciusschrein, unterscheidet sich aber von ihm durch den Stil, die viel präzisere Technik und vor allem durch die künstlerischen Qualitäten. Hier berührt uns die zarte Bildung der feinen Gesichter, der Schwung der schlanken Gestalten, der natürlich empfundene Wurf der Falten. Von grossartiger Wirkung ist besonders die zentrale Figur, ein verklärter Christus, der überdimensioniert in einer als Kirchenfassade gebildeten Arkade thront. – Aus einem geschnitzten Chorgestühl stammen die rundplastischen Figuren St. Lucius, Maria und ein Engel, welche in die mit Masswerk versehenen Öffnungen der Wangen eines Gestühls aus der Zeit um 1460 eingesetzt worden sind. Die höfisch gekleideten Gestalten mit den besinnlichen, sehr schönen Gesichtern entsprechen ganz der Zeit der Mystik.

## Die grosse Ummauerung der Stadt

Während Erwin Poeschel 1948 in den Kunstdenkmälern annahm, «dass die grosse, bis in die neueste Zeit aufrechte Ringmauer nicht nur die letzte, sondern auch die erste Stadtmauer war», glauben wir, in einem früheren Abschnitt Anhaltspunkte dafür gegeben zu haben, dass schon die kleine «Theoderichstadt» und in der karolingischen Zeit auch die angefügte Vergrösserung ummauert gewesen seien. Nach Poeschel wäre die Stadt vor der grossen Ummauerung «höchsten» mit Wall und Palisaden bewehrt gewesen, und er fand es auffallend, dass es weder im 12. noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen Hinweis auf ein Tor gibt.<sup>24</sup> Grosse und starke, wenn auch nicht durch einen Turm markierte Toranlagen waren natürlich auch bei einer Palisadenwand von jeher bedeutungsvoll, aber über den Charakter der Stadt können wir uns auf Grund der Urkunden erst von etwa 1300 an ein ungefähres Bild machen. Wir sind deshalb bisweilen auf Rückschlüsse angewiesen, wie z. B. bei der ersterwähnten Mühle am untern Mühlbach, die auch E. Poeschel beschäftigt hat. Sie wird 1150 als «intra mura» genannt, um 1250 als «intra muros», 1303 «in muro». In der Stadtordnung von 1370 heisst sie «Plantairen müli» (der Herren von Plantaterra), 1375 «molendinum lapideum» mit Ortsbestimmung, und wir sehen sie im Knillenburgers Prospekt von 1640 innerhalb der Stadtmauer gleich vor dem hohen Schelmenturm, der am Postplatz stand. Herumzurätseln, ob mit diesen Bezeichnungen eine Stadtmauer gemeint sei oder nicht, erübrigt sich fortan. Der Sachverhalt ist klar. 1150 lag eine gemauerte Mühle offenbar in einem grösseren ummauerten Bezirk nördlich vor der Stadt. Kann man sich daneben eine an wichtigsten Transitlinien gelegene kleine Stadt gleichzeitig als noch nicht von Mauern eingeschlossen vorstellen?

Für das Vorhandensein der grossen Ummauerung (vgl. Fig. 1 u. 2) zwei eindeutige Daten: Die Südmauer beim Arcasplatz wird erstmals am 20. Mai 1270 erwähnt. «domum confinantem . . . in contrattam que dicitur Arcas in murum civitatis», «ein Haus, das an das Arcasquartier und an die Stadtmauer angrenzt».<sup>25</sup> Die Nordmauer wird bei der Verlegung des Nicolaiklosters vom Feld in die Stadt in einer Urkunde vom 18. Juni 1293 genannt.<sup>26</sup> Der neue Bauplatz – der heutige Standort – war ein Weinberg «der da lit bi der ringmure».

Das Wort Ringmauer besagt, dass die ganze Stadt befestigt war. Wenn aber in derselben Urkunde als Zeuge ein «Alber ab dem Graben» auftritt, so ist damit nicht der gleichzeitige, sondern ein viel älterer, innerhalb der Stadt gelegener und in der Folge zugeschütteter Wehrgraben gemeint, der 1292 noch genauer umschrieben wird: «in loco qui dicitur fossatum», «an dem Ort, den man nennt den Graben».<sup>27</sup> Dieser Graben wird auch in einer Notiz aus dem Ende des 13. Jahrhunderts in den Churer Totenbüchern erwähnt<sup>28</sup> «de censibus domorum sitarum juxta fossatum», «vom Zins der nahe am Graben gelegenen Häuser». Vom neuen Graben, das heisst von einer Brücke über den Graben vor dem Untertor, spricht unter anderem die Stadtordnung von 1370. Der Abstand zwischen Mauer und Graben war auf der Nordseite der Stadt so gross, dass hier Wein- und Baumgärten angelegt wurden. «Ain wingärtlin... stosset ze ainer siten an der stat ringmur und an Gaudentzen von Plantair boumgarten, und ze der andren siten an der stat graben» steht in einer Urkunde von 1357.<sup>29</sup>

Mit den Jahreszahlen 1270 und 1293 ist nur gesagt, dass die Ummauerung vorhanden war, nicht, wann sie begonnen und vollendet wurde. Aus den wenigen Resten der Nord- und Ostseite lässt sich im jetzigen Zustand nichts Genaueres herauslesen, dafür ist die von der Hofkellerei bis zum Pulverturm in Teilstücken vorhandene Stadtmauer aufschlussreich. Bis zur Höhe von ca. 5 m ist die Mauer aus tief in den Mörtel gebetteten mittelgrossen Flusssteinen, sogenannten Bollensteinen, erstellt, ab und zu unterbrochen durch kleinere Partien von opus spicatum, d. h. im Ährenverband schräggestellter schmaler Steine. Sehr eindrücklich tritt diese Technik an der gut 90 cm dicken Mauer beim bischöflichen Garten unterhalb der Hofkellerei und an der untern Hälfte des Pulverturmes in Erscheinung, wo erstaunlicherweise und wenig stabil auch die Ecken aus nicht besonders grossen Flusssteinen bestehen. Der Quaderwechsel kommt kaum zur Geltung. Auf Grund dieser Kriterien möchten wir für die Errichtung der Mauer sowie des Pulverturmes bis zur halben Höhe die Zeit etwa von 1230 bis 1260 annehmen. Während die Krone der untern Turmhälfte horizontal abschliesst, scheint die älteste Mauer ungleich hoch und wie der Turm unvollendet geblieben zu sein, und zwar für längere Zeit. Die obere Turmhälfte zeigt nämlich eine völlig andere Mauertechnik. Sie ist fast durchwegs aus Bruch-



steinen geschichtet, ohne betonte Ecken. Opus spicatum fehlt. In der gleichen Art sind auch einige Partien über dem ältesten Fuss der Mauer errichtet worden, am besten sichtbar im Garten des Obern Spaniöl. Wir glauben kaum fehlzugehen, wenn wir Erhöhung und Abschluss sowohl des Pulverturmes als auch der Mauer erst in das frühe 14. Jahrhundert verweisen. Flickarbeiten und Erneuerungen hat es später immer wieder gegeben, wie das Baumaterial und spätmittelalterliche Schlüssellochscharten zeigen. Eine dreimalige Richtungsänderung erfuhr das oberste, etwa 25 m lange, jetzt an die Südwestecke des «Theoderichturmes» anstossende Mauerstück. Ursprünglich zielte die Mauer aber auf dessen Nordwestecke hin. Der Turm stand somit primär ausserhalb der Stadtmauer.

Wenn man den in mancher Hinsicht ungenauen und zum Teil falschen Knillenburger Prospekt der Stadt betrachtet, fallen, was die Ummauerung anbelangt, zwei Dinge auf. Im ganzen Verlauf der Südmauer von der Hofkellerei bis zum Obertor fehlen Zwischentürme. Der obere Teil des halbrunden Turmes westlich des Metzgertores war offenbar schon abgetragen und in der Häuserflucht verschwunden. Für die Abwehr genügte auf dieser Seite eigentlich das tiefe Bett der Plessur. An der Nord- und Ostseite, zwischen dem Obertorturm und dem Turm des Schanfiggertores, sind, vom irrtümlich nicht angegebenen Untertorturm abgesehen, drei viereckige Türme – Pulverturm, Schelmenturm, Hegisturm – und sieben runde oder halbrunde Türme dargestellt. Wie schon E. Poeschel vermutete, dürften, verglichen mit den Ansichten von Stumpf und Münster, die beiden links vom Pulverturm stehenden nie existiert haben.<sup>30</sup> Die drei halbrunden Turmschalen – jene beim Metzger- und Hexen- und Karlihofturm – datierte E. Poeschel in die Mitte des 16. Jahrhunderts.<sup>31</sup> Aus einer ältern Zeit müssten somit nur die drei Rundtürme – Keichenturm, Schmiedenturm und Sennhofturm – stammen. Nach dem zuverlässigen, 1823 gezeichneten Plan von Peter Hemmi standen alle drei Rundtürme an, nicht in der Mauer. Man ist deshalb versucht anzunehmen, in der ersten Konzeption der Mauer seien – die Tore inbegriffen – nur quadratische Türme vorgesehen gewesen und die runden seien erst nachträglich im Zusammenhang mit der Vollendung der Mauer im frühen 14. Jahrhundert dazugekommen. Auch beim Spalentor in Basel sind die beiden Rundtürme erst gut hundert Jahre später an den



viereckigen Torturm aus dem 13. Jahrhundert angebaut worden. Die einzigen drei Burganlagen mit Rundtürmen in Graubünden – Marschlins, Canova und Vicosoprano – stammen aus dem späten 13. Jahrhundert, sind also durchaus Neulinge. Die 1965, unmittelbar vor dem Abreissen am Hexenturm durchgeführten Untersuchungen haben nun ergeben,<sup>32</sup> dass die halbrunde, aus Bruchsteinen bestehende Schale nicht im Verband mit der Mauer erstellt worden ist. Die Fugen waren deutlich, und eine von Bruchsteinen eingefasste Scharte entspricht jener nachträglich zugemauerten in der obern Hälfte des Pulverturmes. Somit ist erwiesen, dass die halbrunden Türme nicht wie oben angedeutet erst im 16. Jahrhundert, sondern gleichzeitig mit den runden entstanden sind. Als weiterer Hinweis dafür mag auch das über der genannten Scharte des Hexenturmes in einem Quaderstein befindliche runde Guckloch gelten. Die einzige Parallele, die wir kennen, gibt es in der Ruine Jörgenberg an einem Beringturm der Zeit um 1300.<sup>33</sup>

Friedrich II. von Hohenstaufen reiste 1212 über Chur nach Deutschland, war Inhaber der *Advocatia Curiensis* und bestätigte und erweiterte die Privilegien des Hochstiftes. Vielleicht erfolgte auch seine heimliche Reise von Italien nach Deutschland und wieder zurück, 1242, über Chur.<sup>34</sup> Trotz dem Bannfluch des Papstes wurde er noch im Dezember 1239 bei der Datierung einer Engadiner Urkunde aufgeführt.<sup>35</sup> Chur war dem Kaiser fast bis zuletzt zugehörig. So dürfte auch der Plan der grossen Ummauerung der Stadt irgendwie mit der Italienpolitik des streitbaren Herrschers in Zusammenhang gestanden haben. Mit Como hatte sich Chur wiederholt gestritten,<sup>36</sup> und wenn die Südmauer als früheste Etappe der Verteidigung in Angriff genommen worden ist, so wohl nur der von Italien her drohenden Gefahr wegen, also nach 1227. In diesem Jahr belegte der mit den lombardischen Städten verbündete Papst Friedrich mit dem Bann, und die kriegerischen Auseinandersetzungen hörten von da an nicht mehr auf.<sup>37</sup> Der Mauerbau, der sich ohne Zweifel über viele Jahre hin erstreckte, war wohl das gemeinsame Werk von Bischof und Stadtbevölkerung. Die letztere dürfte Hauptträgerin des Unternehmens gewesen sein; denn 1234 wird die Armut des Hochstiftes betont.<sup>38</sup> Für den Abschluss der ersten Bauperiode liegt ein klarer Beweis vor: das älteste Siegel der Stadt mit dem Bild eines Stadttors. Das Siegel, auf dessen politische Bedeu-

tung wir im nächsten Abschnitt zurückkommen, wird urkundlich zwar erst 1274 erwähnt, kann aber der dreieckigen Schildform wegen schon um 1260 angesetzt werden. «Die meisten schildförmigen Städtessiegel sind in den 50er Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden.»<sup>39</sup> Als Zeugen für den Abschluss der zweiten Bauperiode möchten wir ein weiteres Siegel in Anspruch nehmen. Es ist das zweite Rundsiegel der Stadt, mit dem um den steigenden Steinbock vermehrten Stadttor und mit einer ausführlichen Umschrift. Aus mehreren Gründen kann es kaum vor 1330 entstanden sein und ist in seiner Grösse Ausdruck des Bürgerbewusstseins nach einer besonderen Leistung, eben dem Mauerbau. Gerichtet war die im frühen 14. Jahrhundert vollendete Abwehr diesmal in erster Linie gegen Österreich und die Freiherren von Vaz.<sup>40</sup> Wenn nicht schon vorher, dürften beim Bau der weitausholenden dritten Stadtmauer um 1250 ältere, im Innern der Stadt noch vorhandene Mauerzüge radikal geschleift worden sein, wie man das auch von andern Städten, im höchsten Masse z. B. von Mailand und Verona oder für die beiden ältesten Stadtmauern von 1080 und um 1200 auch von Basel weiss.<sup>41</sup>

#### Die Quartiere und Marktplätze

Mit der Erbauung der Stadtmauer in zwei Perioden hängt ohne Zweifel auch die Vollendung der beiden viereckigen Haupttore zusammen. Der wichtigere Torturm im Süden, bei der Plessurbrücke, wird am 8. Januar 1273 erwähnt,<sup>42</sup> der Torturm im Norden aber erst am 10. Juni 1296.<sup>43</sup> Das Tor bei der Brücke heisst seiner Bedeutung wegen einfach «das Churer Tor», «extra portam Curiensem». Diese Bezeichnung kommt sogar noch 1388 vor,<sup>44</sup> «ausserhalb des Tores der Stadt Chur», «extra civitatis curiensis portam». Das nördliche Tor heisst 1296 «porta de Clawuz». Clawuz scheint zunächst ein Hof gewesen zu sein, von dem ein schon 1273 genannter Domherr stammte. Die Bezeichnung «Clavuzertor» ist noch 1357 und 1375 im Gebrauch.<sup>45</sup> Erst um 1370 beginnt man die beiden Tore mit Ober- und Untertor zu bezeichnen,<sup>46</sup> in der Zeit also, wo sich aus dem Hof Clawuz allmählich ein grösseres Quartier entwickelt hatte, das der geschlossenen Stadt eine viel längere Nord-Süd-Ausdehnung gab. Von da an spricht man von einer «porta superior» und von einer «porta inferior», differenziert jetzt also zwischen einer obern, d. h. südlichen und einer untern, d. h. nördlichen

Stadt. Vor der Vergrößerung des städtischen Areals durch die neue Ummauerung auf der Nord- und Ostseite war die Stadt, dem Fluss entsprechend, von Osten nach Westen gerichtet, und man meinte mit «superior» die Richtung gegen den Berghang, mit «inferior» jene gegen den Rhein hin. Dafür liefert die Grenzbeschreibung von Wiesen und Äckern eine Menge Belege.<sup>47</sup> Auf die eigentliche Stadt bezogen scheint uns dieses alte «oben und unten», das bisher nicht berücksichtigt wurde, zwei Probleme zu lösen. 1270 wird ein Teil der Stadt mit «in burgo superiori in civitate Curiensi» umschrieben, «im obern Ortsgebiet in der Stadt Chur».<sup>48</sup> E. Poeschel, der nur die neuere Ausrichtung von Norden nach Süden in Betracht zog, erklärte, mit «burgus superior» sei die ganze, vor der Vergrößerung des Mauerrings erstellte Stadt gemeint gewesen, jene kompakt geschlossene schmale Zone zwischen Hof und Pulverturm.<sup>49</sup> Nun wird um 1370 aber von einem «in ymo burgo», «im untern Ortsgebiet» gelegenen gemauerten Haus berichtet,<sup>50</sup> das von E. Poeschel in den neuen nördlichen Stadtteil verwiesen wird, obwohl er betont, dieser sei zwar eine lockere Siedlung durchaus landwirtschaftlichen Charakters und gestaltmässig eigentlich kein Burgus gewesen. Der Widerspruch ist klar. Der «ymus burgus» muss anderswo gelegen haben. Nun wird in einer Urkunde von 1399<sup>51</sup> ein «hus und hofstatt ze Cur in der statt gelegen genant In burg» erwähnt. Sowohl im Bürgerhaus in Graubünden als auch im Burgenbuch kommt E. Poeschel auf dieses Haus zu sprechen. Er sagt, mit der Bezeichnung «In burg» sei ursprünglich vielleicht ein Stadtteil am Abhang des Hofes gemeint gewesen, das gleichnamige Haus aber sei nach den Chronisten an der Stelle des heutigen Rathauses gestanden.<sup>52</sup> Wir sehen auch hier Widersprüchliches: 1. Das neue Quartier beim untern Tor kann nicht der «burgus imus» gewesen sein, wenn dieser als am Abhang des Hofes gelegen angenommen wird. 2. Das Rathaus steht nach Poeschels eigener Schraffierung im Knillenburger Prospekt im «burgus superior». E. Poeschel dachte an den Abhang des Hofes, weil man das Haus «In burg» über eine dreistufige Steintreppe betrat, eine solche ist aber auch auf ebenem Platz möglich, wie das einige Häuser in der Stadt noch heute beweisen. Die irrtümliche Lokalisierung des Hauses «Imburg» an der Stelle des Rathauses wurde von den Verfassern des Bündner Urkundenbuches und andern übernommen.

Gewissermassen als Familienname kommt «Imburg» – soweit wir sehen – zuletzt 1288 vor, wo der Lehenmann eines Weinberges «Arnoldus de Imo Burgo Civis Curiensis» genannt wird.<sup>53</sup> Erstmals erscheint der Name am 13. Januar 1263 mit dem Zeugen «Andreas de Imo Burch». <sup>54</sup> Beide Vertreter des Geschlechtes sind erwiesenermassen gewöhnliche Bürger der Stadt, und ihr Name leitet sich vom Stadtteil, in dem sie wohnten, ab. Es ist nicht anzunehmen, dass der mit dem Mauerbau neu geschaffene Stadtteil schon gleich nach 1260 die Bezeichnung «imus burgus» erhalten hat, und wenn man dem Zeugen Andreas, der in Gesellschaft eines Schmiedes, eines Schneiders, eines Spitalverwalters auftritt, ein Alter von mindestens 35 Jahren gibt, so wäre er etwa 1225 geboren. Für diese Zeit kommt nach dem oben Dargestellten ein Untertorquartier überhaupt nicht in Frage. «Imus burgus» kann nur ein Teil der alten Stadt, nämlich der westliche, unterhalb des Martinsplatzes und des Mühlbaches gelegene geheissen haben, die karolingische Anlage, und der «burgus superior» erstreckte sich vom Mühlbach aufwärts gegen den Hof hin. Er umfasste die einstige Theoderichstadt. Im «burgus superior» befand sich 1270 das schon erwähnte Haus, das einerseits an eine öffentliche Strasse angrenzte, anderseits an das Arcasquartier und an die Stadtmauer.<sup>55</sup> Es dürfte sich um ein Haus im Bärenloch gehandelt haben.

Gleich wie von «burgus superior» und «burgus imus» ist auch von einem besonders häufig erwähnten «oberen Marktplatz», «forum superius» und von einem «untern Marktplatz», «forum inferius» die Rede. Soweit wir sehen, wird der obere Marktplatz lateinisch erstmals 1306 genannt, «domus sita in foro superiori»,<sup>56</sup> auf deutsch erstmals um 1370 «an dem obren markt».<sup>57</sup> Wo ungefähr der Marktplatz lag, sagt eine Notiz von 1357.<sup>58</sup> Es handelt sich um ein an diesem Platz liegendes Haus, das auf einer Seite an einen öffentlichen Weg grenzt, auf der andern an das Schillingsche Haus, vorn an den kleinen Bach, der zum Nicolaikloster fliesst und an die öffentliche Strasse, die dem Bach entlangläuft. Mit dem Platz muss das einst viel grössere freie Areal vor der St. Martinskirche gemeint sein, wenn man die Wasserleitungen des Hemmi-Planes mitberücksichtigt. In der Folge werden bis ins 16. Jahrhundert hinein sehr viele Häuser als an diesem obren Marktplatz gelegen bezeichnet. Nicht von ungefähr ist der älteste, 1478 erwähnte Jahrmarkt in

Chur der Martinimarkt vom 11. November,<sup>59</sup> und höchstwahrscheinlich fand auch die mehrtägige, 1485 erstmals genannte Maimesse<sup>60</sup> auf dem St. Martinsplatz statt.

Nun wird, unseres Wissens allerdings nur zweimal, aber auch von Häusern am «untern Markt», dem «forum inferius» gesprochen. Ist es nur Zufall oder Absicht, wenn bei beiden nicht betont wird, dass sie «in der Stadt» lagen, wie das bei den erwähnten Häusern am obern Markt der Fall ist? Beim Beispiel von 1326<sup>61</sup> heisst es einfach «sita Curie in foro inferiori», «in Chur am untern Markt gelegen», und beim zweiten von 1312,<sup>62</sup> ergibt der Grenzbeschrieb des Reihenhauses – ein rückwärtiger Anstösser oder die Stadtmauer fehlt –, dass es am Zollplatz im Welschdörfli lag. Der Passus lautet «domum sitam in foro inferiori confinantem cum domo X ex parte inferiori, et ex parte superiori cum domo Y, et ex parte anteriori cum strata publica», «ein Haus auf dem untern Markt angrenzend unten an das Haus des X, oben an das Haus des Y und vorn an die öffentliche Strasse». Aus den schon genannten Überlegungen versetzte E. Poeschel auch den «untern Markt» in die Gegend des Untertores und präziserte, «obwohl es ja, soviel wir wissen, im untern (nördlichen) Stadtteil keinen Markt von einiger Bedeutung gab». <sup>63</sup> Unseres Erachtens handelte es sich beim «untern Markt» immer noch um den in Urkunden von 952, 960 und 988 erwähnten Markt vor der Brücke am Zollplatz, wo sich vermutlich schon das römische Forum befand. Auch was die Distanz der Marktplätze voneinander anbelangt, ist, abgesehen von andern Vorteilen, jener im Welschdörfli verständlicher als ein solcher beim Untertor. Übrigens war das letztere durch einen aussen längs der Stadtmauer verlaufenden Weg mit dem Obertor, also auch mit der Brücke und dem untern Marktplatz verbunden.

Es ist auffallend, dass E. Poeschel bei der Einteilung der Stadt auf Grund des Knillenburgers Prospektes wohl einen sehr grossen «burgus superior» angegeben hat, einen «burgus inferior» aber überhaupt nicht. Das beweist zur Genüge, dass die Lage des letztern für ihn nicht mit aller Sicherheit feststand. Für uns setzte sich die geschlossene Stadt vor der grossen Ummauerung von Osten nach Westen aus Hof, oberem Burgus und unterem Burgus zusammen. Ausserhalb lagen im Südwesten das Welschdörfli und im Norden zwei oder drei herrschaftliche Höfe an der Reichsstrasse im Gebiet



Planaterra. Bei Anlage der grossen Stadtmauer wurden diese Höfe in die Stadt einbezogen, und zugleich verschmolzen sie sich mit den am früheren Tor in «Salas» gelegenen Häusern zu einem eigentlichen kleinen Quartier, 1349 und 1361 «in vico qui dicitur Salas». <sup>64</sup> Das Ministerialadelsgeschlecht «de Plantair» dürfte um 1300 den festen Turm bewohnt haben, der jetzt noch im Haus Planaterra drinsteckt, <sup>65</sup> aber die älteste Anlage war in karolingischer Zeit ein königlicher Hof mit der Eigenkirche St. Regula. Ebenfalls in der karolingischen Zeit könnte ein auffallend grosses Saalhaus entstanden sein, das im Grundriss des spätern von Schauensteinschen Hauses in der Süsswinkelgasse nachlebt. Die Form ist das schon für die Epoche vor 1000 typische Trapez. <sup>66</sup> Die Ostmauer ist im Erdgeschoss 1,15 m dick. Innen, links vom heutigen Eingang, befindet sich ein vermauertes ca. 1 m hohes und 0,40 m breites Rundbogenfenster, das in seiner Lage und in diesen Proportionen nur zu einem vornehmen Profanbau passt; er ist bis heute der älteste in Chur nachweisbare. Sicher ist mit ihm der 1220 genannte bischöfliche Hof gemeint «in curte Sales». <sup>67</sup> Unmittelbar vor der Drucklegung unserer Arbeit, anfangs März 1976, konnten wir anlässlich eines Umbaus einen weiteren Tatbestand festhalten. In der Nordwestecke des weitläufigen Komplexes befindet sich ein leicht trapezförmiger Raum von rund 7 × 6 m. Die 1 m dicken Mauern weisen opus spicatum auf und stehen auf einer hohen älteren, nicht unterkellerten Bauschicht. Ursprüngliche Lichtscharten sind nur noch auf der Nordseite vorhanden. Dieses Saalhaus, sehr wahrscheinlich mit ummauertem Vorge-lände, bedingte die zweimalige, rechtwinklige Knickung der Reichsgasse beim Freieck (vgl. Fig. 2). Zum Saalhaus gehörte ohne Zweifel ein 1231 erwähnter Meier «Cuonradus villicus de Sâls». <sup>68</sup> Von eben diesem Saalhaus stammt offenbar der Name «Salas». Er wurde um 1500 von der Bezeichnung «im Süssen Winkel» abgelöst, und der «Süsse Winkel» seinerseits gehörte 1514 zum Stadtteil Clavuz «Sclafutz im Süessen Winckel». <sup>69</sup>

Die unmittelbar nach der grossen Ummauerung neu entstandenen Quartiere waren auf der Nordseite «Clavuz», zwischen der Reichsgasse und dem untern Teil der heutigen Poststrasse, sowie «St. Nicolai», das Gebiet um das Kloster, auf der Südseite «Arcas», das hinter den Plessurwehren liegende Areal. Ursprünglich gab es in «Clavuz» nur die schon oben besprochene, von einem

Bering umschlossene Mühle und einen Hof, der urkundlich gegen 1200 und 1224 vorkommt.<sup>70</sup> Das Feld, wo um 1290 St. Nicolai erbaut wurde, scheint noch leer gewesen zu sein. Wenn wir erfahren, dass 1308 die Mutter Donats von Vaz, Liukarda, geborene Gräfin von Kirchberg, ein Haus in der Nähe des Klosters bewohnte,<sup>71</sup> so handelt es sich höchstwahrscheinlich um einen herrschaftlichen Sitz im angrenzenden «burgus inferior», vielleicht sogar um das schon zitierte, hier gelegene gemauerte Haus mit Freitreppe «de domo lapidea sita in ymo burgo»,<sup>72</sup> das um 1325 Gaudenz de Plantair gehörte. Es dürfte nördlich des Casinoplatzes zu suchen sein.

Über die verschiedenen um 1300 vorhandenen profanen Bauten in der Stadt geben uns Urkunden und im besonderen die Churer Totenbücher weitgehend Aufschluss. Wohntürme und Saalhäuser werden keine erwähnt, ebensowenig sehr einfache, wohl hüttenartige Bauernhäuser der umliegenden Höfe, die im 12. Jahrhundert mehrmals genannten «casae». Überaus häufig erscheint das Wort «domus», «Haus», manchmal auch im Diminutiv «Häuschen» oder «kleines Haus», «domuncula» oder «domus parva», einmal betont als «grosses Haus», «domus magna». Recht oft wird ein Haus als in Stein erbaut hervorgehoben «domus lapidea», «domus murata». Es fällt jedoch auf, dass einerseits gewöhnliche Bürger, z. B. ein Kürschner, steinerne Häuser bewohnten, andererseits aber Adlige, wie die von Schauenstein oder von Strassberg, nur über ein gewöhnliches Haus «de domo» verfügten. Wir können uns deshalb nicht vorbehaltlos der Meinung anschliessen, dass mit «domus» ein halb aus Stein, halb aus Holz erbautes Haus gemeint gewesen sei und dass das ganz gemauerte Haus eine Ausnahme gebildet habe.<sup>73</sup> Die vielen bischöflichen Vasallen, Beamten und Meier kann man sich kaum in einem hölzernen Wohntrakt vorstellen, wenn sie auf dem Land in Burgen und Türmen hausten. Die nächstliegenden Beispiele waren im Welschdörfli unter andern ein Turm des Klosters Pfäfers und ein Saalhaus des Klosters Churwalden. Sicher gemauert waren auch die vielen «caminatae», eigentlich zweigeschossige «Vorratshäuser», die erwiesenermassen oft bewohnt und bisweilen noch mit einer besonderen, heizbaren Stube ausgestattet waren «caminata et stupa», «de caminata et stupa, quam inhabitant». Wir haben uns schon an anderer Stelle mit diesen niedern, zum Teil immer noch problematischen Bauten befasst.<sup>74</sup> Gemauert waren

auch die halb in die Erde eingelassenen, als kleines Gebäude in Erscheinung tretenden Wein- und Käsekeller «cellaria», die hier, im früher sehr ausgedehnten Weingebiet, eine grosse Rolle spielten. Die Pferde- und Viehställe «stabula» können wie auf dem Land gemauert oder aus Holz gewesen sein, während kleinere Getreidespeicher «horrea» ohne Zweifel ganz aus Holz bestanden. Mit der sehr häufigen Bezeichnung «horreum» ist in der Regel aber der Viehstall mit darüberliegendem Heu- und Garbenraum gemeint. Mindestens ein «horreum» gehörte selbstverständlich auch zu jeder «taberna», das heisst «Herberge» in erster Linie für solche Kaufleute, die mit Saumtieren und Waren Chur passierten. Wir wissen zwar, dass es in der Stadt von jeher auch vereinzelte sesshafte ausländische Kaufleute gab, aber Handelsplatz war die zu weit in den Alpen liegende Stadt nicht. Der Durchgangsverkehr dagegen ist seit dem Altertum immer ausserordentlich rege gewesen, und eine Vielzahl von Tavernen war an einem solchen Platz unerlässlich. Sie bildeten so reiche Einnahmequellen, dass auch der bischöfliche Hof und Klöster als deren Besitzer auftraten; der erstere um 1290 z. B. mit 10 Tavernen. Der mit einer Taverne Belehnte hiess «tabernarius». Bei der Taverne handelte es sich um einen tiefen, gemauerten zwei- oder dreigeschossigen Bau. Beim letztern diente das Erdgeschoss als Warenlager, das mittlere Geschoss mit Küche als Gruppenlager und das oberste Geschoss als Reservat für bessere Gäste. Einige sehr alte Tavernen liessen sich in Graubünden bis in die jüngste Zeit nachweisen.<sup>75</sup> Im Laufe der Entwicklung gingen aus der Taverne zwei neue Bautypen hervor: der nur für Personen bestimmte Gasthof und die ausschliesslich für Zugtiere und Warenstapelung bestimmte «Suste». Es ist charakteristisch, dass von einer «Zust» in Chur erstmals im Jahre 1403 die Rede ist; sie lag im Stadtteil Clavuz, wahrscheinlich beim Untertor.<sup>76</sup> Im eben beschriebenen, schon sehr differenzierten Bild von Chur fehlen noch zwei oder drei öffentliche Bauten und besonders die Gewerbeanlagen. Sie sollen im nächsten Abschnitt berücksichtigt werden.

- <sup>1</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 205; BU, Nr. 487.
- <sup>2</sup> Vgl. Verona, 2, S. 484.
- <sup>3</sup> BU, Nr. 1286.
- <sup>4</sup> A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh., S. 83, 14.
- <sup>5</sup> Verfassungsgeschichte der Stadt Chur, S. 22, Anm. 1.
- <sup>6</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 26.
- <sup>7</sup> Necrol. Cur., 29. Sept. (um 1180); BU, Nr. 1109 (1282).
- <sup>8</sup> CD, Bd. 3, Nr. 85, Anm. S. 126.
- <sup>9</sup> S. 182.
- <sup>10</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 205.
- <sup>11</sup> BU, Nr. 1135.
- <sup>12</sup> BU, Nr. 1257
- <sup>13</sup> BU, Nr. 1286.
- <sup>14</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 353.
- <sup>15</sup> BU, Nr. 1297.
- <sup>16</sup> E. Poeschel, Burgenbuch von Graubünden, Tf. 68, 69 und Skizze S. 249.
- <sup>17</sup> ebenda, S. 181.
- <sup>18</sup> Mitteilungen der Antiquar. Ges. Zürich, 1860, S. 320.
- <sup>19</sup> J. L. Muraro, Untersuchungen zur Geschichte der Freiherren von Vaz, S. 26.
- <sup>20</sup> CD, Bd. 2, Nr. 253a, 255.
- <sup>21</sup> A. Schorta, a. a. O., S. 96.
- <sup>22</sup> Pergamenturkunde im Besitz von Frau Dr. Zandralli, Chur.
- <sup>23</sup> CD, Bd. 3, S. 211.
- <sup>24</sup> BMB 1945, S. 29f.
- <sup>25</sup> BU, Nr. 1011; 1265 «ad Archaz», «bei den Wuhren», BU, Nr. 975.
- <sup>26</sup> BU, Nr. 1232.
- <sup>27</sup> BU, Nr. 1230.
- <sup>28</sup> Necrol. Cur., 12. Jan.
- <sup>29</sup> A. Schorta, a. a. O., Nr. 203.
- <sup>30</sup> Kdm. Grb., Bd. 7, S. 31.
- <sup>31</sup> ebenda, S. 27.
- <sup>32</sup> Die Dokumentation liegt bei der Kantonalen Denkmalpflege.
- <sup>33</sup> E. Poeschel, Burgenbuch, Abb. S. 235.
- <sup>34</sup> R. Staubli, Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte aus den Churer Totenbüchern, S. 14ff.
- <sup>35</sup> C. Simonett, Ein Urkundenfund zum Hospiz in Capella bei S-chanf in BMB 1965, S. 295.
- <sup>36</sup> G. Conrad, Von der Fehde Chur-Como und den Friedensschlüssen zwischen den Schamsern und Cläfnern 1219 und 1428.
- <sup>37</sup> G. Masson, Das Staunen der Welt, Friedrich II. von Hohenstaufen, S. 112 ff.
- <sup>38</sup> J. G. Mayer, a. a. O., S. 236.
- <sup>39</sup> Brief von Dr. Claude Lapaire vom 22. Juli 1971.
- <sup>40</sup> J. L. Muraro, a. a. O., besonders S. 132 ff.
- <sup>41</sup> P. Meyer, Das Basler Stadtbild, in «Basel, Denkschrift zur Erinnerung an die vor 2000 Jahren erfolgte Gründung der Colonia Raurica», 1957, S. 17 ff.
- <sup>42</sup> BU, Nr. 1039.
- <sup>43</sup> BU, Nr. 1269.
- <sup>44</sup> A. Schorta, a. a. O., Nr. 189, 4.
- <sup>45</sup> ebenda, Nr. 203.
- <sup>46</sup> ebenda, Nr. 174.
- <sup>47</sup> ebenda, u. a. Nr. 129, 11; 149; 170; 172; 174; 201, 5.
- <sup>48</sup> BU, Nr. 1011.
- <sup>49</sup> BMB 1945, S. 120.
- <sup>50</sup> Necrol. Cur., 11. Aug. und 23. Okt.
- <sup>51</sup> CD, Bd. 4, Nr. 245, S. 329.

- 52 E. Poeschel, Burgenbuch von Graubünden, S. 182, Anm.  
53 BU, Nr. 1183.  
54 BU, Nr. 964.  
55 BU, Nr. 1011.  
56 Necrol. Cur., 27. Mai.  
57 A. Schorta, a. a. O., Nr. 125, mit weiteren Belegen.  
58 Necrol. Cur., 28. Jan.  
59 W. Schnyder, Handel und Verkehr über die Bündner Pässe im Mittelalter, Bd. 1, S. 41.  
60 ebenda.  
61 CD, Bd. 2, Nr. 203, S. 277.  
62 ebenda, Nr. 148, S. 229.  
63 BMB 1945, S. 23.  
64 A. Schorta, a. a. O., Nr. 184.  
65 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 323.  
66 C. Simonett, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1, S. 83 ff.  
67 BU, Nr. 617.  
68 BU, Nr. 694.  
69 O. Vasella, Gesch. des Predigerklosters St. Nicolai, S. 146, Urkunde Nr. 77.  
70 A. Schorta, a. a. O., Nr. 203.  
71 CD, Bd. 2, Nr. 124.  
72 Necrol. Cur., 1. Febr. und 11. Aug.  
73 E. Poeschel, BMB 1945, S. 47.  
74 C. Simonett, a. a. O., S. 112 ff.  
75 ebenda, S. 197f.  
76 Chur, Stadtarchiv, Regest Nr. 370.



## **Erwachen und Aufstieg des Bürgertums**

(ca. 1200–1400)

Im bischöflichen Konstanz wird eine Bürgergemeinde erstmals 1152 erwähnt.<sup>1</sup> Um 1150 war auch Como ein Gemeinwesen, das zugleich dem Bischof und den Bürgern gehörte.<sup>2</sup> In Plurs treten beispielsweise 1186 «consules», Räte, und ein «minister», Vorsitzender des Rates, auf, in Chiavenna 1192 «consules».<sup>3</sup> In Como wurden die Räte von einer Comunalversammlung gewählt. Sie nahmen – wo das nötig war – einen Comunalverbandsschwur ab, vertraten die Comune bei Verträgen, waren für die Verwaltung öffentlicher Güter und des Vermögens zuständig und wirkten als Gerichts- und Vollzugsbehörde in Zivilsachen.<sup>4</sup>

Bekannt sind die Streitigkeiten zwischen Plurs und Bergell um 1195, die Friedensverträge aus dem frühen 13. Jahrhundert zwischen Chur und Como, Schams und Chiavenna, und auffallend ist auch, dass zu derselben Zeit Leute aus Bergün und Zuoz in Plurs und in Como wohnten und dass um 1250 Predigermönche aus Como im Engadin tätig waren.<sup>5</sup> Wie im übrigen Graubünden kannte man natürlich auch in Chur die politischen Gegebenheiten in den oberitalienischen Comunen, den Ortsbürgerverbänden, und wurde von ihnen nachhaltig beeinflusst.<sup>6</sup> Für die Verselbständigung der Bürger von Chur dürften überdies die guten Beziehungen zu Friedrich II., der eigenartigerweise Verständnis für die Demokratie zeigte,<sup>7</sup> massgebend gewesen sein. Im Jahre 1212, wo er sich ja auch in Chur aufhielt, anerkannte er die Selbständigkeit des städtischen Rates von Basel, der sich für ihn erklärt hatte,<sup>8</sup> und das auffallend grosse Kanzlersiegel der Stadt Chur spricht unseres Erachtens für die Gewogenheit des Kaisers.

Leider haben verheerende Brände die Archivalien der Stadt weitgehend vernichtet. Urkunden aus der Zeit vor 1300 fehlen sozusagen, und Bruchstücke einer Stadtordnung sind erst um 1370 anzusetzen. Sie befinden sich im bischöflichen Archiv auf dem Hof, das, wenn auch nicht intakt überliefert, doch die Hauptquelle für die Forschung bleibt. Auf Grund vor allem der Urkunden und Siegel sei versucht, den Aufstieg des Bürgertums in knappen Abschnitten darzustellen. Der äusserst verdienstvollen, 1879 erschienenen Untersuchung von P. C. Planta «Verfassungsgeschichte der Stadt Chur»

standen manche erst durch das Bündner Urkundenbuch erschlossene Quellen zumal des 13. Jahrhunderts nicht zur Verfügung, und die verschiedenen frühen Siegel sind geschichtlich überhaupt kaum je ausgewertet worden.

*Der Ammann (Minister).* Aus dem zwischen 1290 und 1298 entstandenen Einkünfte-Rodel der Kirche Chur geht hervor, dass dem Bischof unter andern Rechten und Würden in der Stadt die Besetzung des Ammannamtes, «*officium ministri*»<sup>9</sup> zukam, aber am Ende des Jahrhunderts erwarb das Domkapitel dieses Ammannamt vom Bischof, wohl wegen der damit verbundenen Einkünfte.<sup>10</sup> 1325 anerkannte Bischof Johann von Pfefferhard das Recht des Kapitels auf Einsetzung des Ammanns,<sup>11</sup> und dabei blieb es, wenigstens de jure, bis ins frühe 15. Jahrhundert hinein. Soviel wir sehen, war der Ammann Vorsitzender eines Stadtrates und eines aus dem Stadtrat bestehenden Gerichtes für Handels- und Marktangelegenheiten, ferner war er Aufseher über Mass und Gewicht und über alle Lebensmittel, den Wein eingeschlossen, weil für dessen Ausschank zunächst eine bischöfliche, seit etwa 1380 eine städtische Steuer erhoben wurde, das sogenannte «Umgeld». Seitdem es das Amt des Ammanns gab, dürften seine Kompetenzen gleichgeblieben sein. Die Einsetzung eines Ammanns bedeutete auf alle Fälle eine Konzession an die Bürgerschaft der Stadt. Unter irgendeiner Bezeichnung muss es ja von jeher Abgeordnete derselben gegeben haben, und aus ihrer Mitte wurde wohl auch der Ammann bestimmt. Nach der Stadtordnung von 1370 hatte der Rat, also auch der Ammann, dem Bischof und der Stadt einen Eid zu leisten.<sup>12</sup> Dass ein solcher schon im 13. Jahrhundert verlangt worden sei, möchten wir jedoch bezweifeln. Wir werden darauf zurückkommen. Für uns unverständlich ist die Ansicht von P. C. Planta, dass es als eine bischöfliche Usurpation anzusehen sei, wenn der Ammann zeitweise als Haupt des Rates erscheine.<sup>13</sup> Ein treffendes Beispiel der Abfolge von Ämtern liefert die oben schon erwähnte Plurser Urkunde von 1186: «*Johannes Bonus de Silano iuratus dixit, quod ipse fuit bis minister loci sui de Pluri, antequam fieret consul*», «der Geschworene J. B. sagte, er sei zweimal Ammann seines Ortes und vorher im Rat gewesen». Für das 13. Jahrhundert möchten wir in Chur ein ähnliches Verhältnis annehmen.

P. C. Planta sagt, ein Ammann trete unter der Bezeichnung «minister» erstmals zwischen 1290 und 1298 auf, unter der deutschen Bezeichnung «Ammann» erstmals 1307. Wir sind jedoch der Ansicht, dass von einem «minister» schon in einer, der Zeugenliste nach, mit grösster Wahrscheinlichkeit in Chur aufgesetzten Urkunde von 1231 die Rede ist.<sup>14</sup> Hier erscheint als Zeuge ein Albertus de Vaz filius ministri, den J. Muraro einer minderen Nebenlinie oder den Dienstleuten der Freiherren zurechnet.<sup>15</sup> Auf alle Fälle kann dessen Vater schon Jahrzehnte früher «minister» gewesen sein, womit das Amt schon für die Zeit um 1200 nachgewiesen sein dürfte. Im Oberengadin, wo der Bischof ebenfalls den Ammann einsetzte, wird ein «minister» unseres Wissens erstmals 1244 genannt.<sup>16</sup> Von Chur wird auch jener «Waltherus minister» gewesen sein, der in einer 1257 bei Reichenau aufgesetzten Urkunde erscheint.<sup>17</sup> Eindeutig von Chur ist der 1260 zusammen mit mehreren Churer Bürgern genannte «Egeno minister».<sup>18</sup> Mit dem Beinamen «Disconz, Discunz, Discanz» tritt Egeno während der folgenden zwölf Jahre als «minister» auf, 1274 ein letztes Mal ohne diesen Amtstitel, und bald darauf scheint er gestorben zu sein.<sup>19</sup> 1281 ist ein Arnoldus de Imoburgo «minister Curiensis», 1293 ein Friedrich «Ammann», 1303 und weitere Jahre ein Gaudentius de Plantair, dann ein Andreas de Plantair bis 1331 «minister» und so fort. Es fällt auf, dass der Churer «minister» am häufigsten in den Urkunden von 1257 bis 1274 vorkommt, ein Phänomen, das im Zusammenhang mit andern Fakten am Schluss des Abschnittes erklärt wird.

*Die Bürger (Cives).* P. C. Planta sagt, dass Churer Bürger, «cives Curienses» zuerst in der Mitte des 13. Jahrhunderts genannt wurden, genauer 1249, wo in einer Urkunde gleich ein halbes Dutzend bürgerlicher Namen erwähnt wird,<sup>20</sup> aber weit wesentlicher ist eine Urkunde von 1227, wo am Ende der Zeugenreihe gleich die gesamte Churer Bürgerschaft erscheint, «et universis civibus Curiensibus».<sup>21</sup> Dass die Bürgerschaft damals als Stand organisiert war, hätte deutlicher nicht gesagt werden können, und zeitlich passt diese Aussage durchaus zu dem, was wir über den ersten bekannten «minister» wissen. In der Frühzeit der Regierung Friedrichs II. – und nicht ohne dessen Einfluss – scheinen den Bürgern vom Bischof von Chur gewisse Freiheiten eingeräumt worden zu sein, die sie politisch an

das bedrohte Kaiserhaus binden sollten. Von 1257 bis 1274 treten die «cives Curienses» in Urkunden fast aller Jahre auf, bisweilen im Verein mit dem «minister». Von besonderem Interesse ist jene von 1274,<sup>22</sup> wo sieben Stadtbürger als Zeugen vorkommen, wovon einer 1258 bis 1268 in der Stadt sogar als Vertreter des Reichsvogtes amtierte<sup>23</sup> und ein anderer sicher «minister» war; denn an diesem Dokument hing – nach dem Siegelvermerk – ein Siegel von Chur. Die Umschrift des entsprechenden ältesten Originalsiegels von 1282<sup>24</sup> (T. 7,21) nennt nicht, wie fälschlicherweise immer wieder, auch in den «Kunstdenkmälern» und besonders in der Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund gesagt und interpretiert wurde,<sup>25</sup> die Stadt Chur, sondern ausdrücklich und für die Geschichte von ausserordentlicher Bedeutung die Bürgergemeinde von Chur, «S: COMUNITATIS CURIENSIS». In der eben erwähnten Urkunde von 1274, wo eine ganze Anzahl von Bürgern als Zeugen auftritt, wird übereinstimmend gesagt, dass sie mit dem Siegel der Bürgergemeinde bekräftigt worden sei, «sigillo comunitatis Curie roboratum». Im Siegelvermerk der Urkunde von 1282 heisst die Gemeinde von Chur «communis Curie», was aber dasselbe bedeutet wie die «comunitas Curiensis» von 1274. Das älteste Siegel von Chur ist schildförmig, d. h. dreieckig, und 3,5 cm hoch. Die meisten schildförmigen Städtesiegel entstanden in den fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts,<sup>26</sup> und rückgreifend auf das, was wir zum Aufstieg des Bürgertums sagten, möchten wir die Anfertigung des Stempels in die Zeit um 1260 verweisen. Sie scheint mit der Einsetzung des langjährigen «minister» Egeno, genannt Discanz, zusammenzuhängen, wie später erklärt werden soll. Wenn das Siegel als Emblem ein dreitürmiges Stadttor – noch ohne Steinbock im Durchgang – zeigt, so heisst das wohl, dass Ummauerung und Tore vorhanden waren. Soweit wir sehen, wird das Siegel der Bürgergemeinde nur noch in einer Urkunde von 1293 erwähnt,<sup>27</sup> «Wir, die burger von Kure . . . so henken wir unser jngesigel an disen brief.» Leider ist das Siegel selbst verlorengegangen.

*Der Kanzler (Cancellarius).* Wir sagten oben, dass das älteste Siegel eines Stadtkanzlers, d. h. des städtischen Notars, höchstwahrscheinlich auf ein Privileg Friedrichs II. von Hohenstaufen zurückzuführen sei. Im Oberengadin, wo ebenfalls der Bischof von Chur

den Kanzler einsetzte, wird ein solcher erstmals 1239 erwähnt, in einer – wie ausdrücklich bemerkt wird – unter der Herrschaft eben dieses Kaisers ausgestellten Urkunde.<sup>28</sup> Man wird die Einrichtung eines Kanzleramtes zu dieser Zeit somit auch für Chur annehmen müssen.

Im Codex Diplomaticus von Th. von Moor ist die Beschreibung der Siegel oft ungenügend oder fehlerhaft, und im Churerband der Kunstdenkmäler sind die Daten der Siegel verschrieben, was in der Folge zu falschen Interpretationen führte. So hängt das älteste Kanzlersiegel an einer Urkunde von 1322, nicht 1233.<sup>29</sup> Es ist ein auffallend grosses Rundsiegel, das mit ca. 5,2 cm Durchmesser ganz aus dem Rahmen des in dieser Zeit Üblichen fällt und das wir auch aus diesem Grunde auf eine kaiserliche Verleihung zurückführen möchten (T. 8,26). Das Siegelbild ist ein Adler mit gespreizten Flügeln. Die Umschrift lautet: S. EGNONI KANCZELLARII C. Irrtümlich steht hier der Genitiv Egnoni statt Egnonis. Übersetzt besagt die Schrift: Siegel des Egno, des Kanzlers von Chur.

Das Erstaunliche ist nun, dass in einer Urkunde von 1270 das Siegel mit genau dieser Umschrift vermerkt wird: sigillo Egnonis kanczellarii.<sup>30</sup> Dasselbe Siegel wurde, soweit wir sehen, noch 1329 gebraucht. Spätere Siegel sind kleiner und zeigen den Adler mit bald nach rechts, bald nach links gerichtetem Kopf.<sup>31</sup>

Über den ersten Kanzler, Egno, glauben wir aus den Urkunden noch einiges entnehmen zu können. Als Zeuge, meistens im Ablativ, kommt ein Egnone dicto Disconz 1257 und 1259 vor. Mit ihm dürfte der schon seit Jahren amtierende Kanzler gemeint sein; denn von 1260 bis 1274 tritt er als «minister» auf unter den Namenvarianten Egnone, Eginone, Egnone dicto Disconz, Discunz, Discanz, Dischunz. Er scheint, wie gesagt, bald nach 1275 gestorben zu sein.<sup>32</sup> Egno war ohne Zweifel eine Persönlichkeit, deren Wirken schon zur Zeit Friedrichs II., 1194–1250, begann und auch dadurch Anerkennung fand, dass sein Siegel noch mehr als 50 Jahre nach seinem Tod gebraucht wurde.

*Der Proveid (Provida).* Neben Ammann und Kanzler setzte der Bischof auch den Proveid ein, der später Präfektrichter genannt wurde. Mit sechs Beisitzern, von denen der Bischof zwei, das Domkapitel einen und die Stadt drei wählte, richtete dieses Gericht über



Grenz- und Markenstreitigkeiten.<sup>33</sup> Merkwürdig ist, dass der Proveid auch den Galgen errichten musste, zu dem zwei bischöfliche Meier das Holz zu liefern hatten, während es einer der Mühlen in der Stadt oblag, den Schandpflock zu beschaffen, «da schädlich lüt in sont ligen».<sup>34</sup> Nach P. C. Planta liess sich ein Proveid erst um 1295 nachweisen. Diesem Befund steht aber der Eintrag vom 5. Oktober 1275 oder 1276 des *Necrologium Curiense* entgegen. An diesem Tag starb der Gerichtsschreiber und Proveid Riverius, und was noch wichtiger ist, er war der Sohn des früheren Proveid Riverius gewesen, «Riverius provida filius Riverii provide scriba». Danach dürfte das Proveid-Amt sogar schon vor 1250 bestanden haben. Wenn dann aber ein dritter Proveid Riverius 1281 als Zeuge auftritt,<sup>35</sup> liegt der Beweis vor, dass – was auch in andern Fällen belegt werden kann – ein Amt bisweilen auf lange Zeit in derselben Familie verblieb. Vom letztgenannten Proveid Riverius wissen wir, dass er auch Inhaber einer bischöflichen Taverne in Chur war,<sup>36</sup> höchstwahrscheinlich wie seine Vorfahren. Aus der gleichen Quelle erfahren wir auch einiges über die steten Einkünfte des Proveid-Amtes, «officium provide».<sup>37</sup>

Was das Siegel des Proveid anbelangt, ist das älteste, von dem wir Kunde haben, nur in der Abschrift einer Urkunde von 1359 vermerkt, «under des Propheten Insigel».<sup>38</sup> Siegel der Präfektrichter aus späteren Jahrhunderten zeigen dasselbe Emblem wie das Stadtsiegel, ein dreitürmiges Tor mit Steinbock.

*Der Rat (Consules).* Ammann, Kanzler und Proveid wurden, wie schon erwähnt, vom Bischof eingesetzt. Das älteste Zeugnis der korporativen Selbständigkeit der Bürgerschaft liegt – wenn man von der Umschrift des ersten Stadtsiegels absieht – erst in einer mit ebendemselben Siegel versehenen Urkunde von 1282 vor. Hier treten neben den Bürgern auch Räte der Stadt Chur auf, «presentibus civibus et consulibus civitatis Curie».<sup>39</sup> Wieviele Ratsmitglieder es damals gab, wissen wir nicht mit Sicherheit. P. C. Planta denkt an 12, was wahrscheinlich ist, weil z. B. auch Como diese Zahl aufweist.<sup>40</sup> Mit dem Ammann hier, dem Podestà dort, zählte die Behörde 13 Mitglieder. Die Räte von Chur mussten auf den Bischof und auf die Stadt einen Eid ablegen, wie aus der Stadtordnung von 1370 hervorgeht. Dass der Bischof von jeher auf Vertrauensmänner

des Bürgerstandes angewiesen war, liegt auf der Hand; an eine weitgehend und in vielen Belangen der Verwaltung selbständig handelnde Behörde wird man jedoch vor 1250 nicht denken können. In den Urkunden tritt der Rat überhaupt erst nach 1300 öfter in Erscheinung, wie unten ausgeführt wird.

*Der Werkmeister (Magister operis).* Wenn P. C. Planta in seiner Verfassungsgeschichte und M. Valèr in der Geschichte des Churer Stadtrates erklärten, dass ein Werkmeister der Stadt urkundlich schon 1270 vorkomme, so haben sie sich getäuscht. R. Staubli bestätigt, dass E. Poeschel für das 14. Jahrhundert auf das Amt eines Dombaumeisters hingewiesen habe und erwähnt zusätzlich einen solchen schon des 13. Jahrhunderts.<sup>41</sup> In allen diesen Belegen ist aber keineswegs von einem Dombaumeister die Rede, sondern lediglich von einem Werkmeister, «magister operis». Er war auch dann tätig, wenn am Dom nicht gebaut wurde, also wohl mit verschiedenen Aufgaben betraut, die mit dem gesamten Bezirk des Hofes zusammenhingen. Was den «magister operis» der Urkunde von 1270 anbelangt,<sup>42</sup> hat als erster H. Killias eindeutig klargestellt, dass er als «Dominus» in einer Reihe von Domherren auftritt, nicht in jener der städtischen Zeugen, und mit der Stadt gar nichts zu tun hatte.<sup>43</sup>

Von einem städtischen Werkmeister erfahren wir zum erstenmal aus einer Urkunde von 1293.<sup>44</sup> Fast am Ende der Zeugenliste tritt «Hartung der werchmeister» auf, zusammen mit einem Schmied, einem Schuster und andern Bürgern, während «Friderich der amman» an zweiter Stelle figuriert. Der Ammann war ohne Zweifel die wichtigere Person. Über die Rolle des Werkmeisters besteht nirgends Klarheit. Sicher sah P. C. Planta richtig, wenn er ihn als aus der Mitte des Rates bestellt annahm. Die Stadtordnung von 1370 beweist das eindeutig. Er war der «primus inter pares» und konnte deshalb in gewissen Fällen ohne weiteres im Auftrag des Rates als Hauptperson auftreten, ohne mit dem Ammann in Konflikt zu kommen, der für bestimmte andere Sparten massgebend war. P. C. Planta sah die Dinge entschieden zu kompliziert. Unserer Ansicht nach verwaltete der Werkmeister das Korporationsgut der Stadt, sicher auch einen Teil des Bürgervermögens, und ihm kam die Aufsicht über die öffentlichen Bauten, wie Mauer, Dämme,

Brücken, Wasserleitungen, Brunnen zu, aber auch die Feuerschau, das Löschwesen sowie die Holzbeschaffung. Die Bezeichnung Werkmeister besagt ja, was seine Aufgabe war. In der Dorfordnung von Thusis von 1491 heisst es deutlich, die Gemeinde solle ausser einem «govigen» d. h. romanisch Cau-vig = Ammann, «alle jar ainen werchmaister verordnen und setzen, der der gemaind werk gewalt hab zu volbringen, daran zu schaffen, zu gepieten und verpieten». <sup>45</sup>

In der Rangfolge der für die befahrbaren Brücken der Stadt Verantwortlichen, wie sie in der Stadtordnung von 1370 zum Ausdruck kommt, erhält auch der Werkmeister seinen Platz. Die drei Brücken über den obern Mühlbach im Welschdörfli sind von den entsprechenden drei Mühlen zu erstellen und zu unterhalten, wobei daran zu erinnern ist, dass über zwei derselben die Passstrassen in Richtung Lenzerheide und Domat/Ems führten. Die wichtigste Brücke über die Plessur beim Obertor müssen die Bürger – wenn sie durch Gewalt oder Hochwasser vernichtet wird – neu aufbauen, zum Teil aus grossen Holzbalken, die aus uns unerfindlichen Gründen jährlich von den Leuten in Feldis zu liefern sind. Der Unterhalt der Brücke aber geht zu Lasten des Bischofs, d. h. des Zolles, den er dort erhebt. Ausser der Plessurbrücke haben die Bürger auch jene über den Stadtgraben vor dem Untertor zu errichten, doch ist sie, da hier keine Zollstelle besteht, diesmal von ihnen selbst zu unterhalten. Errichtung und Unterhalt der um 1370 zweitwichtigsten Brücke da, wo die Obere Gasse über den untern Mühlbach in den St. Martinsplatz einmündet, fallen dem Ammann zu, weil er die Marktgebühren und Gefälle der nahen Metzg und Brotlaube bezog. Die drittwichtigste Brücke, die Verbindung der Unteren Gasse über den Mühlbach zum Rathaus, hatte der Werkmeister zu erstellen und zu unterhalten, nicht auf eigene Kosten, sondern aus dem von ihm verwalteten Bürgervermögen, «uss der burger guot». Endlich oblag es der Mühle vor dem Schelmenturm, innerhalb der Stadtmauer, die dortige Brücke zu machen und zu unterhalten. Nicht erwähnt wird die Brücke über den Mühlbach nördlich des Schelmenturmes, ausserhalb der Mauer, über die ein Weg vom Untertor zum Obertor führte.

Neben den drei Brücken, die im Stadttinnern den Mühlbach überquerten, gab es noch einen offenbar nur für Fussgänger bestimmten Steg zum Haus der Werkmeister, «untz (bis) zem stäge

von der werchmaistrinen huse». <sup>46</sup> Das Wort «werchmaistrinen» ist nach Mitteilung von A. Schorta ein männlicher Pluralgenitiv, wie er ähnlich auch in andern Urkunden dieser Zeit vorkommt, zur Sache selbst hat sich bisher niemand geäußert. Dieses Haus der Werkmeister muss ungefähr an der Nordseite des jetzigen Alten Gebäus oder gegenüber gestanden und in seiner Aufgabe dem früheren Werkhof entsprochen haben. Hier wurden Handwerkszeug, Baumaterialien, Löschgerät usw. aufbewahrt, und wahrscheinlich gab es hier auch eine Art Büro für den Werkmeister, z. B. für die Auszahlung der Löhne. Auf alle Fälle wird durch das Vorhandensein eines Werkmeisterhauses die Bedeutung des dafür Verantwortlichen gebührend hervorgehoben.

Da der Werkmeister als höchster von der Bürgerschaft gewählter Beamter vor allem mit Handwerkern und Arbeitern zu tun hatte, spielte er im Kampf gegen die Vorherrschaft des Bischofs gewissermaßen die Rolle einer Schlüsselfigur. Dass er im Laufe der Freiheitsbewegung, mit vermehrten Kompetenzen ausgestattet, zu Beginn des 15. Jahrhunderts den Ammann zu verdrängen vermochte, liegt auf der Hand. <sup>47</sup>

Aus der oft erwähnten Stadtordnung erfahren wir nicht nur, dass es um 1370 ein Werkmeisterhaus, sondern dass es auch eine Ratstube gab, «ze Chur in der Rat stuben», in der unter anderem das Landgericht tagte. Wir zögern nicht anzunehmen, diese Ratstube habe sich in jenem Rathaus befunden, das 1386 in ein Spital umgewandelt wurde, ferner, dass sowohl Rathaus wie Werkmeisterhaus gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden sind. Wie oben ausgeführt, gelang es den Bürgern in der äusserst günstigen Zeit des Interregnums, 1250–1273, und während der Bedrängnis durch die Vazer, wo kein Kaiser oder König den Bischof schützte, sich schrittweise selbständiger zu machen. Mit dem aus ihrer Mitte gewählten Rat und mit dem Einfluss ihres Werkmeisters bedeuteten sie jetzt eine Macht, die sich bewusst manifestierte und kaum noch zu bändigen war. Wenn in der schon genannten Urkunde von 1293, einem Gütertausch zwischen dem Leutpriester von St. Martin, resp. dem Bischof, und dem Kloster St. Nicolai, sogar «die burger von Kure» mit ihren Zeugen, dem Ammann und dem Werkmeister, mit dem Handel einverstanden sein mussten und das mit dem Siegel der *Comunitas*, der Bürger, bekräftigten, besagt das alles.

In den Urkunden des 13. Jahrhunderts ist auffallenderweise nur von dem «minister Curiensis» und von dem «cancellarius Curiensis» und im Siegel von der «comunitas Curiensis» die Rede. Dann ändert sich das plötzlich. Nicht 1303, wie P. C. Planta sagt,<sup>48</sup> wohl aber 1304<sup>49</sup> wird der Minister «minister civitatis Curiensis», 1304<sup>50</sup> und 1311<sup>51</sup> der Kanzler «cancellarius civitatis Curiensis» genannt, und 1303<sup>52</sup> lautet die Siegelumschrift «S. CIVIUM CIVITATIS CURIENSIS», obwohl im Siegelvermerk noch von der früheren Gemeinschaft, der «universitas» gesprochen wird. Ähnlich taucht – ein einziges Mal – 1314 noch das Wort «comunitas» auf.<sup>53</sup> Die lange Siegelumschrift von 1303, die Th. von Mohr ungenau mit dem später üblichen «SIGILLUM» beginnen lässt, statt mit der Abkürzung «S», beweist, dass es sich eindeutig um ein Rundsiegel handelte. Leider ist die Urkunde des bischöflichen Archivs inzwischen abhandengekommen. Unter den uns bekannten runden Siegeln der Stadt kommt ein einziges für die Zeit um 1300 in Betracht (T.7,23). Irgendwo abgerissen, befindet es sich heute im bischöflichen Archiv. Wir haben jedoch festgestellt, dass es erst nachträglich an den Pergamentstreifen einer völlig fremden Urkunde von 1332<sup>54</sup> angenäht wurde. Das Siegel misst 4 cm im Durchmesser, ist also grösser als die bischöflichen Sekretsiegel.<sup>55</sup> Die Umschrift in grossen gotischen Buchstaben lautet: «S. CIVIUM CIVITATIS CURIENSIS». Was neben der Form und der Umschrift vor allem auffällt, ist der im Torbogen angebrachte springende Steinbock, der im Dreiecksiegel fehlte. Die aus Mauer ohne Durchlass und aus drei viereckigen Türmen bestehende Toranlage – im ältesten Siegel sind es Rundtürme – mutet in der sehr summarischen Wiedergabe altertümlich an, und der feingliedrige, stark gestreckte, frei in der Luft schwebende Steinbock mit verhältnismässig kurzen und glatten Hörnern stimmt mit jenem schon erwähnten Bock im Siegel eines bischöflichen Notars von 1291 weitgehend überein. Wir sagten oben, dass der Steinbock auch auf Münzen Bischof Friederichs I., 1282–1290, vorkommt. Das stolze Tier war um 1300 zweifelsohne schon Wahrzeichen des Bistums.

Nun stellt sich gleich die Frage, wieso der bischöfliche Steinbock bald nach 1300 ins Churer Stadtsiegel aufgenommen wurde. Es ist



daran zu erinnern, dass der Bischof 1299 die Reichsvogtei als Pfand an sich bringen konnte und damit den Gipfel seiner Macht erreichte. Seine Stadt aber, deren Bürgerschaft sich offensichtlich immer mehr zu verselbständigen suchte, schien auf dem besten Weg, ihm zu entgleiten. Sie musste unverzüglich in die Schranken gerufen werden. Das bestehende Siegel der Bürgerschaft, der *Comunitas*, wurde durch ein neues, der gesamten Stadtbevölkerung, den *Cives civitatis*, dienliches ersetzt, die Betonung liegt auf «Stadt», «*civitas*», und es musste mit dem Steinbock eindeutig bekräftigt werden, dass die Stadt dem Bischof gehörte und keineswegs eine freie *Comune* war.

In ihren Auseinandersetzungen mit dem Haus Vaz waren die Bischöfe jedoch darauf angewiesen, mit der Bürgerschaft der Stadt in gutem Einvernehmen zu stehen und ihr die bisher erworbenen Rechte und Freiheiten zu belassen. Dass die Fertigstellung der Stadtmauern im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts weitgehend auf Kosten der Bürger erfolgte, wurde schon gesagt. Über Unstimmigkeiten zwischen Bürgerschaft und Bischof erfahren wir vor Mitte des Jahrhunderts nichts. 1325 bestätigte Bischof Johann von Pfefferhard dem Domkapitel das Recht, den Ammann von Chur einzusetzen, nicht den Vizdum, wie J. C. Mayer sagt,<sup>56</sup> «*super officio ministri civitatis Curiensis*». Finanziell befand sich der Bischof in sehr bedrängter Lage, und politisch war er ständig verunsichert durch die Wirren um König Ludwig von Bayern und dessen Anhänger, die Vaz. 1331 starb der Bischof in Gefangenschaft im Bistum Basel. Wir erfahren dann, dass der Nachfolger – ebenfalls ein Gegner König Ludwigs – bei Antritt seines Amtes es nicht wagte, seine Residenz in Chur zu beziehen. Sollte bei allen diesen Umtrieben die Bürgerschaft von Chur nicht wieder an Selbstbestimmung und Aufstieg gedacht haben? Einen Beweis dafür möchten wir in der Anschaffung des neuen, grossen Stadtsiegels von 5,7 cm Durchmesser sehen (T.7,24). Es wurde keineswegs, wie Mathis Berger neuerdings sagte,<sup>57</sup> erstmals im Zusammenhang mit der Gründung des Gotteshausbundes verwendet, selbst wenn das Datum 1368 stimmen würde. Es gibt kein 1368 datiertes Churer Siegel, wohl aber das genannte grosse, gesichert durch Urkunden des bischöflichen Archivs von 1355<sup>58</sup> und 1358.<sup>59</sup> Zu einer von der unsern abweichenden Interpretation der Siegelumschriften des 13. und 14. Jahrhunderts musste M. Berger

zwangsläufig kommen, weil er sich auf die von E. Poeschel und andern falsch gelesene Umschrift des ältesten Siegels abgestützt hat.

Abgesehen von der Grösse unterscheidet sich das dritte Stadtsiegel vom zweiten dadurch, dass «Sigillum» in grossen lateinischen Lettern ganz ausgeschrieben wurde, merkwürdigerweise ohne i nach dem g, wie bei «Curiensis» nach dem r, dass der Torbau deutlich in drei Ebenen – Mauer mit kleinem Tor, Vorwerk mit heraldisch bedingtem weitem Tor, drei dahinter aufragende Türme – gegliedert erscheint und dass der auf die Zinne steigende Steinbock jetzt ein stark vorgebeugtes, überaus kräftiges Tier mit mächtigen geriefelten Hörnern ist. Auffallend sind an der Toranlage auch einige feine Details wie Steinquadern, Fugen und Spitzbogenscharten an den Türmen. Ob das Siegel schon lange vor 1355 geführt wurde? Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten, weil ein 1345 erwähntes Beispiel nicht mehr beigebracht werden kann.<sup>60</sup> Aus der Lage der Bürgerschaft zu schliessen, liesse sich eine Neuankfertigung des Siegels am ehesten in der Zeit um 1330 denken. Gleich nach 1329 scheint auch das älteste Kanzlersiegel durch ein neues ersetzt worden zu sein.<sup>61</sup> Geführt wurde das dritte grosse Stadtsiegel z. B. noch 1386<sup>62</sup> und 1419;<sup>63</sup> denn das vierte Stadtsiegel, von 7,3 cm Durchmesser und mit kleinen Rosen in den Schriftintervallen – der vergoldete Bronzestempel liegt im Rätischen Museum –, stammt vermutlich aus den politisch schicksalsschweren Jahren 1464 oder 1465 (T. 7,25).

Wenn die Stadt als handelnder Teil auftritt, so geschieht das unter den Formeln: 1345 «Rath und die burger gemeinlich zu Chur», 1365 «Wir der amman und der rat und die burger gemeinlich der stat ze Chur», 1367 und 1370 «der rat und die burger», 1386 «Wir der Rat, die Purger und die gemeinschaft der Stat zu Chur», 1392 «wir der Ammann, der Rat und die Statt gemeinlich daselbs ze Cur». Aus einer Urkunde von 1359 geht klar hervor, dass die Ratsherren auch als Richter im Vogteigericht amtierten.<sup>64</sup>

Die Rolle, die die Churer Bürgerschaft in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts spielte, ist zuletzt von M. Berger eingehend dargestellt worden.<sup>65</sup> Wir beschränken uns deshalb darauf, die vier wesentlichsten Ereignisse kurz in Erinnerung zu rufen. Die ersten drei fallen in die Zeit des landesfremden, aus Böhmen stammenden Bischofs Peter Gelyto, 1355–1368, der mit dem Hause Habsburg/

Österreich so sehr verbunden war, dass er 1360 den österreichischen Herzögen für acht Jahre alle bischöflichen Festungen mit Land und Leuten überliess. Allerdings sollte im Kriegsfall ein Schiedsgericht über eine eventuelle Beteiligung der Bündner entscheiden. Für Chur ist die Zusammensetzung dieses Gerichtes sehr aufschlussreich. Es bestand aus drei Domherren, drei Ministerialen als Vertreter aus den Gotteshausgemeinden und aus drei Bürgern der Stadt. Auffallend ist, dass Chur allein gleich viel Spruchleute aufwies, wie alle Landgemeinden zusammen, also einen sehr beachtlichen Machtfaktor darstellte.

Wie M. Berger ausführt, waren die eben erwähnte Übergabe an Österreich und die 1363 erfolgte Einverleibung von Tirol und Vorarlberg in den österreichischen Staatsverband der Grund, dass es irgendeinmal zwischen 1363 und 1367 in Zernez zu einer Aussprache zwischen dem Bischof und den Gegnern seiner Politik – unter anderm den Bürgern von Chur – kam. Sie endete ohne positives Ergebnis, was dann am 29. Januar 1367 in Chur, ohne den Bischof, zu einer weiteren Beratung und zur Gründung des Gotteshausbundes führte. Partner waren das Domkapitel, viele Ministerialen als Repräsentanten der Landgemeinden, der Rat und die Bürger von Chur. Von fünfzehn Siegeln siegelte die Stadt als letzte. Das Siegel ist inzwischen verlorengegangen.

Dass das Bündnis von 1367 nur gegen Bischof Peter persönlich und seine Politik gerichtet war, beweist jenes merkwürdige Abkommen von 1392, in dem das Bistum – der Bischof an erster Stelle –, «ammann, der rat und die statt gemainlich daselbs ze Cur» und die Gotteshausgemeinden Österreich jegliche Hilfe «mit lib und gut» im Raume Etsch–Bodensee–Walensee zusagten. Österreich versprach dagegen, die Freiheiten der Gotteshausleute nicht zu schmälern. M. Berger erklärt die befremdliche Verbindung überzeugend damit, dass die Gotteshausleute froh sein mussten, wenn der damalige überaus kriegslustige Bischof Hartmann von Werdenberg-Sargans sich wenigstens mit Österreich verständigen konnte. Für Chur im besonderen ist die Urkunde deshalb wichtig, als sie uns zeigt, dass die Stadt mit Ammann und Rat diesmal gleich hinter Bischof und Domkapitel aufgeführt wird, vor den Ministerialen und den erstmals gesondert genannten ländlichen Gotteshausgemeinden. Churs Macht im Gotteshausbund ist somit schon weit vorange-

trieben. Die Stadt siegelt denn auch direkt hinter den geistlichen Instanzen.

Da der Ammann, der Rat und die Bürger schon vor 1300 als gemeinsam Handelnde auftreten und sich im 14. Jahrhundert die Formel «der Rat und die burger» unverändert wiederholt, ist nicht einzusehen, warum es ein Rathaus nicht schon vor 1300 gegeben haben soll. Die selbstbewusste Führung eines Siegels spricht eher dafür. Allerdings, beweisen lässt es sich nicht. Eine Ratstube wird in der Stadtordnung von 1370 erwähnt, «ze Chur in der Rat stuben».<sup>66</sup> Wir sind der Ansicht, dass, wenn es zur gleichen Zeit ein Werkmeisterhaus gab, auch ein Rathaus wahrscheinlich ist, nicht nur eine Ratstube in irgendeinem Haus. Ausdrücklich genannt wird ein «Rathus» erst 1386.<sup>67</sup> Von ihm war im Abschnitt über die Spitäler schon die Rede, weil es eben damals in ein Spital umgewandelt wurde. Über den Grund dieser Umwandlung gehen die Meinungen auseinander. M. Berger nimmt an, die Churer hätten das Rathaus gleichsam im Zusammenhang mit der Gründung des Gotteshausbundes «nur kurz nach 1367» erbaut, und zwar ohne Einwilligung des Bischofs, der dann die Umwandlung in ein Spital dekretiert, also dem städtischen Freiheitsstreben für einmal einen Riegel geschoben habe.<sup>68</sup> P. Kopp sieht in der Umwandlung den Erfolg einer sehr wirksamen Predigt des Bischofs «als elegante Massnahme gegen die Stadt».<sup>69</sup> E. Poeschel erklärte die Umwandlung mit der «Verbürgerlichung des Krankenwesens».<sup>70</sup> Nach unserm Dafürhalten kommt in der Haltung des Bischofs eine Abwehr gegen die schon so weit vorgeschrittene Emanzipation der Stadt nicht mehr in Frage. Wir denken uns die Sache eher so, dass das bescheidene Rathaus abgerissen und durch ein dem gesteigerten Ansehen der Stadt entsprechendes ersetzt werden sollte. Durch Fürbitte des Bischofs ergab sich dann die neue Lösung, die im Sinne E. Poeschels in schönster Weise auch dem neuen sozialen Denken entgegenkam. Wenn P. Kopp mit E. Poeschel darin einiggeht, dass die Stadt aber schon bald nach 1386 wieder über ein Rathaus verfügt habe, so pflichten wir dem durchaus bei. Dieser Tatbestand spricht aber auch gegen eine bischöfliche politische «Intrige» bei der Umwandlung des alten Rathauses in ein Spital.

Wir wissen, dass der Nordtrakt des heutigen Rathauses Teil des einstigen Spitals zum Heiligen Geist und noch früher das erste Chu-

rer Rathaus war.<sup>71</sup> Als das letztere zu einem Spital «degradiert» wurde, dürfte man bereits den Bau eines neuen Rathauses mit angegliederter Kaufhalle erwogen haben, einer Doppelanlage, wie sie «im deutschen Kulturkreis ziemlich allgemein im Gebrauch war».<sup>72</sup> Beweis für unsere Annahme ist der Südtrakt des heutigen Rathauses, – nicht der Nordtrakt, wie Poeschel irrtümlich sagt<sup>73</sup> – der durch eine leider nicht mehr sichtbare Türe auf der Nordseite einigermaßen datiert ist. Der Türsturz, ein grosser horizontaler Steinblock, den wir anlässlich der letzten Renovation der Halle sahen, spricht für Entstehung in der romanischen Epoche. Dieses alte Gebäude und das nördlich anstossende Areal, auf dem vielleicht schon kurz vor 1413 ein Kaufhaus errichtet wurde,<sup>74</sup> muss die Stadt um 1386 erworben haben. Der Nordtrakt des heutigen Rathauses kam erst nach Aufhebung des Spitals um 1550 zu den beiden Teilen Amtshaus und Kaufhaus. Eine Planskizze mag den Ablauf der Bauperioden erläutern.

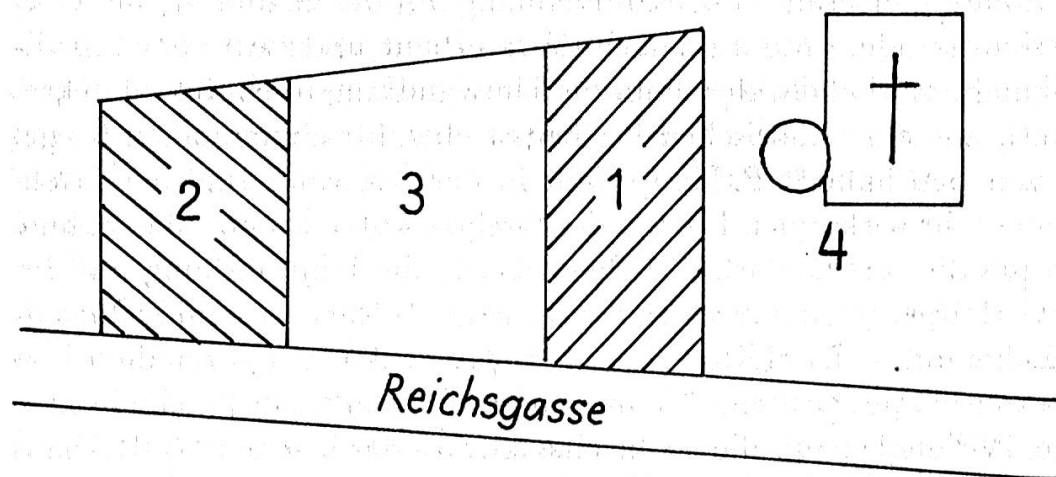


Fig. 15. Planskizze zur Entwicklungsgeschichte des Rathauses.

Ca. 1260–1386 erstes Rathaus (1), dann Spital  
 1386 zweites Rathaus (2)  
 1413 Anbau mit Kaufhalle (3)  
 1554 Einbeziehung des Spitals (1)  
 1398 Weihe der Heiliggeistkapelle (4)

### Bürgerliche Berufe und Gewerbebetriebe

Ohne Vollständigkeit zu beanspruchen, zählen wir hier die in der Zeit von 1200 bis ca. 1400 von erwerbstätigen Bürgern ausgeübten Berufe auf, wobei Bauern und Wirte nicht berücksichtigt werden:



Goldschmied, 13. Jh. Aurifex Turicensis, 1375  
 Hans Rober Goldschmied zu Cur  
 Schmied, 1249 Ulricus Faber, 1263 Olricus fabri  
 Fischer, 1249 Conradus Piscator, 1290 C. piscator  
 Schneider, 1263 Rodolfus sertori, 1330 Wernherus sartor  
 Schwertfeger, 1270 Ruodolfus Schilling dictus Furbespada, 1345  
 Agnes Swerfürblin  
 Gerber, 1281 C. pelliparius  
 Metzger, 1290 Fridericus carnifex, 1373 Conradus dictus Metzger  
 Maler, 1290 Berchtoldus pictor  
 Ziegenhirt, ca. 1310 Petrus dictus Caprarius  
 Krämer, 1320 Lucinus institor  
 Kürschner, 1321 Wilhelmus pellifex  
 Badmeister, 1322 Gaudentius Balneator, 1327 Gaudenz von der  
 Badstuben  
 Zimmermann, 1330 Rudolfus carpentarius  
 Weber, ca. 1330 Agnesa textrix  
 Söldner, 1345 Gwilhelmus gladiator  
 Spengler, 1373 Johannes dictus Spengler  
 Schuhmacher, 1384 Cunradus sutor, 1388 Oto calcifex  
 Taschenmacher, 1421 «an der Teschenmacherin hus»

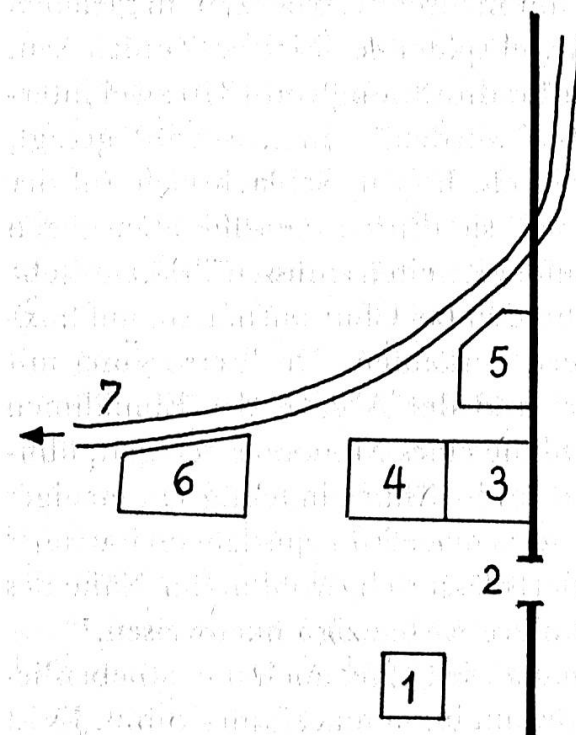


Fig. 16.  
 Planskizze zu den Gewerbeanlagen  
 am Arcasplatz, um 1370.

1. Das «griechische Badstübli»
2. Metzgertor
3. Obere Badstube
4. Metzg
5. Chorherrenmühle
6. Vitztumühle
7. Mühlbach

Merkwürdigerweise sind wir, vom bischöflichen Hof abgesehen, weder auf einen Bäcker (*pistor*), noch auf ein Backhaus (*pistrina*) gestossen, ebensowenig auf einen Müller (*molitor*). Nach einer Urkunde vom 13. Juni 1408 im bischöflichen Archiv gab es in Chur eine Brotlaube, wo die Bäcker ihr Brot verkaufen sollten, und der vom Bischof eingesetzte Ammann überwachte dieselben wie überhaupt den gesamten Brotverkauf. Über den Standort der Brotlaube im 14. Jahrhundert erfahren wir nichts; sie dürfte sich am St. Martinsplatz befunden haben. Die Örtlichkeit aber, wo geschlachtet und Fleisch verkauft wurde, lässt sich aus den vielen Urkunden, in denen das «*macellum*», d. h. Schlachthaus vorkommt, genau lokalisieren. Die Lage war im Grunde die einzig mögliche: innerhalb der Stadtmauer, aber am Metzger- oder Gerbertor, der Verbindung zur nahen Plessur, und, was ebenso wichtig war, auch unmittelbar am untern Mühlbach gelegen. Vom letztern bezog das «*macellum*» das saubere Wasser, während das schmutzige und Abfälle in der Plessur verschwinden konnten. Baulich bildete die «*metzgi*» den nördlichen Teil der heutigen Metzgmühle, ein aus Metzger- und Mühle zusammengesetzter Gebäudekomplex, der neuerdings die Volksbibliothek beherbergt. Das «*macellum*», über das, wie bei der Brotlaube, der Ammann wachte, wird schon 1254 genannt,<sup>75</sup> nicht erst 1318,<sup>76</sup> und bildete als Gewerbebetrieb mit mehreren Arbeitern im gleichen Haus sozusagen den Keim zum viel später realisierten Zunftwesen. Die Metzger betreffend sind in der Stadtordnung von 1370 zwei interessante Verfügungen festgehalten worden.<sup>77</sup> Erstens wird gesagt, dass die Metzger (Plural!) das Recht haben, Schlachtvieh auf der Churer Allmend weiden zu lassen, sie dürfen dasselbe aber gegen hohe Bussen nicht wieder verkaufen. Zweitens müssen Einheimische und Fremde, die sich mit Schafherden bei Chur aufhalten, auf hundert Tiere je zehn den Metzgern verkaufen. Die Versorgung mit Fleisch war also gut organisiert und der Absatz, der Einnahmen wegen, sehr wahrscheinlich im Sinne eines Monopols geregelt, ähnlich wie beim Brot. Bis 1373 gab es in Chur eindeutig ein einziges Schlachthaus, «*domus prope et iuxta macellum ejusdem civitatis*»,<sup>78</sup> aber für das Ende des Jahrhunderts lässt sich, wohl in der Nähe des Schelmenturmes, eine zweite, untere «*Metzgi*» nachweisen.<sup>79</sup>

Zugleich mit dem Schlachthaus wird 1254 auch die danebenliegende Mühle erwähnt, «*molendinum iuxta macellum situm*». Es ist

1359 die «korherren müli, die gelegen ist ze Cur in der Stat oberhalb der Metzgi».<sup>80</sup> Sie hatte am meisten Wasser, weil der Mühlbach im weitem Verlauf für die Stadt und für die Bewässerung von Gärten und Feldern abgezweigt wurde. Urkundlich noch früher belegt als die Chorherrenmühle ist jene 1150 genannte, von der wir oben schon sprachen. Sie wurde erst bei der grossen Ummauerung in den Ring einbezogen als vierte im Innern der Stadt. Im 14. Jahrhundert gehörten die Mühlen noch dem Bischof, waren aber als Lehen vergeben. So bildeten auch die Müller, wie schon die Bäcker und Metzger, eine Interessengemeinschaft, die für das spätere Entstehen der Zünfte Vorarbeit leisten konnte. Der untere Mühlbach, der noch heute unsichtbar die Stadt durchfliesst, betrieb um 1370 trotz mehrmaliger Wasserabgabe noch eine fünfte Mühle im Norden der Stadt, war also von jeher ein ansehnlicher Bach. Er wird in den Urkunden Fluss genannt: 1321 «flumen dictus Mülbach»,<sup>81</sup> 1373 «rivus (spanisch rio) per civitatem Curiensem manans»,<sup>82</sup> 1384 «ad rivum seu fluvium transmanantem per civitatem Curiensem dictum Mülibach»<sup>83</sup>. Ebenfalls am untern Mühlbach, aber ausserhalb der Mauer befanden sich unweit des Metzgertores Gerben, Walchen und Stampfen. Nach der Stadtordnung von 1370 war es ausschliesslich Pflicht der fünf am untern Mühlbach gelegenen Mühlen, das Bachbett instandzuhalten und um den Zufluss des Wassers besorgt zu sein. Am obern Mühlbach, im Welschdörfli, gab es drei Mühlen, während von einer Sägemühle an der Plessur 1344<sup>84</sup> und 1361<sup>85</sup> die Rede ist.

Unter den Gewerbetreibenden tritt 1322<sup>86</sup> ein «balneator» auf, d. h. einer, der eine Badeanstalt besitzt. Derselbe wird 1327 «Gaudenz von der badstuben» genannt. Eine Eintragung im Necrologium Curiense gibt uns den Standort des Bades um 1310 an, «tres domuncule site apud Archas ubi exitur apud Balnei stupham a latere muri», «drei kleine Häuser, die am Rand von Arcas liegen, da, wo man bei der an die Stadtmauer anstossenden Badstube hinausgeht».<sup>87</sup> Diese Badstube ist offenbar mit derjenigen identisch, die 1448 als «oberes Schwitzbad», «de estuario superiore»<sup>88</sup> und 1454 noch genauer lokalisiert wird, «ab der obern badstuben ze Cur in der statt ze Arks gelegen . . . ze nechst by der Chorherren müly gelegen».<sup>89</sup> Es handelt sich somit um ein Warmluft- und Heisswasserbad innen auf der linken Seite des Metzgertores, wo auch die Chorherrenmühle stand.

Nun erfährt man aber aus einer Urkunde von 1413.<sup>90</sup> dass es früher einmal im Quartier Arcas, in einer Reihe von Häusern und Ställen zwischen der neuerdings verschwundenen Metzger- und Praximergasse, ein Warmluftbad gegeben hat. In der Urkunde geht es um einen Kauf von Haus, Hofstatt und Stadel in der Stadt «da man spricht ze Argx», angrenzend vorn und hinten an die offene gemeine Strasse, oben an Albert Underm Weg von Trimmis seligen Haus und Stall «da das kriechsch badstubli vor zitten uff was», auf der andern Seite an Hans von Aufers seligen Erblehen. Haus und Stall des verstorbenen Albert von Trimmis stehen also da, wo sich einst eine «griechische» Badstube befand. Mit dem Ausdruck «vor zitten» dürfte noch das 13. Jahrhundert gemeint sein. Das braucht weiter nicht zu verwundern; denn erstens war das Baden zu Hause der Feuergefahr wegen streng verboten, z. B. in Thusis 1491<sup>91</sup>, und 1529 lag die dortige Badstube immer noch auf der andern Seite der Nolla,<sup>92</sup> zweitens weil mit grosser Wahrscheinlichkeit eine Badstube in Chur schon für das 8. Jahrhundert durch die Lex Romana Curiensis bezeugt sein dürfte. Es heisst da: «Omnes dominicis diebus, qui in carceribus sunt constricti, . . . Judex eos sub custodia in balneo lavare faciat», «der Richter möge dafür besorgt sein, dass sich die Gefängnisinsassen unter Bewachung jeden Sonntag im Bade waschen».<sup>93</sup> Für das Kloster St. Gallen nennt der Klosterplan aus dem frühen 9. Jahrhundert mindestens vier Badehäuser,<sup>94</sup> und Heisswasserbäder sind auch zur Zeit Ekkehards I., gestorben 973, in der Chronik Ekkehards IV., ca. 1000–1060, überliefert.<sup>95</sup>

Dass das Badeleben besonders durch die Kreuzzüge Auftrieb erhielt, ist eine bekannte Tatsache. In der Malerei um 1300 ist mit «griechischer» Manier die byzantinische gemeint, ebenso beim «Solstitium secundum Grecos».<sup>96</sup> Gleich verhält es sich mit dem «griechischen», im byzantinischen und arabischen Bereich überlieferten Heissluft- und Heisswasserbad, das auf altgriechisch-römische Tradition zurückgeht. Es ist das heutige türkische Bad mit seinen verschiedenen Prozeduren in mindestens zwei Räumen.

Von einer zweiten, unteren Badstube haben wir erst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts Kenntnis, «ein gärtli . . . ist gelegen under der undren badstuben zwischen der Cameri garten und der werchmaistrin garten».<sup>97</sup> Dass es sich auch hier um ein «griechisches» Bad handelte, besagt eine Eintragung von 1453 im Necrolo-

gium Curiense,<sup>98</sup> «domus Ulrici Fischer sita retro domum marcanzie ubi itur ad domum estuarii inferioris», «das Haus des Ulrich Fischer, gelegen hinter dem Kaufhaus, wo man zum untern Schwitzbad geht». 1515 wird der Standort des Bades mit «under dem spital gelegen» angegeben.<sup>99</sup> Gemeint ist der heutige Mühleplatz.

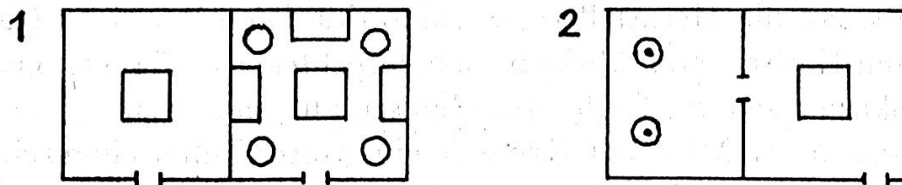


Fig. 17. Skizzen von Badehäusern im Kloster St. Gallen, nach dem karolingischen Plan.

1. Küche (links) und Badehaus für die Kranken
2. Bade- und Waschhaus für die Mönche

Anlässlich der 1973 durchgeführten Restaurierung der längst aus Schlachthaus, Badstube und Chorherrenmühle entstandenen Metzgmühle konnte ein Teil des Areals – leider nur flüchtig – auch archäologisch untersucht werden. Im vordern, südlich an die Stadtmauer angrenzenden Raum wurden vier, vom kurzen Feuergang abgesehen, mehr oder weniger runde Brandböden von 0,70, 1,00, 1,10 und 1,50 m Durchmesser und nördlich angrenzend ein rechteckiger Brandboden von 5 mal 4,5 m freigelegt. Man schloss zunächst auf Spuren hoch- und spätmittelalterlicher Backöfen.<sup>100</sup> Ein Augenschein unsererseits liess uns in Anbetracht des Standortes, der zu tiefen Lage der Brandböden und der für Backöfen meistens viel zu kleinen Durchmesser einzig an die letzten Spuren der obern Badstube denken. Die Feuerlöcher gewöhnlicher Kessel für das Wasser der grossen Wäsche haben in der Regel 1,00 bis 1,20 m Durchmesser, und der abnormale Kessel des alten Badhauses in Pignia soll gut 2,00 m breit gewesen sein. Die Häufung und verschiedene Grösse der runden Flächen, d. h. der Feuerherde, ist vielleicht mit dem jeweiligen Bedarf an Badewasser zu erklären. Auf alle Fälle liegt ein Vergleich mit den im St. Galler Klosterplan aus dem frühen 9. Jahrhundert skizzierten Bad- und Waschhäusern, «balnearum domus», «balneatorium et lavandi locus», nahe.<sup>101</sup> Die Kreise in



den Ecken möchten wir im Gegensatz zu W. Horn als Feuerherde für das Wasser, nicht als Badebottiche, die Rechtecke an den Seiten als Badewannen, nicht als Bänke, das Quadrat in der Mitte aber, mit W. Horn, als zentrale Feuerstelle erklären. Wir lassen uns dabei auch vom Gedanken an römische Thermeneinrichtungen leiten, nur befanden sich dort die Herdstellen mit den Wasserbehältern ausserhalb des Caldariums. Auch beim frühmittelalterlichen Baptisterium in Zillis lag die Herdstelle ausserhalb des Taufraumes.<sup>102</sup> Die genannten Kreise treten übrigens neben rechteckigen Trögen auch in den Skizzen der St. Galler Brauhäuser auf, und wenn bei einem Badhaus in der Mitte der Kreise je ein grosser Punkt eingezeichnet wurde, ist damit sicher nicht eine Person gemeint gewesen. Dass der erwähnte rechteckige Brandboden in der «Metzgmühle» mit einer Art Hypokaustanlage für das Heissluftbad in Beziehung gestanden haben könnte, erscheint uns aber als sehr unwahrscheinlich.<sup>103</sup> Für die Abklärung gerade dieser Frage wären minutiöse Ausgrabungen notwendig gewesen.

- <sup>1</sup> W. Schlesinger, Burg und Stadt, in Festschrift für Theodor Mayer, S. 104.
- <sup>2</sup> Claude Campiche, Die Comunalverfassung von Como im 12. und 13. Jh., S. 32f.
- <sup>3</sup> BU, Nr. 435 und Nr. 456.
- <sup>4</sup> C. Campiche, a. a. O., S. 76f.
- <sup>5</sup> C. Simonett, Ein Urkundenfund zum Hospiz in Capella, in BMB 1965, S. 292 ff.
- <sup>6</sup> P. Liver, Abhandlungen zur Rechtsgeschichte, S. 332.
- <sup>7</sup> G. Masson, Das Staunen der Welt, Friedrich II., S. 177f.
- <sup>8</sup> Die Kunstdenkmäler von Basel-Stadt, Bd. 1, S. 65.
- <sup>9</sup> CD, Bd. 2, S. 109.
- <sup>10</sup> Necrol. Cur., 12. Januar.
- <sup>11</sup> J. G. Mayer, Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 343.
- <sup>12</sup> P. C. Planta, Verfassungsgeschichte der Stadt Chur, S. 36, Anm. a.
- <sup>13</sup> a. a. O., S. 35.
- <sup>14</sup> BU, Nr. 696.
- <sup>15</sup> J. Muraro, Untersuchungen zur Geschichte der Freiherren von Vaz, S. 14.
- <sup>16</sup> BU, Nr. 807.
- <sup>17</sup> BU, Nr. 923.
- <sup>18</sup> BU, Nr. 946.
- <sup>19</sup> Necrol. Cur., 30. Mai.
- <sup>20</sup> BU, Nr. 865.
- <sup>21</sup> BU, Nr. 666.
- <sup>22</sup> BU, Nr. 1053.
- <sup>23</sup> J. Muraro, a. a. O., S. 26.
- <sup>24</sup> BU, Nr. 1110.
- <sup>25</sup> M. Berger, Churs Stellung im Gotteshausbund, S. 209f.
- <sup>26</sup> Briefliche Mitteilung von C. Lapaire, 22. Juli 1971.
- <sup>27</sup> BU, Nr. 1232.
- <sup>28</sup> C. Simonett, a. a. O., S. 295f.
- <sup>29</sup> CD, Bd. 2, Nr. 193.
- <sup>30</sup> BU, Nr. 1011.
- <sup>31</sup> F. v. Jecklin, Die Siegel des Kanzleramtes in Chur, in Schweiz. Archiv für Heraldik 1897, S. 24 ff. Nach Jecklin gab es den Stadtkanzler erst seit 1311.
- <sup>32</sup> Necrol. Cur., 30. Mai.
- <sup>33</sup> CD, Bd. 3, S. 214f.; P. C. Planta, a. a. O., S. 35.
- <sup>34</sup> CD, Bd. 3, S. 215.
- <sup>35</sup> BU, Nr. 1100.
- <sup>36</sup> CD, Bd. 2, S. 111.
- <sup>37</sup> ebenda, S. 114.
- <sup>38</sup> CD, Bd. 3, Nr. 80.
- <sup>39</sup> BU, Nr. 1110.
- <sup>40</sup> C. Campiche, a. a. O., S. 104f., S. 250.
- <sup>41</sup> Beiträge zu Geschichte und Kulturgeschichte aus den Churer Totenbüchern, S. 44.
- <sup>42</sup> BU, Nr. 1008.
- <sup>43</sup> Zur Entstehung der Churer Stadtverfassung, S. 153.
- <sup>44</sup> BU, Nr. 1232.
- <sup>45</sup> Wagner/Salis, Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden, 1. Teil, S. 135 ff.
- <sup>46</sup> CD, Bd. 3, S. 211.
- <sup>47</sup> P. C. Planta, a. a. O., S. 18.
- <sup>48</sup> ebenda, S. 33, Anm. 2.
- <sup>49</sup> CD, Bd. 2, Nr. 113.
- <sup>50</sup> ebenda, Nr. 113.
- <sup>51</sup> ebenda, Nr. 146.
- <sup>52</sup> s. Anm. 48.
- <sup>53</sup> CD, Bd. 2, Nr. 157.

- 54 Bei E. Meyer-Marthaler, Die Siegel der Bischöfe von Chur, S. 20, Anm. 56, ist das Datum 1322 verschrieben für 1332.
- 55 ebenda, S. 15.
- 56 Geschichte des Bistums Chur, Bd. 1, S. 343.
- 57 Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, S. 209 ff.
- 58 20. Januar.
- 59 15. April
- 60 O. Vasella, Geschichte des Predigerklosters St. Nicolai, S. 105, Nr. 21.
- 61 F. v. Jecklin, a. a. O., S. 24 ff.
- 62 CD, Bd. 4, Nr. 125. Die gesiegelte Urkunde liegt im bischöflichen Archiv.
- 63 Staatsarchiv des Kantons Zürich, CI, Stadt und Land, Nr. 1391.
- 64 CD, Bd. 3, Nr. 80; P. C. Planta, a. a. O., S. 26.
- 65 Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, S. 205 ff.
- 66 CD, Bd. 3, S. 209.
- 67 ebenda, Bd. 4, Nr. 125. Das in der Überschrift falsch gedruckte Datum 1388 wurde von M. Berger übernommen.
- 68 Festschrift 600 Jahre Gotteshausbund, S. 211 f.
- 69 BMB 1974, S. 129 ff.
- 70 ebenda, 1945, S. 56.
- 71 Kdm. Grb., Bd. 7, S. 284 f., S. 294.
- 72 ebenda, S. 290.
- 73 ebenda, S. 289.
- 74 ebenda, S. 290, Anm. 1.
- 75 BU, Nr. 898, «molendinum iuxta macellum situm».
- 76 H. Killias, Zur Entstehung der Churer Stadtverfassung, S. 57.
- 77 CD, Bd. 3, S. 211 f.
- 78 CD, Bd. 3, Nr. 173.
- 79 A. Schorta, Das Landschaftsbild von Chur im 14. Jh., Nr. 116.
- 80 CD, Bd. 3, Nr. 80.
- 81 Necrol. Cur., 1. Juli.
- 82 CD, Bd. 3, Nr. 173.
- 83 Necrol. Cur., 15. Oktober.
- 84 CD, Bd. 2, Nr. 296.
- 85 CD, Bd. 3, Nr. 96.
- 86 CD, Bd. 2, Nr. 193.
- 87 24. Januar.
- 88 Necrol. Cur., 5. Juli.
- 89 A. Schorta, a. a. O., Nr. 49.
- 90 F. v. Jecklin, Zinsbuch des Prämonstratenserklosters Churwalden, S. 58.
- 91 Gemeindearchiv, Dorfordnung.
- 92 ebenda, Urkunde Nr. 16.
- 93 E. Meyer-Marthaler, Lex Romana Curiensis, 2. Aufl., S. 263.
- 94 W. Horn, On the Author of the Plan of St. Gall, in Studien zum St. Galler Klosterplan, S. 112 ff.
- 95 Ricarda Liver, BMB 1974, S. 41 f.
- 96 Necrol. Cur., 20. Juni.
- 97 J. C. Muoth, Zwei sogen. Ämterbücher des Bistums Chur, S. 35.
- 98 1. April.
- 99 F. v. Jecklin, Zinsbuch des Klosters St. Nicolai, S. 33.
- 100 BMB 1973, S. 313; die Masse wurden uns vom Kantonsarchäologen Chr. Zindel mitgeteilt.
- 101 W. Horn, a. a. O., S. 115, Skizzen.
- 102 C. Simonett, BMB 1938, S. 329 (Plan), S. 331 f. (Text).
- 103 Zum Badewesen vgl. K. Wäckerlin, Heilmethoden in einem spätmittelalterlichen Medizinalbuch, Schweizer Volkskunde 1976, S. 15 f.

## **Das Haus der Minnesänger**

(erwähnt 1383)

Für die Gesellschaftsordnung erscheint das frühe 14. Jahrhundert durchaus als eine Wende. In gleichem Masse wie die Bürger in ihrem Freiheitsdrang erstarkten ging das feudale Herrentum mit seinen vielfältigen kulturellen Interessen dem Ende entgegen. Nichts zeigt das deutlicher, als das Schwinden der unzähligen Rittersnamen in den Totenbüchern der Kathedrale. Nach diesen hat man den Eindruck, dass die Stadt noch um 1300 von raschen Hufschlägen und Waffengeklirr geradezu widerhallte und keineswegs das dörfliche Städtchen der spätern Zeit war. Überdies besagen die Urkunden, dass auch alle Burgherren von Graubünden und viele der benachbarten oder durchziehenden Adligen irgendwie mit Chur verbunden waren. Die düstern Tavernen und lauten Plätze in der Stadt lockten nicht weniger als das stolze bischöfliche Schloss und die feierliche Kathedrale auf der Anhöhe. Das bunte Stadtleben, seine Geselligkeit und seine «freiere» Luft waren für die Bewohner weit abliegender, völlig isolierter und unwirtlicher Burgen geradezu eine Notwendigkeit. Chur bedeutete im besonderen für sie Kontakt mit der Welt. Wir haben uns deshalb lange gewundert, dass hier den Spuren der Minnesängerzeit kaum je Beachtung geschenkt wurde, obwohl die Erwähnung eines Minnesängerhauses in einer Urkunde von 1383 längst bekannt war.<sup>1</sup> Die Schwierigkeit liegt wohl in der Schreibweise des Wortes. C. von Moor schrieb fälschlicherweise «der Minensenginer hus». Eine Überprüfung der Originalurkunde durch E. Poeschel und uns ergab, dass eindeutig «der Minnensenginen hus» geschrieben steht. E. Poeschel entschied sich dafür, dass die Endung «inen» nur «als Femininum befriedigend erklärbar... und als Singular aufzufassen» sei.<sup>2</sup> Verständlicherweise erschien diese «Minnesängerin» E. Poeschel aber als höchst rätselhaft. Für uns kam eine solche nie in Frage. Die Endungen «in» und «inen» sind in Churer Urkunden dieser Zeit typisch auch für männliche Plural-Genitivendungen, wie z. B. «der werchmaistrin garten» oder «der werchmaistrinen huse» oder «der Ganserinen müli» und so fort. A. Schorta hat neuerdings unsere Auffassung bestätigt. Es gab keine weiblichen Minnesänger oder gar Werkmeister! Der Minnedienst war ausschliesslich eine Angelegenheit von adligen

Männern. Nur solche konnten eine Minnesängerschule besuchen und ein Minnesängerhaus besitzen; dafür bedarf es keines weiteren Beweises als die Miniaturen und Gedichte der um 1320 entstandenen Zürcher Manesse-Handschrift. Nach der Grenzbeschreibung der Urkunde von 1383 lag das Churer Minnesängerhaus am Mühlbach, nahe beim Haus der Werkmeister, an der jetzigen untern Poststrasse. Hier trafen sich wohl einheimische und fremde Sänger und Dichterlinge, ähnlich, wie das – nur mit andern Zielen und andern Instrumenten – heute wieder Mode ist, und von hier zogen sie aus in unsere Täler, von Burg zu Burg, wie gegenwärtig von einem «Showroom» zum andern.

In der Manesse-Handschrift ist ein einziger, vermutlich der beste Bündner Minnesänger im Bilde festgehalten und mit fünf Liebesliedern vertreten. C. von Jecklin sagt trotzdem, es sei kein bedeutender Sänger gewesen.<sup>3</sup> Gemeint ist Heinrich von Frauenberg, der zunächst auf seiner gleichnamigen Burg bei Ruschein sass und sehr wahrscheinlich kurz vor 1314 in der Burg Gutenberg bei Balzers starb. Vielleicht war er der Gründer des Minnesängerhauses in Chur und Meister einer Minnesängerschule, so, wie Gottfried von Strassburg es in seiner Stadt oder Heinrich Frauenlob in Mainz war. Wir wissen, dass Heinrich von Frauenberg verschiedentlich als treuer Anhänger des Bischofs auftrat und somit auch oft in Chur weilte. Dasselbe ist für den im 13. Jahrhundert lebenden Misoxer Minnesänger Heinrich von Sax anzunehmen,<sup>4</sup> um so mehr, als Vertreter seines Geschlechtes im 12. und 13. Jahrhundert in Chur starben.<sup>5</sup>

Für die Minnesängerzeit sprechen in Graubünden einige heraldisch oder mit eisernen Rosetten verzierte, stets aus Buchenholz hergestellte Kästchen. Sie stammen ohne Zweifel aus Burgen im Domleschg, im Schams und im Prättigau. Wesentlicher als diese sind jedoch die Malereien des Meisters von Waltensburg, die ganz der höfischen Welt der Manesse-Handschrift verpflichtet sind: im Turm von Maienfeld z. B. die Begrüssung einer Königin durch Dietrich von Bern und eine Gesellschaft adliger Damen und Herren, in St. Georg in Rhäzüns eine grossartige Drachentötung mit dem Ritter Georg, in der Kathedrale und in einigen andern Kirchen heilige Frauen als vollendete Damen der Zeit. Als letzte Äusserung dieser nur auf die vornehme Welt des 14. Jahrhunderts ausgerichteten Kunst sind schliesslich höchst lebendige Jagdszenen im Schloss



selbst und aussen am Schlossturm von Rhäzüns und in einem Saal eines Hauses in Fürstenau, vor allem aber die knapp geschilderte Sage von Tristan und Isolde als Wandmalerei eines Raumes im Schloss Rhäzüns aufzufassen. Wenn man hier zwischen flatternden Nachtvögeln das berühmte Liebespaar mit Brangäne, König Marke im Baum versteckt und das hilfreiche Bächlein sieht, genau so, wie Gottfried von Strassburg sie uns geschildert hat, dann ist ein Minnesängerhaus im nahen Chur mehr als verständlich. Es müsste auch ohne sicheren Beleg in einem so ausgesprochenen Land der Burgen und Pässe zwangsläufig vorausgesetzt werden. Seine sehr späte Erwähnung charakterisiert den endgültigen Abschluss der Feudalzeit.

#### Anmerkungen zu «Das Haus der Minnesänger»

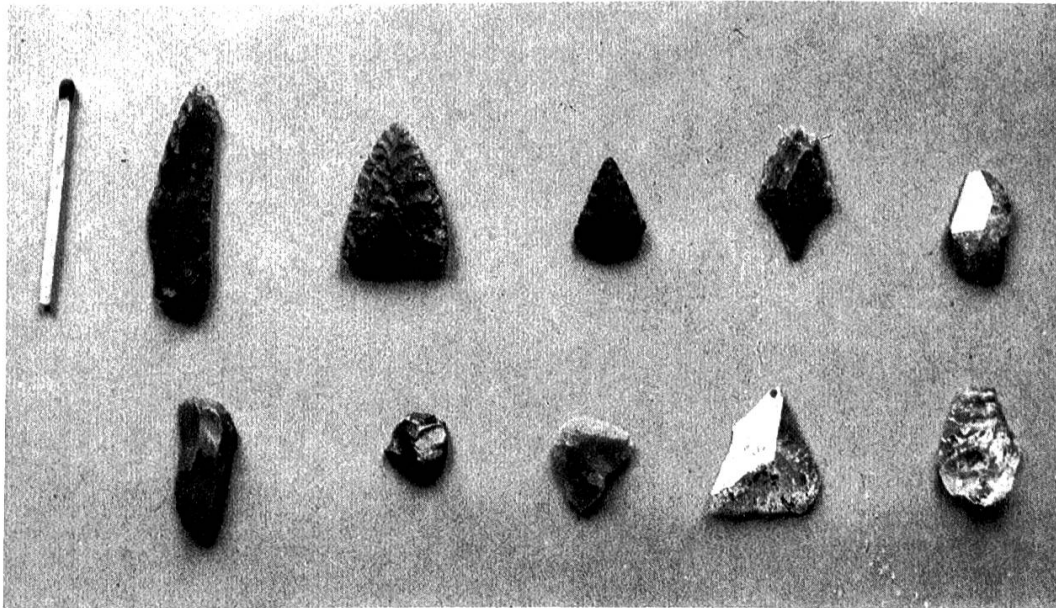
- <sup>1</sup> CD, Bd. 4, Nr. 68.
- <sup>2</sup> BMB 1945, S. 62f.
- <sup>3</sup> Heinrich von Frauenberg, ein bündnerischer Minnesänger, in JB HAGG 1906, S. 119ff.
- <sup>4</sup> C. Simonett, Doch eine Johanniter-Kommende im Misox, in BMB 1964, S. 254.
- <sup>5</sup> Necrol. Cur., 30. Mai, 1. September.

# Ortsregister zum Stadtgebiet von Chur

- Arcas 159, 167
- Badstuben 189 ff.
- Baptisterium 41, 96
- Bonaduz 44
- Brücken 113, 179
- Burgus superior 164 ff.
- Castellum 98
- Castrum 149
- Churwalden 44
  - Kloster 128
- Civitas 67 f., 97 ff., 111 f.
- Clavuz 163, 167 f.
- Curia 16, 20 ff.
- Ehrenbogen, römischer 29 f.
- Emerita hl., Reliquiengrab
  - 64 f., 87 f.
- Freieck 72, 167
- Friedhöfe 131 f.
- Gerichtsstätten 141
- Heiliggeist, Kapelle 132 f.
  - Spital 132
- «Hof» 15, 42 f., 147 ff.
- Hofkellerei, siehe Torturm
- Igis 44
- Imburg = imus Burgus 164 ff.
- Kasernen, römische 35
- Kathedrale
  - 1. Bau 48 ff.
  - 2. Bau 92 ff.
  - 3. Bau 153 ff.
- Königshof 114 f.
- Landquart 43
- Leprosenhaus 127
- Lüen 114
- Marktplätze 165 f.
- Marsöl 147 f.
- Mausoleum der Bischöfe 53 ff.
- Meierhöfe 79, 98, 166 f.
- Minnesängerhaus 194 ff.
- Mühlen 159, 179, 188 f.
- Mühlbäche 34
- Mühlbach, oberer 179
  - unterer 70 f., 189
- Münzstätte 103, 107, 113
- Offiziershaus, römisches 35
- Palatium 147 f.
- Palazi magno 38, 68
  - pitschen 38, 68
- Pfalz 68
- Planaterra 15, 96 f., 100, 117
- Plessur 13, 34
- Punt arsitscha 43
- Rathaus 99, 180, 185 f.
- Reichsstrasse, Reichsgasse 72, 167
- Sägemühle 189
- Salas 167
- St. Andreas 63 f., 87, 89 f., 97, 126
- St. Antonius 127
- St. Florinus 91
- St. Hilarius 91 f., 127
- St. Johannes Baptista 96
- St. Laurentius 91
- St. Lucius, Kirche, 1. Bau 85
  - 2. Bau 125 ff.
- Kloster 82, 122 ff.
- Ruhestätten der Reliquien 65, 82 ff., 85 ff., 104 ff., 120 ff., 124 f., 126
- Fürstenabsteige 123 f.
- St. Martin, Kirche 63, 93 f.
  - Hospiz 127, 132
- St. Margrethen, Kapelle 128
  - Meierhof 79
- St. Nicolai, Kloster 128 ff.
- Quartier 167

St. Peter 38 ff., 91  
St. Regula 96 f.  
St. Salvator 23, 91  
St. Stephan 61 f.  
Schanfigg 44  
Schlachthäuser 188  
Sennhofareal 66  
Spinöl 139 f., 149 ff.  
Stadtmauer, Türme und Tore  
66 f., 99, 112 f., 159 ff., 163  
Strelapass 44  
Stube 149, 185  
Süsser Winkel 167  
Sust 169  
Tamins 44  
Tavernen 169  
Teudoranes 74  
Theodoricopolis 59 ff., 66 ff.

Theoderichturm 67  
Thermen 31 ff.  
Torturm = Theoderichturm  
und Hofkellerei 140, 148 f.  
Trin 43  
Turratscha 152  
Vicus 25 f., 68  
Viktoridengruft 88 ff.  
Vivair 36  
Wälder 117  
Wasserleitungen 34 f.  
Welschdörfli 15, 23 ff., 68, 111,  
114 f.  
Werkmeisterhaus 99, 179 f.  
Wirtschaftsbauten 168 f.  
Wohnbauten 168  
«Wölbe» 152  
Zollstation 111 ff.



1. Jungsteinzeit. Objekte aus Feuerstein und Bergkristall (S. 12)



2. Bronzezeit. Votivspirale (S. 14)



3. Römische Dianastatue (S. 30)



4. Welschdörfli. Ausgrabungen (vgl. Figur 4, Falttafel, D)

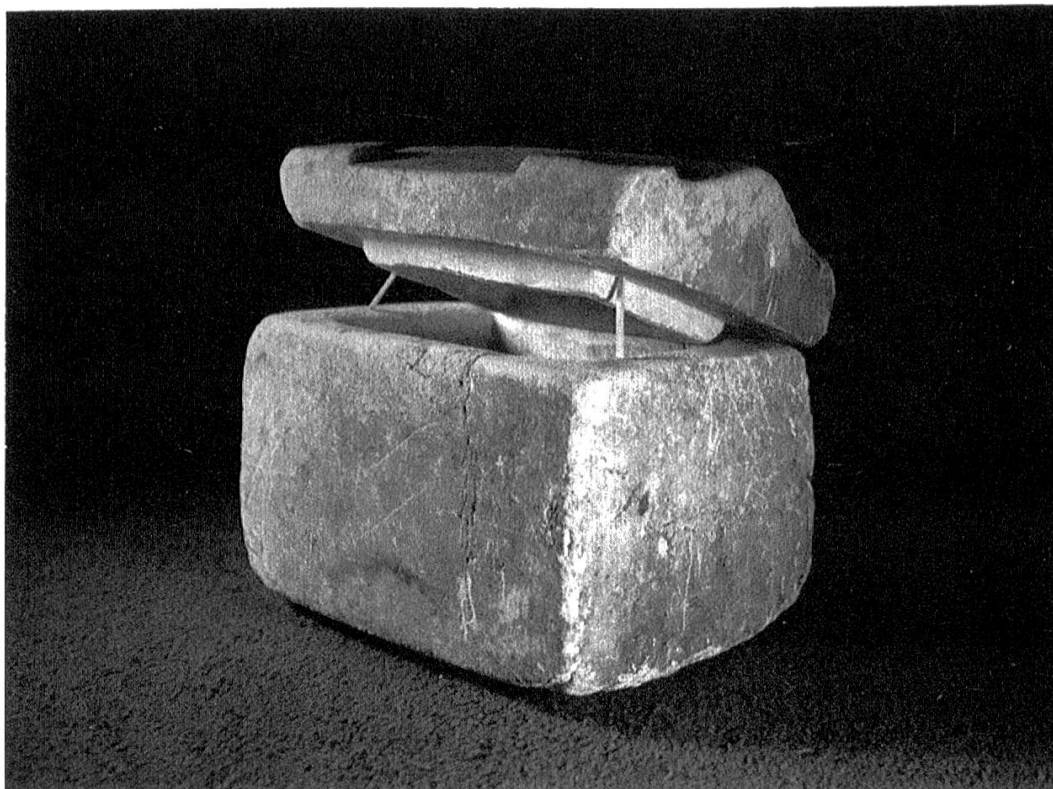


5. Römische Inschrift (S. 28)

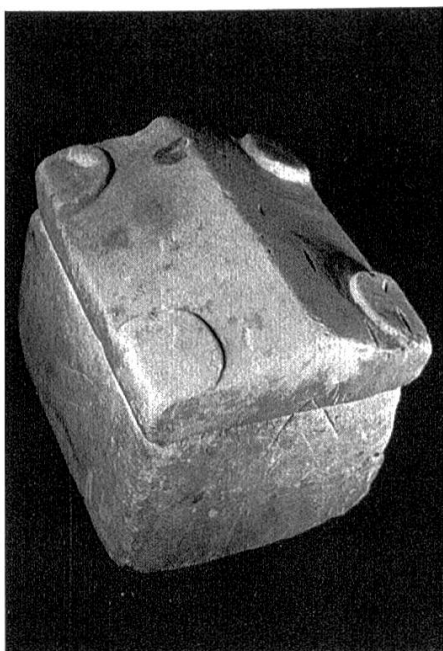


6. Römische Wandmalerei, Schwan (S. 26)

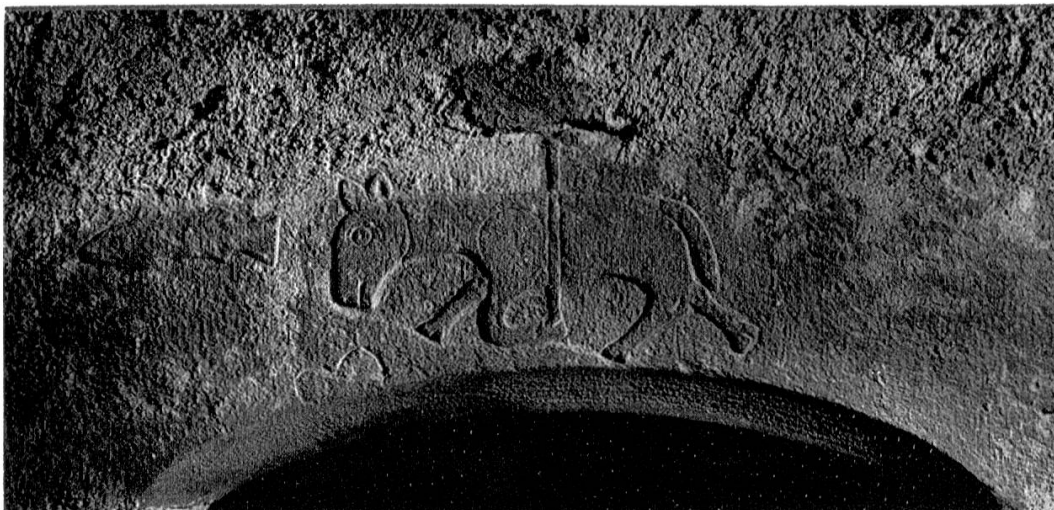




7. und 8. Reliquiensarkophag (S. 51)



9. Inschrift von 548 (S. 54)



10. Nachträglich als Türsturz verwendetes Relief (S. 90)



11. Gipsmedaillon (S. 51)



12. Fragment  
eines Marmorreliefs  
(S. 62)



13. Theodosius II., 408–450 (S. 48)



14. Anastasius, 491–518 (S. 72)



15. Athalaricus  
526–534 (S. 72)



16. Heraclius und  
Heraclius Const.  
613–630 (S. 74)

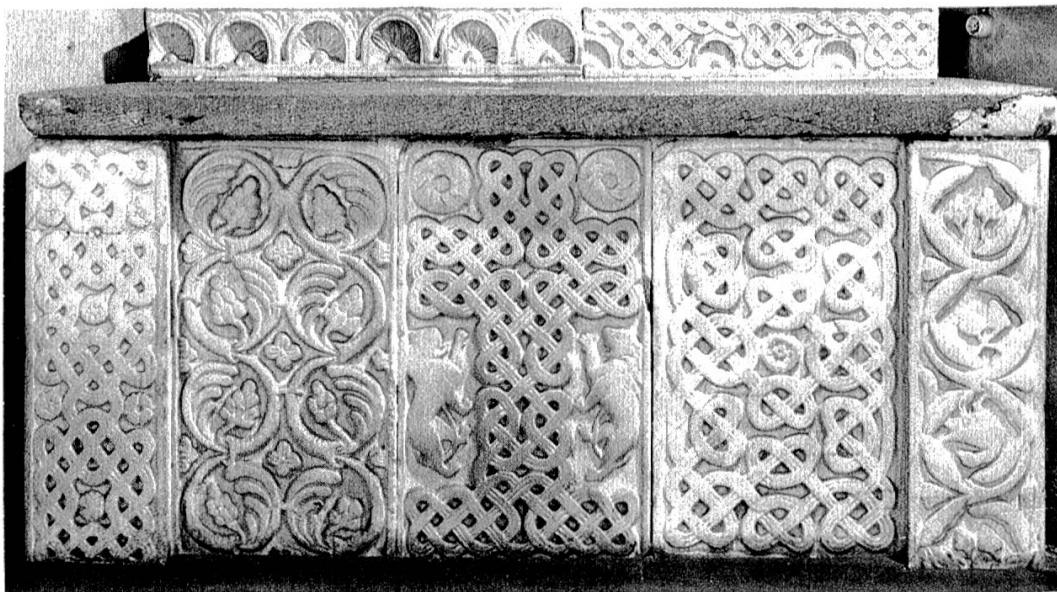


17. Karl der Grosse,  
um 790 in Chur  
geprägt (S. 103)



18. Bischof Friedrich v. Montfort, 1282–1290 (S. 143)

**Münzen aus Chur** (13, 14 verkleinert, 15–18 vergrößert)



19. Kathedrale. St. Laurentiusaltar (S. 93)

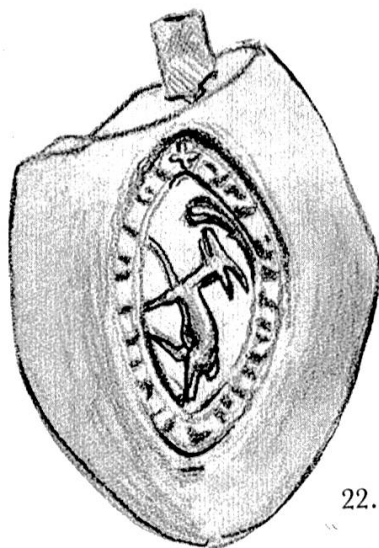


20. Kathedrale. Rückseite des Hochaltars mit eingelassener älterer Altarplatte (S. 51)





21.



22.



24.



23.



25.

**Churer Siegel**  
(natürliche Grösse)

- 21. Stadt, um 1260  
(S. 175)
- 22. Bischöfl. Notar, 1291  
(S. 143)
- 23. Stadt, um 1300  
(S. 181)
- 24. Stadt, um 1330  
(S. 182)
- 25. Stadt, wahrsch. 1465  
(S. 183)





27. Chur.  
Der Altstadt kern,  
1965 (S. 113)



28. Chur. Der Hof, 1550 (S. 67)



26. Kanzlersiegel, mit  
Reichsadler, um 1240  
(S. 176)



29. Hof, Turm der Reichsvögte (S. 151)